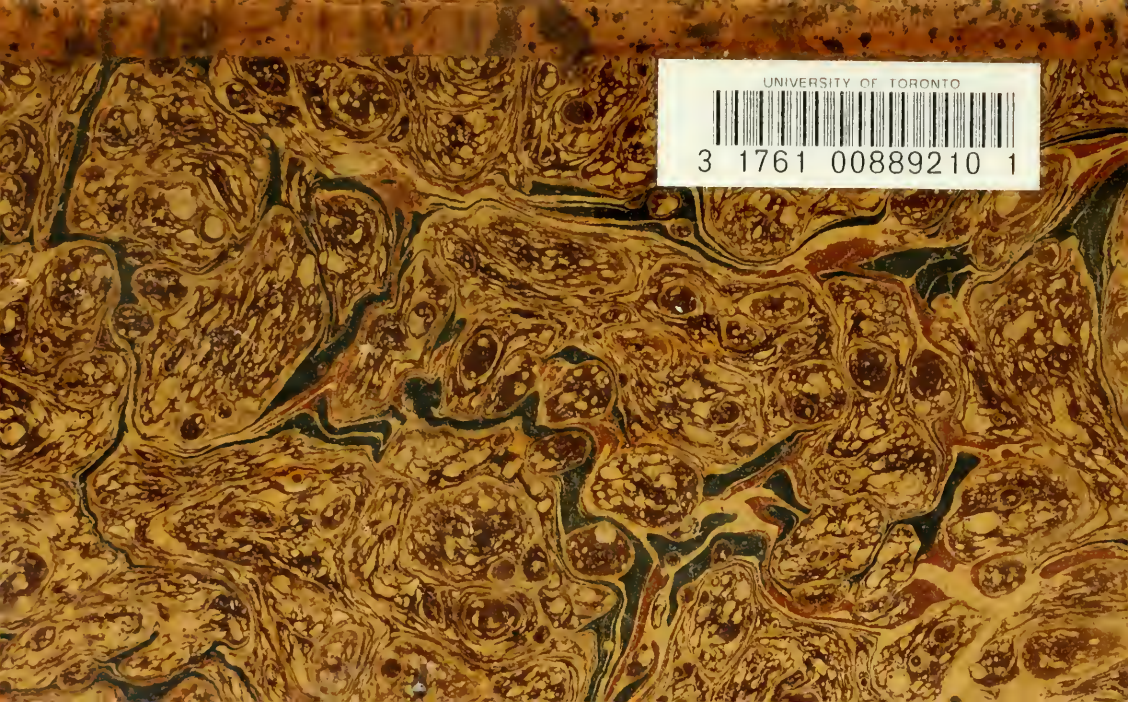
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00889210 1

213

Die Belagerung Wiens.

Von

Caroline Pichler,

geborne

von

Greiner.

Erster Theil.

Wien, 1824.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.

Leipzig,

in Commission bey August Liebeskind.

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

Die Belagerung Wiens.

Erster Theil.

PT
2445
P8B4

Auf der Straße, welche von Wien über Grätz nach Italien führt, kommt der Reisende durch viele mahlerische Gegenden, unter welchen sich das Mürz- und Muhrthal wegen ihrer reizenden Umgebungen, ihrer hellen Ströme, begrünten Höhen und freundlichen Ortschaften besonders auszeichnen, und schon manches Lob von Reisebeschreibern und Dichtern geerntet haben. Aber auch der Anfang dieses Weges, wo er, die Ebenen verlassend, hinter Glocknitz sich zwischen immer wachsenden Hügeln und Bergen gegen den Sömmering zu wendet, hat sehr schöne Ansichten, und besonders überraschend ist der Anblick des Marktes Schottwien, der, zwischen den beyden steilen Wänden einer Bergschlucht hinein gebaut, gleichsam den Eingang in das freundliche Paradies der Steyermark bildet.

Wie man etwas weiter in das Thal vordringt, zeigen sich die großen Massen des Sömmerings mit ihren Wäldern, Felsenpartheien, und der prächtigen Straße, welche im Zickzack, oft künstlich untermauert, oft durch Felsen gesprengt, sich bis auf den Gipfel windet. Seltsam sieht es aus, wenn die Züge der schwer beladenen Wagen, mit sechs, acht, und oft mehr Rossen oder Ochsen bespannt, den Weg in seinen Krümmungen dahin ziehen, und eine Reihe Fuhrwerk über der andern erscheint. Fast mitten auf der Höhe des Berges liegt ungemein mahlerisch das Kirchlein Maria Schutz im Schatten waldiger Anhöhen, wird für manchen Pilger, der mit frommem Glauben dahin wallt, wirklich ein Ort des Schutzes und der Zuversicht, und bildet mit der prächtigen Kunststraße und der großartig wilden Gegend einen anziehenden Contrast. Allmählich steigt der Pfad aufwärts, und ohne große Beschwerde gelangt man auf den Gipfel, und sieht überrascht auf einer Seite die weit ausgedehnte Fläche von Unterösterreich bis an die fernen blauen Hügel der Mährischen und Ungarischen Grenze, mit zahllosen Dörfern, Städten und reichen Kornfeldern bedeckt, während auf der an-

dern Seite der Blick sich in die wunderbar heimliche Gebirgswelt der Steyermark hinabsenkt, wo höhere und niedere Bergkuppen, dichte, weit verbreitete Waldungen, helle Ströme und zerstreute Hütten eine minder reiche und bequeme, aber darum keine minder schöne Existenz der Bewohner beurkunden. Ganz oben auf dem Gipfel, eben da, wo die Grenze die beyden Länder Österreich und Steyermark scheidet, steht jetzt das Monument Kaiser Karl des VI., des Erbauers dieser Straße, bezeichnet diesen Punct, und ist zugleich eine würdige Erinnerung an den sinnigen Baugeist, der unter diesem Fürsten, und hauptsächlich durch ihn in Österreich waltete, wie denn wirklich die schönsten und regelmäßigsten Gebäude, welche noch jetzt die Kaiserstadt und ihre Umgebungen zieren, aus jener Periode stammen, und theils diesem kunstliebenden Monarchen selbst, theils dem Helden von Zenta, dem großen Prinzen Eugen von Savoyen, ihren Ursprung verdanken.

Zu jener Zeit, in welcher die Geschichte vorgeht, die den Inhalt dieser Blätter ausmachen soll, war aber die eigentliche Grenzscheide, und im buchstäblichen Sinn die Pforte zur Steyermark, etwas weiter vorwärts, bey dem Paß

und Schloß Clamm, von welchem jetzt nur noch einige Mauern auf der Anhöhe rechter Hand zu sehen sind, und die damahls noch eine ziemlich erhaltene Veste im Besitz einer seitdem ausgestorbenen Familie, der Herrn von Volkersdorf, war. Mit Thürmen und Mauern umgeben, die in noch früherer Zeit wohl zu seiner und des Landes Vertheidigung hatten dienen können, schaute das Schloß ziemlich trotzig von der Felsenwand an der rechten Seite, wenn man aus Neustadt kommt, in die Schlucht hinab. Eine starke Mauer, von Stelle zu Stelle mit Thürmen versehen, welche im Nothfall eine Weile haltbar waren, und dem Feinde eben so viele Puncte, die er überwältigen mußte, darbothen, zog sich vom Schloß bis in den Paß herab, der hier sehr enge wird, stieg auf der andern Seite der Schlucht eben so wieder an dem Felsen in die Höhe, und gab unten nur durch ein Thor, dessen Huth den Wächtern des Passes anvertraut war, Raum, um von einer Provinz in die andere, von Österreich nach Steyermark, zu gelangen.

Das Schloß selbst bestand aus mehreren weitläufigen Gebäuden, Thürmen und Warten, und stammte nach seinen verschiedenen Theilen,

wie viele alte Schlösser, aus verschiedenen Zeitaltern. Der am höchsten gelegene Bau, der mit den stärksten Thürmen und dicksten Mauern versehen war, sollte, wie es hieß, aus der ersten Zeit der Wiederbevölkerung Österreichs unter den Babenbergischen Herzogen herrühren, wo, nachdem die Raubzüge der Avaren und Hunnen das Land verödet hatten, zuerst wieder einige Ordnung und Sicherheit aufkam, das Volk sich auf dem platten Lande sammelte, die Mächtigen ihre Burgen auf weit umschauenden Felsen baueten, um die Annäherung der Feinde zu erspähen, und wo die oftmahligen Einfälle der Hungarn alle Kraft der Babenbergischen Markgrafen und ihrer Lehensleute in Anspruch nahmen. Dieser Theil der Burg Clamm war nun schon längst verfallen, und Fledermäusen und Käuzlein zur Wohnung überlassen, indessen die spätern Bewohner in friedlicheren Zeiten auf dem weiter unten gelegenen Raum sich einen bequemeren Aufenthalt erbaut hatten. Aber auch dieser war durch die Vernachlässigung einer langen Reihe von Jahren, während welcher die Herren von Volkersdorf in mehreren Generationen die Kriege ihrer Fürsten unter Wallenstein, Erzherzog Leopold Wilhelm, und

später gegen die Türken ausgefochten, und ihr Vermögen zugesetzt hatten, in Verfall gerathen. Einst waren die Besitzungen dieses Hauses in Österreich unter und ob der Enns bedeutend zu nennen gewesen, und hatten ansehnliche Einkünfte gebracht. Aber jene steten Kriege, die oftmalige Abwesenheit der Besitzer, hatte allmählich das große Vermögen geschmälert; eine Burg nach der andern mußte verpfändet oder wohl gar verkauft werden, und dem letztverstorbenen Familienhaupte war von allen seinen Gütern nichts als das Schloß Clamm und die dazu gehörigen Gründe und Unterthanen in der Thalschlucht hinter dem Sömmering übergeblieben. Hier lebte er, wenn seine Kriegsdienste es ihm erlaubten, zu Hause zu seyn, mit seiner damahls blühenden schönen Gemahlinn, einem Fräulein von Ferronay, aus Ungarn gebürtig, in zufriedener Ehe, der zu ihrem vollkommnen Glücke nur Kinder fehlten. Lange schien ihnen der Himmel diese versagen zu wollen; endlich fiel Frau von Volkersdorf auf den Gedanken, bey diesem selbst unmittelbare Hülfe zu suchen. Sie verlobte sich der heiligen Jungfrau zu Maria Zell, und verhieß, das erste Kind, das deren Fürbitte ihr erhalten werde, dem

Himmel zu weihen. Bald darauf fühlte sie sich gesegneten Leibes, und genas zu seiner Zeit eines Töchterchens, zur doppelten Freude ihres Mannes, der nur ungern seinen erstgebornen Sohn dem Dienste der Waffen, unter welchem er und alle seine Väter grau geworden waren, entzogen, und dem Kloster überlassen hätte.

Hierauf folgten zwey Söhne, und endlich die jüngste Tochter, Katharine. Sobald die Knaben den Degen führen, und das Pferd tummeln konnten, führte sie der Vater zu dem Berufe an, der ihm als der einzige eines Edelmannes würdige erschien; sie standen bey verschiedenen Regimentern und sahen die väterliche Burg, die Mutter und Schwestern nur selten. Mit Katharinen hatte der Vater eigne Absichten. Sie war sein Liebling. Ihr sanfter Sinn, ihre stets gleiche Freundlichkeit hatten sie ihm viel werther als Ludmillen gemacht, die, als das unmittelbare Geschenk des Himmels, der Mutter Günstling war, und um derentwillen Katharine oft vernachläßigt und hintangesetzt wurde. Wirklich war auch, wie in ihrem Äußern so in ihrem Innern, eine so gänzliche Verschiedenheit zwischen den beyden Mädchen, daß man sie kaum für Schwestern gehalten hätte. Ludmil-

lens Gestalt fiel im ersten Augenblick jedem Beobachter auf. Sie war von mehr als mittlerer Größe, schlank und zart gebaut. Sehr feinen edlen Zügen des jugendlichen Gesichts gab eine auffallende Bläße etwas Rührendes, aber über alles seltsam wirkte der Ausdruck zweyer großer hellblauen Augen unter der Beschattung von kohlschwarzen langen Wimpern, und eben so dunkeln als starken Augenbraunen. Über die sehr schön geformte Stirn, und um die zarten Wangen ringelte sich nach der damahligen Mode das schwarze Haar in reichen feinen Locken, und erhob dadurch die Weiße der Haut; und eine ernste Haltung, ein melancholischer Zug um den kleinen fein gespaltnen Mund, und in der Senkung der zarten Augenlieder, welche meist die Blicke halb verschleyerten, vollendete den sonderbaren, aber anziehenden Eindruck, den Ludmillens Erscheinung machte. Viel weniger auffallend, obgleich nicht minder hübsch, war Katharinens Bildung. Kleiner und voller als die Schwester, machte ihre Gestalt keine stolzen Ansprüche; aber die weichen, schön gerundeten Formen des blendenden Nackens, und der zierlichen Arme, der Ausdruck von unendlicher Güte und Liebe, welcher sich in

den kindlich frommen Zügen des runden Gesichtchens, in den Blicken der hellen braunen Augen spiegelte, gewann nach und nach, und wenn man Ludmillen bewunderte, liebte man Katharinen.

In ihrem Innern herrschte derselbe Contrast. Ludmillens Verstand war von Natur lebhaft und durchdringend. Die Mutter hatte ihn überdieß, in Rücksicht auf ihren künftigen Stand, nicht ohne Mühe und Kosten mit allen Kenntnissen und Fertigkeiten schmücken lassen, welche damahls zur vollendeten Erziehung eines adlichen Fräuleins gehörten; denn sie wollte Gott eine köstliche Gabe darbringen. Ludmilla verstand daher, außer den Dingen, die sie als künftige Chorfrau kennen mußte, noch einige lebende Sprachen, war in vielen künstlichen Arbeiten wohlerfahren, wußte etwas weniges von Geschichte und Erdbeschreibung, und spielte die Theorbe meisterlich. Dieß, und die hohe Meinung, die sie von ihrem künftigen Stande hegte, in welchem sie sich schon als irgend eine gefürstete Äbtissinn sah, nährte ihren Stolz, und die ungemeßne Liebe ihrer Mutter, so wie die früh gewohnte Unterordnung der jüngern Schwester sicherten ihr unbestrittene Herrschaft im Hause. Auch gab die stete Erinnerung, daß sie

eine Gottgeweihte Jungfrau sey, ihrem Äußern eine Kälte und Majestät, die abschrecken hätte können, wenn nicht hinter derselben sich eine leidenschaftliche Gluth des Gefühls verborgen hatte, deren Ausbrüche, so selten sie waren, um desto mehr überraschten; und eine stets bewegliche Phantasie lieh allem, was sie that und sagte, einen eigenthümlichen und anziehenden Ausdruck.

Katharine hatte weder diesen scharfen Geist, noch die vielen Fertigkeiten, noch weniger aber die leidenschaftliche Heftigkeit ihrer Schwester. Ein klarer richtiger Verstand, der sich mit Liebe Vieles von dem angeeignet hatte, was man die Schwester zu lehren beflissen war, eine tiefe stets gleiche Wärme des Gefühls, inniges Wohlwollen gegen alles, was ihr durch Bande der Pflicht oder Natur heilig war, Liebe zum friedlichen Leben, willige Unterordnung gegen Andere, welche aus einer allzubescheidnen Meinung von ihrem Werthe entstanden war, endlich eine unermüdliche Freundlichkeit machten die Grundzüge ihres Charakters aus; und wenn sie auch auf der Theorbe nicht wie ihre Schwester Bewunderung erregen konnte, so hatte ihr die Natur eine biegsame wohllautende Stim-

me gegeben, womit sie sich und Andern Freude zu machen im Stande war.

So waren diese beyden Schwestern durch Natur und Umstände geworden, und liebten sich trotz aller Verschiedenheit des Sinns und mancher Mißverhältnisse, welche die Vorliebe der Mutter für die ältere erzeugte, herzlich. Des Vaters wärmere Gunst hielt dafür die jüngere schadlos, und sie sollte es seyn, die sanfte fromme Lieblingstochter, von der er zuerst Enkel auf seinem Schooße zu wiegen hoffte. Schon in früher Jugend hatte er sie dem Sohne seines ehemahligen Waffengefährten und Freundes, dem jungen Sandor Szalatinsky, versprochen, dessen Vater auf seinen Gütern in der Zips, nahe an der pohlnischen Grenze, lebte. Des jungen Mannes tüchtiger Charakter, die Klugheit, mit der er sich in jenen unruhigen Zeiten zwischen Partheyen benahm, welche durch politische und religiöse Meinungen aufs bitterste getheilt waren, und die Festigkeit, mit welcher er den einmahl ausgesprochenen Gesinnungen seines Hauses für Österreich anhing, sicherten ihm allgemeine Achtung, und rechtfertigten des Vaters Wahl. Mit Zufriedenheit sahen die Ältern, mit ruhigem Vergnügen Katharine dem Zeit-

punct entgegen, der dieß in unbewußter Kindheit geknüpfte, und seitdem treu bewahrte Band vor dem Altare Gottes heiligen sollte; aber mit liebender Ungeduld erwartete ihn der Jüngling, und zürnte den Umständen und Zeitverhältnissen, die schon manche Störung und manchen Aufschub seines Glückes veranlaßt hatten. Nun war die Verbindung auf den nächsten Frühling angesetzt, als ein unerwarteter Tod den alten Herrn von Volkersdorf auf seinem Schloß überraschte; es übrigte ihm gerade noch so viel Zeit, seinen künftigen Schwiegersohn, der sich eben Geschäfte halber in Wien aufhielt, rufen zu lassen, auf dem Todbette seine Zusage zu erneuern, und ihm in Abwesenheit seiner beyden Söhne die Obsorge über seine verlaßne Familie, und das Glück seines Lieblings zu empfehlen. Sandor gelobte mit tiefer Rührung, mit Thränen, die dem ernsten Gesicht des kräftigen Jünglings so wohl ließen, gern, was sein Herz auch unaufgefordert gethan haben würde. Volkersdorf starb in den Armen der Seinigen; aber mit seinem Tode schien gleichsam die Losung zu den Unglücksfällen gegeben zu seyn, welche nun über die Familie hereinbrachen. Des Vaters Tod, und selbst Katharinens Stimmung, die

mit dem Vater so viel verloren hatte, machten einen langen Aufschub der Hochzeitfeyerlichkeiten nothwendig. Szalatinsky mußte auf seine Güter zurück. Allerley böse Nachrichten, Hagelschlag, Veruntreuung der Beamten und Brand folgten sich schnell, und schmälerten das ohnedieß kleine Vermögen des Volkersdorfischen Hauses. Endlich raffte die große Pest, welche im Jahr 1679 zu Wien herrschte, den jüngeren Sohn, der mit seinem Regimente dort lag, hinweg, und vollendete das Unglück der gebeugten Familie. Das nächste Jahr, als kaum jene tiefen Wunden minder stark zu bluten anfingen, verbreitete die Seuche sich aufs Land umher, kam in die Provinzen, und in die bisher noch unberührten Gebirgsthäler. Frau von Volkersdorf, die schon so viel verloren hatte, wollte wenigstens sichern, was noch zu retten war, und schickte ihre Tochter, da die Sorge für ihr Haus ihr nicht gestattete, dieß zu verlassen, unter schicklicher Begleitung zu ihrem Bruder Ferronay nach Preßburg.

Es war das erstemahl, daß die beyden Mädchen, denen bisher Neustadt der Gipfel aller Herrlichkeit gewesen war, eine größere Stadt sahen, in welcher ein reges und reiches Leben

sich bewegte; denn Preßburg war damahls, so lange Ofen noch unter Türkischer Bothmäßigkeit stand, die Hauptstadt des Reiches und der Sammelplatz eines viel vermögenden Adels. Eine neue Welt ging beyden auf, und ergriff jede auf eigenthümliche Art. Katharine war im Anfange schüchtern, in sich gekehrt; sie fühlte sich allein, sie vermißte die gewohnten Umgebungen, und sehnte sich in die Einsamkeit ihrer Berge zurück. Nach und nach verlor sich der fremde peinliche Eindruck. Ihre Cousinen, ihre Tante Ferronay kamen ihr mit Freundlichkeit entgegen, ihr Oheim zeigte ihr besonderes Wohlwollen, sie fing an aufzuthauen, und fühlte sich endlich, wie sie hier mehr zu Hause war, aufs angenehmste von dem geselligen Leben, den wechselnden Zerstreuungen, dem Glanz angeregt, der in ihres Oheims sowohl als seiner Bekannten Häusern herrschte. Diese Menge des Silbergeräthes, diese Pracht der reichen Nationaltracht, dieses kostbare Geschmeide bey Männern und Frauen, überraschte und freute sie. Sie bewunderte alles, alles machte ihr Vergnügen; kaum bemerkte sie, daß sie in ihrem einfachen Anzug eine Art von Contrast mit dem allen bildete, nahm es aber mit inniger Dankbarkeit

und kindlicher Freude an, als Ferronay, dem einige Spöttereyen seiner Frau und Töchter die Armuth seiner Nichten bemerklich gemacht hatten, ihr und ihrer Schwester artige Geschenke an Kleidern und Putzsachen brachte, die er eigens für sie von Wien hatte kommen lassen, und die den Reiz ihrer lieblichen Gestalt erhöhten, als sie das erstemahl, mit Geschmack und doch mit bescheidenem Sinn gekleidet, vor ihm erschien, und Viele von den reicheren Damen neben dieser holden Erscheinung verschwanden.

Ganz anders hatte die neue Lebensweise, in welche sie eintrat, auf Ludmillen gewirkt. Diese zahlreichen Kreise, diese mannigfachen und bedeutenden Gegenstände der Gespräche, die sie von Männern, und auch wohl von mancher geistvollen Frau behandeln hörte, die Intriguen der Höfe, die politischen Ereignisse, die Stellung des Landes selbst gegen Österreich und die Nachbarstaaten in jener Zeit bürgerlicher Bewegungen, öffneten eine unbekannte und glänzende Welt vor Ludmillens Blicken. Es war ihr, als hätte sie bisher geschlafen, und sey nun erst zum Leben erwacht. Selbst die Pracht der äußern Umgebungen, der Wohnungen, der Kleidung, endlich der Ton der Bessergebildeten

in diesen Kreisen, welcher durch den häufigen Verkehr mit Wien und Paris im glänzenden Zeitalter Ludwigs XIV. und durch das Studieren auf fremden Universitäten eine Feinheit und Leichtigkeit erhalten hatte, die Ludmillen bisher ganz fremd geblieben, schienen ihr aufs höchste zuzusagen. Verwandte Saiten in ihr klangen nach, und aus den innersten Tiefen ihres Wesens entwickelten sich Fähigkeiten, Kräfte, aber auch Wünsche, von welchen sie vorher keinen Begriff gehabt. Sehr bald hatte sie in Anzug, Betragen und Gespräch sich die Sitten der neuen Welt, in der sie aufgenommen war, zu eigen gemacht. Des Oheims Geschenke, die sie mit freundlichem Dank, aber mit jener ruhigen Würde empfing, womit eine Fürstinn schuldige Huldigungen aufnehmen kann, setzten sie in den Stand, durch ihren Anzug den Eindruck, welchen ihre Schönheit, so wie die ungewöhnliche Richtung ihres Geistes auf die Männerwelt machte, gehörig zu unterstützen. Bald waren die Fräulein von Volkersdorf das Augenmerk und die Seele der jugendlichen Kreise, die sich im Hause des Freyherrn von Ferronay und bey andern Magnaten versammelten. Katharine war über alles dieß bloß froh, ja zuwei-

len selbst etwas verlegen, und suchte durch große Freundlichkeit und Aufmerksamkeit sich von ihren Gefährtinnen, und insbesondere von ihren Cousinen, Verzeihung für ihre größere Liebenswürdigkeit zu erkaufen. Ludmilla setzte sich auf einen Fuß, der jede Gemeinheit wie jede zu freye Annäherung fern hielt. Ihr heller Verstand ließ sie bald die Alltäglichkeit der Denkart ihrer Tante und ihrer Cousinen durchschauen; sie wußte, daß sie hier nicht geliebt werden konnte, und so war es ihr nicht unangenehm, wenn sie gefürchtet wurde. Gegen das andere Geschlecht behauptete sie einen Ernst, der der Gottgeweihten Jungfrau wohl ziemte, nahm alle Schmeicheleyen wie schuldigen Tribut auf, und freute sich nur dann, wenn ernstdenkende Männer sie an ihren Gesprächen, an ihren Verhandlungen über wichtige Ereignisse Theil nehmen ließen, und auf das Urtheil ihres von keinem Partheygeist getrübten Verstandes einigen Werth zu legen schienen.

Bis jetzt waren die Herzen beyder Schwestern noch ganz ruhig geblieben, und diese Ruhe stand der künftigen Nonne, und der anerkannten Verlobten eines würdigen Jünglings, den Katharine hier von Vielen preisen hörte,

zu wohl an, als daß es einer von ihnen in den Sinn gekommen wäre, es könne je anders seyn; vielmehr dachten Beyde, wenn sie in ihrem einsamen Zimmer sich mit schwesterlicher Offenheit über ihre Lage unterhielten, nichts anders, als daß sie bey ihrer Rückkunft nach Hause, welche von dem Gesundheitszustand ihrer Heimath abhing, die Erfüllung ihres beyderseitigen Schicksals erwarte, denn so hatte es Frau von Volkersdorf und Szalatinsky's Vater bestimmt.

Zu den übrigen glänzenden Unterhaltungen, womit der reiche Ungarische Adel die Zeit des Winteraufenthalts in der Stadt vertrieb, gehörten auch Bälle, eine Art von Festlichkeiten, die durch ihr Geräusch, ihren Glanz, ihre Lebendigkeit blendend auf die beyden Mädchen wirkten. Ludmille nahm zwar keinen Theil an dem eigentlichen Zwecke desselben; denn sie pflegte gar nicht, oder nur im allerengsten Familienkreise zu tanzen, obgleich sie es mit besonderem Beyfall und vieler Anmuth that. Katharinen aber sagten diese Unterhaltungen vor allen zu, sie hüpfte mit frohem Sinn und reizender Leichtigkeit durch die Reihen hin, und ahnete nicht, wie viele Blicke der Männer ihr mit Vergnügen folgten, und wie neidisch die Mädchen sie ansahen.

Eine sehr wichtige Begebenheit für Ungarn in jener Zeit trat jetzt ein, die Ernennung eines Palatins des Reiches. Zur Freude aller derjenigen, welche es mit dem Hofe hielten, und Ruhe im Lande wünschten, gelangte ein Graf Esterhazy zu dieser Stelle, und seine Erhebung wurde mit glänzenden Festen, Tafeln, Erleuchtungen und Bällen gefeyert. Zu einem dieser letztern, von welchem sich die damahlige schöne Welt von Preßburg ungemein viel Freude versprach, wurden auch die beyden Fräulein von Volkersdorf zugleich mit der Familie des Barons von Ferronay eingeladen, und die Zubereitungen, welche die gesammten Damen des Hauses zu machen, die Personen, die sie dort zu treffen, die Freuden, die sie zu erwarten hatten, beschäftigten schon viele Tage vorher alle Gemüther. Sie waren der Gegenstand des Gespräches, wenn die Mädchen, um die Baroninn von Ferronay herumsitzend, an ihren Ballanzügen arbeiteten, und begierig jede Nachricht auffaßten, die etwa ein besuchender Freund von dem erwarteten Feste brachte. Auf diese Art hatten sie schon öfters eines jungen Grafen Zriny, als einer sehr merkwürdigen Person, erwähnen gehört, welche sie bey dieser Gelegenheit

kennen lernen sollten. Es war ein Sohn jenes unglücklichen Grafen Zriny, welcher viele Jahre früher sich in hochverrätherische Plane gegen seinen Monarchen eingelassen, und die Strafe dafür durch die Hand des Henkers in der Neustadt empfangen hatte, wo noch an der Kirche sein Denkmahl mit einer lateinischen Inschrift, welche seine Schuld bezeugt, zu sehen ist. Diesen Sohn, den letzten Sproßen eines großen berühmten Hauses, das sich in der Geschichte seines Vaterlandes ausgezeichnet hatte, nahm Kaiser Leopold als einen halberwachsenen Knaben von vielversprechenden Talenten und seltner Schönheit mitleidsvoll auf, ließ ihn mit großer Sorgfalt erziehen, in allen Wissenschaften und Künsten, welche damahls einen Cavalier zieren sollten, unterrichten, erlaubte ihm nach einiger Zeit den Nahmen seines Vaters, den er ablegen hatte müssen, wieder zu führen, zog ihn an seine Person, ernannte ihn zum Kammerherrn, und überhäufte den Jüngling, der wirklich eine ausgezeichnete Erscheinung geworden war, mit Bezeugungen einer fürstlichen Großmuth, und beynahe väterlichen Liebe. Zriny schien auch diese Vorliebe seines Monarchen mit der treue-

sten Anhänglichkeit zu erwiedern; er begleitete den Kaiser überall hin, wich auf Jagden und Reisen, und wo nur immer der Dienst mit einiger Aufopferung verbunden, oder des Kaisers Person einer besondern Aufmerksamkeit benöthigt war, nie von ihm, und wurde von ihm zu vielen wichtigen und geheimen Geschäften, die über des Jünglings Jahre zu gehen schienen, gebraucht. Daher war Graf Zriny das Augenmerk des ganzen Hofes und des Adels in Wien und Ungarn geworden; und wenn seine Schönheit, der Anstand seiner Haltung, der Zauber seines Umgangs die Frauen für ihn gewannen, so erregten seine glänzenden Eigenschaften, die große Gunst des Kaisers, und die zuversichtlichen Manieren, eine Wirkung des Bewußtseyns so vieler, theils angeborner, theils auf ihn gehäufter Vorzüge, den Unmuth und nicht selten den Haß der Männer. Zriny wußte das, aber er schien es nicht zu achten, so wenig als die nachtheiligen Bemerkungen und Vermuthungen, die man aus seinen etwas seltsamen Familien-Verbindungen herleiten wollte, indem seine Schwester Helena, eine großgesinnte aber herrschsüchtige Frau, zuerst Georg Rakozy's, des Fürsten von Siebenbürgen,

und dann seines Nachfolgers Emerich Tököly's Gemahlinn war, zweyer Männer, welche öffentlich Parthey gegen ihren König genommen, und wovon der letzte, wie man sagte, beständig Verbindungen mit Constantinopel unterhielt, und mit dem Erbfeind der Christenheit sich in ein Bündniß gegen seinen rechtmäßigen Monarchen eingelassen hatte.

Trotz allen diesen Bemerkungen und Gerüchten stand Zriny fest in der Gnade des Kaisers, und so wagte es Niemand, dem anerkannten Günstling öffentlich etwas von dem zu zeigen, was man sich hinter seinem Rücken über ihn zuflüsterte. Vielmehr beugte sich Alles vor ihm, Alles schmeichelte ihm, und suchte sich seiner Gunst zu empfehlen, und die Augen der verschiedenen Partheyen, in welche sein Vaterland Ungarn damahls getheilt war, waren mit eben so verschiedenen Meinungen und Erwartungen auf ihn gerichtet, indem die Einen mißtrauisch auf jeden seiner Schritte lauerten, und die Anderen ihn für ihre Absichten zu gewinnen suchten.

Jetzt war er kürzlich von Paris zurückgekommen, wohin ihn der Kaiser in wichtigen Aufträgen gesendet, und wo er am Hofe Ludwig's XIV. keine unbedeutende Figur gespielt,

indem des Kaisers Freygebigkeit seine persönlichen Vorzüge auf eine ausgezeichnete Art unterstützt hatte. Man erwartete ihn in Preßburg und bey dem bevorstehenden Ballfeste, und war, vielleicht um seinetwillen, übereingekommen, nicht in vaterländischer, sondern in französischer Tracht dabey zu erscheinen. Ludmilla genoß das unsägliche Vergnügen, sich das erstemahl wie mitten nach Paris, oder in eine andere Residenz von Europa, versetzt zu glauben, und war selbst so vortheilhaft angezogen, daß sie eine der bedeutendsten Gestalten des ganzen Festes war. Ein Kleid von himmelblauem Seidenzeug umschloß ihre schlanke Taille, welche durch ein steifes Mieder die damahls beliebte Form von besonderer Feinheit an den Hüften und genugsamer Länge erhalten hatte. Von den Hüften wallte das faltenreiche Kleid herab, welches, vorn offen und zu beyden Seiten mit Silber garnirt, den Rock von gleichem Stoffe und Besatz sehen ließ.

Die Ärmel waren von bauschendem weissen Flor reich mit Niederländer Spitzen besetzt, deren unterste Reihe oben am Ellenbogen sich anschloß, und so über den schönen weißen Arm spielte. An der Brust lief ein ziemlich breiter

Streifen von gefaltetem Flor am Rand des weit ausgeschnittenen Mieders hin, und war mit leichten Perlenschnüren einigemahl umwunden, und eben solche Perlenschnüre besetzten auch die Nähte des himmelblauen Mieders selbst. Ihr reiches dunkles Haar war in unzählige lange feine Locken getheilt, welche leicht gekräuselt, wie man sie auf einigen Porträten der schönen Ninon de l'Enclos sieht, sich mahlerisch über Stirn und Schläfe zerstreuten, daß die Weiße der Haut noch reizender zwischen denselben durchblickte, dann an den Seiten in reichen Büschen niederhingen, von denen zuletzt sich auf jeder Seite eine neben dem Ohr über den mit Perlen gezierten Hals bis auf den weissen Busen herabstahl, und da auf seinen bewegten Wölbungen sich wiegte. Rückwärts aber waren die langen Haare in Flechten und Locken am Kopf befestigt, und eine einzige weiße Rose, nicht weit vom linken Ohr etwas rückwärts in die dunkeln Ringeln gesteckt, gab, mit jenem Perlenschmuck vereint, dem ganzen Anzug etwas leichtes und idealisches zugleich.

Ganz anders, aber nicht minder reizend, war Katharinens Anzug. Ihr Kleid war von blaß rosenfarbenem Atlas, mit weiten bauschi-

gen Ärmeln von feinem Rosa-Netze, welche, der Länge nach mit glänzend weissem Atlas aufgeschlitzt, sich an den Ellenbogen durch eine Manschette von Niederländer-Spitzen schlossen. Ihre Taille zeigte zwar nicht die zierliche Feinheit, wie die ihrer Schwester, aber desto schöner und voller hob sich der weichgerundete Nacken und die blendenden Schultern aus dem mit breiten goldenen Spitzen umränderten Mieder, das diese kaum auf der Hälfte umspannte, und auf jeder Seite mit einer reichen und langen Schleife von Rosa mit Gold durchwirkten Bändern prangte, welche beym leichten Tanz des fröhlichen Mädchens mit jedem Lüftchen kosend spielten. Ihren Rock und die Schleppe umgab ebenfalls eine doppelte Reihe von goldnen Spitzen in leichte Falten gekräuselt, und von beyden Schultern hingen lange Streifen, Flügel genannt, bis an die Knöchel herab, die, oben schmal und unten etwas breiter, dazu dienten, beym Tanz in einander geschlungen zu werden, und die schwere Schleppe zu tragen, die dann in sie gehängt wurde, und den schönen Rock von weissem Atlas sehen ließ, der ebenfalls mit Goldspitzen verbrämt war.

Ihr hellbraunes Haar war oben auf dem

Kopfe glatt gekämmt, und gegen die rechte Seite zu geſcheitelt, die größere Hälfte deſſelben lag links über die weiſſe Stirn hin, und war am linken Ohre mit einer reichen Schleife von Roſaband gehalten. An dem rechten faßte eine kleine goldne Agraffe die übrigen Stirnhaare, und dann wallten ſie zu beyden Seiten in reichen vollen Locken bis auf die Schultern des Mädchens herab, und vollendeten den Eindruck von blühender Jugend, und heiterer Unſchuld, der ſich in ihrem ganzen Weſen ausſprach.

Schon hatte der Ball begonnen, und einige Tänze waren vorüber, als ein Geflüſter unter den Damen und die Richtung ihrer Blicke nach der Thüre hin auch die Volkersdorferinnen auf die Erſcheinung eines neuen Gaſtes aufmerkſam machten. Sie erblickten einen Mann in ſehr glänzender Kleidung, den bey ſeinem Eintritt die förmlichen Achtungsbezeugungen, womit ihn der Herr vom Hauſe empfing, und an das andere Ende des Saales begleitete, wo ſeine Gemahlinn auf dem rothdamaſtenen Kanapeh die Ehren des Hauſes machte, als einen Mann von Wichtigkeit bezeichneten. Die Mädchen hatten, während der Fremde an des neuen Palatins Seite den Saal durchſchritt, Zeit,

ihn zu betrachten. Der junge Mann, von etwas mehr als mittlerer Gröſse, deſſen feiner Anſtand den Mann von Welt verkündete, trug ein Kleid von hellrothem Sammt reich mit Gold geſtickt, und tief unten um die Hüften mit einer goldenen Scherpe gebunden, welche den ſchlanken feinen Wuchs vortheilhaft zeigte, und an der auf der linken Seite der goldene Kämmerer-Schlüſſel prangte. Der goldene Degen war mit einer buſchigten Schleife von weiſſen goldreichen Bändern verziert, eben ſolche Bandbüſchel ſchmückten die Unterkleider in der Gegend der Kniebänder, und von ſeinen Schultern flatterten eben dieſe reichen Verzierungen, indeſs der untere Theil des Ärmels mit goldgeſticktem weiſſen Atlas aufgeſchlagen war, aus welchem koſtbare Spitzenmanſchetten über die Hände fielen. Eben ſo von koſtbaren Spitzen war die Halsbinde, welche, in eine leichte Schleife unter dem Kinn gezogen, mit ihren beyden langen Enden über die Bruſt herab reichte. Um das jugendlich ſchöne Geſicht aber, welches in ſehr edlen Formen die reinſte magyariſche Abkunft bezeugte, floſs ein Wald von goldnen Locken, künſtlich und mahleriſch geordnet, der von der Scheitel auf beyden Seiten ſich über die

Schultern und tief bis über die Brust herab ergoß, und aus welchem die blühenden Züge, der durchdringende Blick der großen blauen Augen, und der feine Ausdruck, der die schmalen Lippen umschwebte, die beym Sprechen zwey Reihen von Perlen bald zeigten, bald verbargen, siegreich herausschauten.

Das ist Graf Zriny! Das ist des Kaisers Favorit! Ein schöner Mann! Eine treffliche Parthie! So flüsterte es von allen Seiten um die Mädchen her, während auch ihre Augen schüchtern und verstohlen der glänzenden Erscheinung folgten.

Ludmille war ergriffen, ja überwältigt von diesem Anblick, sie vermochte es nicht mehr ihre Augen von ihm abzuwenden, und auch ihm fielen bald die beyden deutschen Fräulein, die einzigen fremden Gestalten unter vielen Bekannten, auf. Der ungewöhnliche Ausdruck in Ludmillens Zügen, ihre Schönheit, wie der Umstand, daß er diese interessante Gestalt gar keinen Antheil an den Freuden des Tanzes nehmen sah, fesselte seine Aufmerksamkeit. Er erkundigte sich nach den beyden Fremden, erfuhr, wer sie wären, und daß die Älteste, fürs Kloster bestimmt, darum nur selten und

bey großen Versammlungen gar nicht zu tanzen pflege.

Für's Kloster? dachte Zriny: Diese holde Gestalt, mit den dunkel beschatteten glühenden Blicken, mit diesem Munde wie zum Kusse geformt, mit diesem zauberischen Reiz in jeder Bewegung! Ewig Schade! Doch laßt uns versuchen, ob wir dieser Braut des Himmels nicht Rede abgewinnen, und vielleicht doch einen Menuet von ihr erhalten können!

Nachdem er also der Ballsitte gemäß mit den Fräulein vom Hause, und einigen andern der ersten Magnatenfrauen getanzt, und in diesem Tanze die Grazien entwickelt hatte, welche er zu Paris unter den besten Meistern der Tanzkunst auszubilden gelernt, und welche den Eindruck seiner Gestalt noch verführerischer machten, näherte er sich Ludmillen, und bath sie in französischer Sprache und in sehr zierlichen Ausdrücken um das Vergnügen, einen Menuet mit ihr zu tanzen. Eine heiße Purpurgluth überzog bey dieser Anrede des allbewunderten Mannes Ludmillens Gesicht, und aller ihrer frühern Vorsätze und aller Folgen vergessend, reichte sie ihm die Hand, und folgte ihm, um sich mit ihm zum Tanze anzustellen. Betroffen sah

ihr Katharine, erstaunt die Übrigen nach. Es erhob sich ein Gemurmel, und allmählich fing sich an ein Kreis von Zusehern um das Paar zu bilden, die voll Neugier waren, die Klosterfrau — denn so wurde Ludmille, sowohl wegen ihrer Bestimmung, als wegen ihres stolzen Ernstes genannt — tanzen zu sehen. Sie mochte das wohl fühlen. Es reizte, aber es verschüchterte sie nicht; vielmehr regte es den Willen in ihr auf, der Versammlung und ihrem Tänzer zu zeigen, was sie bisher von der Ausübung dieser Fertigkeit abgehalten, sey nicht Unkunde sondern freyer Entschluß gewesen. Das Paar, das eben getanzt hatte, trat ab. Zriny faßte leise die Hand seiner Tänzerinn, ein electrisches Feuer durchzuckte sie, und schien ihr ganzes Wesen höher zu stimmen. Mit dem Anstand einer Königinn verneigte sie sich bey den ersten beyden Verbeugungen, und blieb, bis der Takt voll war, stolz dastehen, mit einer Art von Triumph auf die Menge hin, die sie umgab, schauend; denn hierzu hatte sie Muth — aber den nicht, ihrem Tänzer das zweytemahl in das Auge zu sehen, dessen Flammenblick sie das erstemahl tief getroffen. Nun berührte Zriny ihre Hand abermahls, und führte sie in anmu-

thigen Wendungen hin zu dem Platz, wo die Touren beginnen sollten. Mit leichter Grazie faßten ihre Arme das faltenreiche Kleid zu beyden Seiten, und die ganze Gestalt hob und senkte sich wechselweise mit solcher Anmuth und Leichtigkeit, daß der ganze Saal bewundernd auf sie sah. Dieser sichtbare Beyfall, den seine erwählte Tänzerinn erndtete, erhöhte ihren Werth in Zriny's Augen, und zugleich bestrebte er sich, da so viele Blicke auf sie beyde gerichtet waren, auch seinerseits nicht hinter den Leistungen zurückzubleiben, zu welchen Kunst und Natur in seiner Tänzerinn sich wetteifernd vereinigten. Nie hatte man ihn schöner tanzen, nie mit mehr Zierlichkeit die Vorzüge seiner Figur entfalten sehn. Jetzt traf sein Auge im Vorüberschweben auf Ludmillen's dunkelglühenden Blick, welcher den seinen sonst scheu vermied; das Feuer desselben schien sich ihm sympathetisch mitzutheilen, sein Auge haftete an ihr, es folgte der leicht hingleitenden Gestalt, und so wie jedes sich an seinem Platz umgewendet hatte, trafen sich ihre Blicke wieder, und Ludmillen's Brust stieg und sank in stärkeren Wellen. Jetzt war der Zeitpunct sich erst die rechten, dann die linken Hände zu reichen.

Ludmilla erhob den schwanenweißen Arm, über dem die feinen Spitzmanschetten wallten, mit anmuthsvoller Bewegung. Sie mußte den Tanzer ansehen. Schon kühner gemacht durch den ersten Versuch, that sie es mit mehr Sicherheit, und eine neue Welt von Vorstellungen und Gefühlen ging bey diesem Blicke in des Jünglings beredtes Auge in ihrer Seele auf. Ihre Hand zitterte wohl noch, wie Zriny ehrerbiethig und doch zärtlich die ihrige hielt, einen Augenblick länger, als es die Tanztour forderte; aber sie ließ ihm die Hand, sie reichte ihm dann die andere muthiger, und wie sie nun am Schluß des Tanzes mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu schwebte, der ebenfalls in dieser Stellung sich ihr näherte, da war es ihr, als riefen tausend Stimmen in ihr: Versenke dich in seine geöffneten Arme! Vergeh' an seinem Herzen — das ist dein Platz!

Von diesem Augenblicke an war Ludmillen's ganzes Wesen verändert. So wie in den Hochgebirgen der Schweiz nach einem langen Winter der Sommer ohne vorbereitenden Frühling gähe eintritt, der Schnee von den Matten schmilzt, auf welchen schon das Gras hervorkeimt, die erst kahlen Büsche sich in wenigen

Nachten belauben, und an den kaum noch erstarrten Bächen sich tausend Blumen über die geschwätzig murmelnde Fluth beugen, so war auch schnell aus der ernsten Nonne ein liebeglühendes Mädchen geworden. Die erste Liebe brach mit aller Gluth eines heftigen Gemüthes hervor. Ludmilla hatte Alles vergessen, ihre Mutter, ihre Bestimmung, alle Verhältnisse, und ihr ganzes Wesen war in Leidenschaft vergeistigt und erhöht. Zriny hätte nicht der welterfahrne Mann, der Sieger über so manches weibliche Herz seyn müssen, der er doch wirklich war, um nicht bald die Niederlage gewahr zu werden, welche sein erstes Zusammentreffen in diesem ganz neuen Herzen angerichtet hatte. Solche Eroberungen waren ihm nicht ungewohnt, und er hatte bisher mit manchem ähnlichen Gefühl, das ihm so auf halbem Wege entgegengekommen, ein nicht immer schonendes Spiel getrieben. Jetzt war es anders. Das Neue, Sonderbare dieser Erscheinung, der Umstand, daß dieß Mädchen eine verlobte Himmelsbraut, und folglich für irdische Liebe verloren, und verbothen war, gab ihr in seinen Augen einen eigenthümlichen Reiz. Er verfolgte seinen Sieg, er widmete seine Huldigung ausschließend der

schönen Fremden, und die Gesellschaft sah mit Erstaunen einen Mann, der den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit unter den glänzendsten, vornehmsten und schönsten Frauen hätte wählen, und einer günstigen Aufnahme gewiß seyn können, sich an ein armes deutsches Landfräulein wenden, das in den Augen der anwesenden Damen keinen andern Reiz, als eine bizzarre Bildung, und dabey einen unerträglichen Stolz hatte.

So wie es auf diesem Balle gegangen war, ging es auf mehreren folgenden. Der schöne ausgezeichnete Graf Zriny war der erklärte Verehrer der deutschen Klosterfrau, wie man Ludmillen jetzt mit besonderer Betonung zu nennen beliebte. Die Damen, welche früher Ansprüche an seinen Besitz oder wenigstens an seine Huldigungen gemacht, fanden diesen Geschmack unbegreiflich, unverzeihlich, und man tröstete sich nur mit der Vorhersagung, daß eine solche launenhafte Caprice, gleich manchen ihrer Vorgängerinnen, nicht lange dauern würde. Indessen hatte sich Zriny bey Baron Ferronay aufführen lassen, und dieser, mochte er nun von dem Grafen denken wie er wollte, und die Gefahr seiner Nichte noch so gut einse-

hen, konnte dem erklarten Liebling des Kaisers sein Haus nicht verschließen.

So war denn auch diese Schranke überstiegen. Zriny sah Ludmillen öfters, doch nicht so oft, als es seine ungeduldige Leidenschaft wünschte. Auch Ludmillen genügte der zwangvolle Umgang unter den Augen ihrer Verwandten nicht, welche sich's entweder aus Schadenfreude oder Klugheit zum Gesetz gemacht zu haben schienen, den Liebenden keinen Augenblick ungestörter Freyheit zu gönnen. Aber was wäre der Liebe und einem entschlossenen Frauensinn, der sich einmahl über Vieles hinaus zu setzen vorgenommen hat, nicht möglich?

Das verliebte Paar fand Mittel, sich geheime Zusammenkünfte zu verschaffen, und in diesen vollendete der ungestörte Umgang mit dem Manne ihrer Liebe Ludmillens vollkommne Verwandlung. Sein Geist wirkte noch hinreissender auf sie, als es die Anmuth seines Betragens bey dem ersten Zusammentreffen gethan hatte, und er fand in dem seltsamen Fluge ihrer Phantasie, und in der Leidenschaftlichkeit ihres Wesens einen Reiz, der ihn wunderbar anzog. Er hatte sie nicht nur zur Gebiethe-rinn seines Herzens, er hatte sie auch zur Ver-

trauten seiner Gedanken gewahlt, und es freute ihn, wenn ihr Geist mit mehr als gewöhnlicher Kühnheit seinen Ideen folgen konnte. Er entfaltete die Welt, wie er sie ansah, vor ihrem Geiste, er ließ sie in das große Getriebe der Europäischen Angelegenheiten, auf die Lage seines Vaterlandes, dessen Stellung zum Wienerhof, wie zur Pforte, einzelne Blicke werfen, und schilderte ihr mit glänzenden Farben, den Hof Ludwig's des XIV., den er kürzlich verlassen, das Loos der Frauen daselbst, ihren Einfluß auf die großen Verhältnisse, ihre Wichtigkeit, und den hohen Genuß, welchen Wissenschaften und Künste, von dem Pracht und Glanz liebenden Monarchen gepflegt, über das gesellige Leben in Paris und Versailles verbreiteten. Diese Schilderungen waren zu reizend und stimmten zu sehr mit allen schlummernden Kräften in Ludmillens Seele zusammen, als daß sie sie nicht für ihr wahres Element hätte anerkennen, und um so glühender sich an den Mann ketten sollen, dessen Geist dem ihrigen diese Bahn eroffnet, und dessen Liebe und Besitz sie hoffen ließ, in jene zauberische Welt eingeführt zu werden.

So dauerte dann diese Verbindung durch den ganzen Carneval, und noch eine Weile dar-

über hinaus, zur großen Verwunderung, wie zum Ärgerniß der übrigen Damen, welche diesem Verhältniß ein schnelleres Ende prophezeiht hatten, und was früher ein Gegenstand leichten Spottes gewesen war, wurde nun ein Zielpunct des hämischesten Neides und bittersten Tadels, welcher sich von allen Seiten gegen Zriny und Ludmilla erhob, seit man anfing zu glauben, daß diese Verbindung zu einem ernsten Ausgang führen könnte. Katharine hatte längst bemerkt, was ihrem klaren Blicke unmöglich hatte entgehen können; sie hatte ermahnt, gewarnt. Umsonst! Die ältere Schwester wies die Einmischungen der jüngern in ihre Angelegenheiten mit Stolz zurück, und alles blieb, wie es war. Jetzt aber, wo Klatscherey und Mißgunst sich immer lauter vernehmen ließen, und auch Katharinen zu Ohren kommen mußten, sprach sie wieder mit ihr, stellte ihr mit ruhiger Vernunft und warmer Liebe die Gefahren ihrer Lage vor, erinnerte sie an das Gelübde der Mutter, an die Unmöglichkeit dieß zu brechen, oder zu umgehen, unterrichtete sie, so weit sie es für räthsam fand, von den Urtheilen, die man sich über sie erlaubte, und beschwor sie, einer Leidenschaft nicht länger Raum

zu geben, die sie ja hier auf Erden nicht glücklich machen, und jenseits nicht selig werden lassen könnte.

Ludmilla würde auch dießmahl vielleicht die gutgemeinten Ermahnungen ihrer Schwester, wie früher, mit Geringschätzung zurückgewiesen haben; aber es hatte sich von einer andern Seite ein Ungewitter gegen ihre Liebe erhoben, und der nun ausbrechende Sturm schien sie geneigter zu machen, diesen Vorstellungen Gehör zu geben. Es hatte nähmlich die Tante Ferronay, der in Hinsicht auf ihre eignen Töchter die Liebenswürdigkeit der beyden deutschen Cousinen längst ein Dorn im Auge gewesen war, schon vor einiger Zeit, ohne Vorwissen der beyden Schwestern, an die Frau von Volkersdorf geschrieben, und sie von der unglücklichen Leidenschaft unterrichtet, welche ihre älteste Tochter auf Alles, was sie ihrer Familie schuldig sey, und sogar auf ihre künftige Bestimmung und der Mutter heiliges Gelübde vergessen mache. Sie erschöpfte sich in Aufzählung aller Maßregeln, welche sie angewendet, um diesem Unglück vorzubeugen, wie alle ihre Klugheit und Sorgfalt an der unüberwindlichen Liebe der jungen Leute gescheitert habe, und schloß da-

mit, daß es wohl das beste und einzige Mittel seyn würde, um noch größerem Unheil vorzubeugen, wenn Frau von Volkersdorf ihre Töchter alsogleich abberufen, und von diesem gefährlichen Schauplatz entfernen möchte, so weh es auch ihr und ihren Kindern thun würde, sich so früh von den lieben Verwandten zu trennen. Frau von Volkersdorf erschrack tödtlich, wie sie diesen Brief empfing. Sehr gern hätte sie ihre Kinder auf der Stelle zurückgerufen; aber die Ursache, um derentwillen sie sie vor einigen Wochen entfernt hatte, hatte noch nicht aufgehört. Die Pest herrschte noch, wenn gleich nicht mit der vorigen Wuth, in den umliegenden Gegenden, und sie wagte es nicht, das Leben ihrer Kinder in so augenscheinliche Gefahr zu setzen. In dieser Verlegenheit wandte sie sich, wie sie immer pflegte, an ihren Schloßkaplan. Der vorige, ein Cisterzienser Mönch aus Neukloster, war kurz vorher auf eine Pfarre berufen worden, und ein anderer Priester, Pater Isidor genannt, der der Frau von Volkersdorf von Wien aus sehr empfohlen worden war, hatte dessen Stelle eingenommen.

Ihm eröffnete Frau von Volkersdorf ihre Mutterangst, und nach einer kurzen Überlegung

wurde nach Pater Isidors Rath beschlossen, daß dieser im Nahmen seiner Patroninn an ihre Schwägerinn und zugleich an ihren Bruder schreiben, und dieselben beschwören sollte, da es unmöglich sey, die Mädchen nach Clamm kommen zu lassen, sie unter irgend einem schicklichen Vorwand, und unter guter Aufsicht auf eines ihrer entfernten Güter zu senden. An Ludmillen aber gelangte ein sehr ernstes, ja drohendes Ermahnungsschreiben, von der Hand des Geistlichen ebenfalls im Nahmen der Mutter aufgesetzt, worin ihr Gottvergeßnes Betragen, und die ewigen Strafen, welche sie sich dadurch zuziehen würde, in das grellste Licht gesetzt waren.

Dieser Brief traf nun gerade in jener Zeit ein, wo Katharine es wieder versucht hatte, auf ihrer Schwester Herz zu wirken; und dieß machte sie geneigter, wie es schien, diesen Ermahnungen Gehör zu geben. Ohne des Briefes zu erwähnen, dankte sie ihr für ihre schwesterliche Liebe, und versprach ihr, über das, was sie von ihr gehört, nachzudenken.

Wirklich trat auch kurze Zeit darauf zwischen Zriny und Ludmillen eine Veränderung des Betragens ein, welche jedermann überraschte, und auf's Neue zu allerley Bemerkungen

Stoff gab. Zriny schien nähmlich nach und nach Katharinen immer mehr Aufmerksamkeit zu widmen, und zog sich in eben dem Maße von Ludmillen zurück, die ihrerseits allmählich wieder den Ernst ihres vorigen Betragens, nur mit einer sehr sichtlichen Mischung von Düsterheit und Tiefsinn, annahm. Verwundert, aber nicht ganz ungerührt, sah Katharine den glänzenden jungen Mann sich ihr mit warmen Wohlwollen und einer Auszeichnung nähern, die selbst ihre stille Bescheidenheit erfreuen mußte. Er sprach oft mit ihr, er vertraute ihr sein Unglück, das trübe Geschick seines Hauses, seine eigne düstere Stimmung, wie nichts von allem dem Glanz, der Ehre, den Genüssen, womit der Zufall ihn überschüttet, seinem Herzen genügen könne, wie beständig das blutige Bild des Vaters vor ihm schwebe, und wie er wohl einsehe, daß für ihn kein Glück mehr auf Erden bestimmt sey, und jedes Wesen, dem er sich nähere, gleichsam mit in die unglücklichen Wirbel seines trüben Schicksals gezogen werde. Er ließ sie errathen, daß es dasselbe unselige Geschick gewesen, das seine Neigung auf einen Gegenstand gerichtet, welcher durch seine ernste Bestimmung seinen Wünschen auf immer entrückt war, und welchen

Schmerz ihm diese Erkenntniß, und die Besiegung einer schon mächtig gewordenen Empfindung gekostet, und indem er auf diese Art, sich nicht als Liebhaber, sondern als ein Unglücklicher Katharinen nahete, um bey ihr Trost und Erheiterung zu suchen, machte er auf das Herz des arglosen Kindes einen desto tiefern Eindruck. Wenn Ludmillen seine Schönheit, sein schimmernder Geist, seine Gewandheit hingerissen hatten, rührte Katharinen das unglückliche Schicksal des liebenswürdigen Jünglings, der in ihrer sanften Nähe Beschwichtigung für sein aufgeregtes Gemüth, und in ihrem einfachen Wesen, dem treuen Spiegel unverfälschter Natur, jene Klarheit zu finden schien, die ihm selbst mangelte. Dieß bestach ihre Gutmüthigkeit und ihre Eitelkeit zugleich, von der denn auch der anspruchsloseste Charakter nie ganz frey ist, und zog sie mit leisen aber innigen Banden an ihren Freund. Sie mißtraute diesen Gefühlen um so weniger, als sie sich als die anerkannte Braut ihres Vetters betrachtete, und keiner Ahnung Raum gab, daß, was sie für Zriny empfand, der ruhigen Schwesterneigung, die sie an den Jugendgespielen band, Eintrag thun konnte.

Zriny erschien ihr nicht als Liebhaber, aber als ein Wesen höherer Art; sie glaubte ihm alles, was er sagte, so seltsam es oft klang, so wenig es mit dem zusammenstimmte, was sie bisher gehört oder gedacht, nicht weil sie fühlte, daß er Recht habe, wie es der Fall bey allen Äußerungen ihres Sandors gewesen war, sondern weil sie glaubte, ein so viel erfahrner, viel bewunderter Mann, wie Zriny, könne unmöglich Unrecht haben. Ludmilla sah dieß Verhältniß, sie sah es zur Verwunderung Aller, mit der vollkommensten Ruhe, und erklärte sogar, sie sey froh, daß der Versucher sich von ihr gewandt, und ihrem Herzen den nöthigen Frieden wieder gegeben habe. Sie redete liebreich mit ihrer Schwester, warnte sie vor dem allzuhäufigen Umgang mit dem gefährlichen jungen Manne, der bey allen seinen schimmernden Vorzügen, den der Treue nicht zu besitzen scheine, erinnerte sie, was sie ihrem Sandor schuldig sey, und glaubte so ihrer Pflicht als ältere Schwester ein Genüge geleistet zu haben.

Im Ferronay'schen Hause wußte man nicht, was man von dieser unerwarteten Wendung der Dinge denken sollte. Indessen wenn bey

der ruhigern Weise, womit die anspruchslose Katharine des Grafen Annäherung annahm, und erwiederte, und bey ihrem durch kein heiliges Gelübde gebundenem Schicksal weniger Gefahr zu besorgen schien, so war doch weder Frau von Ferronay noch ihre Töchter mit diesem Geschmacke Zriny's zufrieden. Überdieß war ja Katharinens Hand ebenfalls versagt, und so trat die freundliche Jahreszeit sehr erwünscht dieß Jahr etwas früher ein, und gab der Frau von Ferronay die Gelegenheit, Preßburg zeitig zu verlassen, und nach dem Wunsch ihrer Schwägerinn die Töchter derselben aus der gefährlichen Nähe des Grafen zu entfernen. Sie sprach mit ihrem Manne darüber. Er schüttelte ungläubig das Haupt, wenn ihm seine Frau versicherte, daß jetzt nichts mehr für Ludmillen, aber wohl für Katharinen zu sorgen wäre; er schien an der Wahrhaftigkeit einer solchen jähen Umstimmung zu zweifeln, war übrigens mit dem Vorschlag, die Stadt zu verlassen, sehr zufrieden, und froh, daß jene gewaltsame Maßregel, welche seine Schwester in seine Hand gelegt, nun mit Anstand und ohne Aufsehen befolgt werden konnte, und empfahl es seiner Frau, auf Ludmillen in jedem Fall ein wachsames Auge zu haben.

Der Entschluß, auf's Land zu geh'n, wurde der Familie angekündigt. Die Tochter waren sehr unzufrieden, die Freuden der Stadt so früh verlassen zu müssen. Zriny wollte verzweifeln, und erklärte diese Abreise, welche ihm die treue theilnehmende Freundinn entzog, als eine neue Tücke seines Geschickes, das nicht müde ward, ihn zu verfolgen. Katharinen that die Trennung von dem Manne weh, dessen Umgang ihr so lieb geworden, und der jetzt neuerdings so unglücklich schien; sie weinte viel, theils um sich, theils um ihn, und ergab sich endlich mit Geberh und Geduld in den Willen Gottes, der es wohl aus weisen Absichten so gefügt, und eine Trennung herbey geführt habe, die für ihre und Sandors Ruhe nothwendig zu werden schien. Am niedergeschlagensten aber war Ludmilla, von der man hätte glauben sollen, daß diese Abreise ihr am gleichgültigsten wäre; finster und in unleidlicher Laune verschloß sie sich in ihr Zimmer, und schrieb oft den halben Tag, wie sie schon öfters gethan, ohne daß die Schwester ergründen konnte, ob es Briefe, oder an wen sie gerichtet waren.

In dieser Stimmung nahte der Tag der Abreise heran. Alles, auch die Damen, und

unter ihnen Ludmille und Katharine, stieg zu Pferde. Ein zahlreicher Troß von berittenen Bedienten, Heiducken und Reitknechten, beladenen Karren mit Geräthschaften und Kleidern folgte und nahm den ganzen Raum auf der fliegenden Brücke ein, auf welcher die Gesellschaft über die Donau setzte. Bald waren die kühlen Auen der Ufer zurückgelegt, und nun zog bey dem heitersten Himmel eines Frühlingstages der lange Zug, einer morgenländischen Caravane nicht ungleich, deren Annäherung eine breit gedehnte Staubwolke von Weiten verkündigte, durch die unübersehbare Ebene hin.

In bequemen Tagereisen, damit es den Frauen nicht zu beschwerlich falle, ging die Reise vor sich, und die Volkersdorferinnen fanden auch hier auf dem flachen Lande Anlaß zur Verwunderung. Hier war, so weit das Auge reichte, kein Berg, kein Fels, wie in ihrem Vaterlande zu sehn. Eine unabsehbare Ebene dehnte sich ringsum aus, kaum in weiter Ferne durch blaue duftige Hügel begrenzt. Keine schattigen Wälder, keine klaren Ströme, die über Gestein rauschten, wie in der Steyermark! Aber über diese Ebene wallte reiches Korn und Waizen in ungemeßner Weite, der Segen des Himmels

schien über diesen Fluren zu schweben, um dem Landmann die leichte Mühe der Arbeit hundertfältig zu lohnen. Auch die Dörfer trugen ein fremdes Ansehen. Haus reihte sich an Haus, ohne Garten, ohne Baum, ja selbst ohne die Reben oder Kürbisgeschlinge, welche sich in Österreich an den Hütten hinauf ranken. Aber bunte Mahlereyen umgaben die kleinen Fenster-Öffnungen, selbst die ganzen Wände waren mit einer Art von Zeichnung wie damascirt. Vor jeder Hausthür wölbte sich eine kleine Vorhalle, und häufig zeigten sich die kleinen Erdenhügeln über den Gruben, in welchen hier der Landmann, statt in Scheuern, sein Getreide bewahrt. Endlich vollendeten die Landleute in ihrer Nationaltracht das Neue des Anblicks, und mit Verwunderung sahen sie die Männer in ihrer leinenen Tracht, den kurzen, nur bis an den Gürtel reichenden Hemden, den weiten Beinkleidern, oder, wenn es ein Festtag war, in der blauen über der Schulter hangenden Jacke, dem kleinen spitzen Hut, mit bunten Schnüren und Gold geschmückt, und den dunkeln knappen Unterkleidern, eine Tracht, die den Wuchs vortheilhaft zeichnete, und dem Mann ein festes, fast trotziges Ansehn gab. Die Weiber erschienen in

einer eben so fremden Kleidung; das bunte Mieder war hier und dort mit Gold besetzt, eine weiße Schürze, mit Kanten umrändert, fiel vorn herab, unter welcher der blaue faltenreiche Rock herauf geschlagen war, vermuthlich um im Gehen nicht zu hindern, und die hellgelben oder hochrothen Halbstiefel zeigte, welche den Fuß bis über die Wade bekleideten. Um Kopf und Schultern aber war ein langer schmaler Streifen von weissem Leinenzeug geschlagen, das dann rückwärts, mit mehr oder weniger Geschmack am Gürtel von bunter Wolle befestigt, die eben so wie die Schürze gestickten oder umränderten Enden sehen ließ. Das Hemd mit den bauschichten Ärmeln war an den Achseln und am Halse mit bunter Wolle ausgenäht, und der ganze Anzug, besonders die Stiefelchen und das Schawlähnliche Tuch, das Kopf, Brust und Schultern umhüllte, ließ die Annäherung morgenländischer Sitte ahnen.

Eben so seltsam, wie die Tracht, dünkte sie die Einrichtung ihrer Reise. Hier war von keinem Gasthofe die Rede. Klug war der Marsch so eingerichtet, daß man mit kleinen Abweichungen von der geraden Bahn sowohl zu Mittag als Abends auf Edelsitzen ankam, wie sie

jedes Dorf mehrere aufzuweisen hatte. Hier lebten reichere oder ärmere Edelleute Winter und Sommer auf ihren Gehöften, die sich in der äußern Bauart wenig von den übrigen Bauernhäusern unterschieden, und nur selten zu dem Glanz eines Castelles (Schlosses) erhoben. Die ganze Caravane sprach hier ein, wurde mit der freundlichsten Gastfreyheit, selbst bey fast Unbekannten, empfangen, und mit Überfluß bewirthet. Hatte das Äußere dieser Wohnungen die deutschen Mädchen befremdet, so that es das Innere derselben noch mehr, indem sich in diesen unscheinbaren Hütten, bey dem Mangel mancher gewohnten Bequemlichkeit, doch oft ein Reichthum am Silbergeräthe und köstlichen Stoffen fremder Art, an Kleidern und Möbeln zeigte, welche die glänzenden Vermögensumstände des Eigenthümers und zugleich die Nähe des türkischen Reiches beurkundeten, das damahls seine Gränzen viel weiter als jetzt in Ungarn vorgedrängt hatte.

Am dritten Tage erreichten sie das Gut des Oheims, Ferrona genannt, das nur einige Meilen vom türkischen Gebiethe entfernt war. Auf einer weiten Ebene stand das Castell, ziemlich fest und regelmäßig gebaut, mit einem Glocken-

thurm und einer Terasse versehen, die sich zierlich geschweift in den Garten hinaus streckte. Dieser prangte nach damahliger Sitte mit glattgeschorenen Spalierwänden, majestätisch in Bogengänge geschnittenen Kastanien Alleen und Buxus-Pyramiden, und aus großen steinernen Wasserbecken spritzten groteske Figuren den klaren Strahl in die Luft, der mit angenehmen Plätschern wieder zurück in die bewegte Fluth fiel. Das Schloß gefiel den Mädchen nicht übel. Es war bey Weitem eines der schönsten, die sie bisher gesehn. Man richtete sich ein, und ihnen wurde ein Zimmer auf einem der langen Gänge angewiesen, welche mit offenen Bogenwölbungen um den Hof herumliefen.

Auf dem Schlosse begann nun dieselbe Lebensweise, welche sie auf der Reise geführt, mit dem Unterschied, daß sie meist zu Hause waren, und täglich eben so zahlreiche Besuche empfingen, als sie kürzlich selbst gegeben hatten. Alles wurde nach der gastfreyen Sitte des Landes mit Vergnügen aufgenommen, mit Pracht bewirthet, und mit Ermahnungen, bald wieder zu kommen, entlassen, um sogleich wieder andern Gästen Platz zu machen. Es schien den beyden Mädchen, als wäre der ganze Ungarische Adel stets

auf dem Wege, und bey der großen Menge von Familien, die überall Sommer und Winter auf ihren Besitzungen lebten und einander besuchten, war es auch beynahe nicht anders. Dieß hinderte aber Frau von Ferronay nicht, ein wachsames Auge auf ihre Nichten, und besonders auf Katharine zu haben, von der sie jetzt das meiste zu besorgen zu haben meinte. Katharine ertrug es gelassen; sie hatte nichts zu verbergen, und nur das that ihr weh, daß Zriny vielleicht durch die Entbehrung eines freundlichen Umgangs leiden könnte. Ludmilla aber wurde von Tag zu Tage finsterer, sie nahm an keiner Freude Theil, sie sonderte sich von Allen ab, und Katharine fürchtete für ihre Gesundheit.

Bey der bewegten und muntern Lebensart, die auf dem Castell herrschte, fehlte es auch nicht an mancherley Unterhaltungen, an Jagden, Spazierfahrten und gesellschaftlichen Tänzen. Das Orchester bestand meist aus Zigeunern, und erstaunt erblickte Katharine zum erstenmahl diese dunkelfarbigen Kinder einer fremden Zone, deren Aussehen, Züge, Kleidung und Lebensart die ferne Herkunft verkündeten. Oft unterhielt sie sich, sie zu beobachten; aber sie weigerte sich bestimmt, sich in die Hand sehen, und prophe-

zeyhen zu lassen, während Ludmilla's Geist, der Zukunft gern vorgreifend, von diesen schwarzen Sybillen zu hören verlangte, was ihr Herz insgeheim wünschte. Einige Wochen waren auf diese Weise vergangen. Besuche, die gegeben und empfangen wurden, kleine Feste, feyerliche Gastmähler wechselten unter einander ab; aber alles das vermochte nicht, die beyden Mädchen zu erheitern, deren Herzen auf verschiedene Weise, aber jedes tief, bekümmert waren, und wenn Katharine sich mit weicherem Sinn in ihr Schicksal ergeben hatte, das sich im Ganzen wohl auch freundlicher gestaltete, als das ihrer Schwester, so hatte doch auch sie ihren stillen Kummer, wenn sie an Zriny gedachte, wenn sie sich geheime Vorwürfe über ihre zu große Anhänglichkeit an diesen Mann machte, sie, die mit einem Andern verlobt war, und wenn sie endlich ihre Schwester von einem innern Sturme aufgeregt sah, der ihr um so gefährlicher schien, je strenger ihn Ludmilla in sich zu verschließen, und vor jedem Blick zu verbergen strebte. Auch ward es ihr, je länger, je deutlicher, daß diese in irgend einer geheimen Verbindung mit Jemand stehen müsse. Sie schrieb oft, und stets mit höchster Vorsicht, sie machte manchen geheimen Gang im Schloß

und Garten, auf welchem Katharine sie nicht begleiten durfte; sie bekam Nachrichten, ohne daß diese errathen konnte, von wem? oder auf welche Art? Und jeder auch noch so glimpfliche Versuch, dieß gefährliche Geheimniß zu enthüllen, zog ihr einen Sturm von Seite der Schwester zu.

Indessen war der Sophientag, und mit ihm das Nahmensfest der Frau vom Hause gekommen, das für die ganze Umgegend eine wichtige Feyerlichkeit war. Auch wurden bereits auf dem Castell alle Anstalten getroffen, welche auf die Ankunft zahlreicher Gäste schließen ließen. Alle Zimmer des Schlosses wurden zum Empfange derselben zugerichtet. Knechte und Mägde in zahlloser Menge schalteten überall, in Sälen, auf Gängen, in Hof und Garten; es war nicht möglich, in diesem Gewirre auf Alle ein wachsames Auge zu haben, oder auch nur die Leute alle zu kennen, die im Schlosse auf mancherley Weise beschäftiget waren. Katharine hielt sich zur Tante, und half treulich bey allen Geschäften; Ludmilla behauptete hier, wie immer, ihre stolze Absonderung, und verließ ihr Zimmer kaum. Nach und nach kamen die Gäste; Freunde, Verwandte, Nachbarn, meist Alles zu Pferde, von zahlreicher Dienerschaft beglei-

tet, welche auf Packpferden oder Lastwagen, mit vielen kleinen Pferden bespannt, die Geräthschaften, die Kleidung ihrer Gebiether mit sich brachten, und so auch in der Fremde die gewohnten Umgebungen um sie her zauberten. Erstaunt sah Katharine einen Zug nach dem andern im Schloßhof einreiten, und faßte kaum die Möglichkeit, wie alle diese Menschen untergebracht werden sollten. Indessen es machte sich nach der Sitte des Landes mit der möglichsten Ordnung. Und nun begann erst ein recht tolles Leben. Die ältern Herren spielten, jagten, schmauchten, hetzten im offenem Blachfeld, die Damen ritten spazieren, die jüngeren Cavaliere begleiteten sie manchmahl, und Abends vereinigte ein reiches Mahl die Gesellschaft in dem weiten Saale, der nach alterthümlicher Art mit Familien-Bildern, Waffen, und Hirschgeweihen verziert war.

Hier war denn auch am Festtage selbst die große Tafel gedeckt, an welcher die Gäste in allem Glanz der prächtigen Nationaltracht Platz nahmen.

Die Herren trugen ihre reichen, mit Gold und Silber gestickten knappen Kleider, den kurzen Pelz, mit Seidenstoff von abstechender Far-

be gefüttert, auf der linken Schulter hangend, und mit einer Schnur, die bey Manchem aus Perlen oder Edelgesteinen bestand, um den Hals befestigt. Vor Tische legte jeder den Kalpak, den er mit Rauchwerk überzogen und zuweilen mit einer Agraffe von Brillanten geschmückt, welche den prächtigen Reigerbusch faßte, unterm Arm getragen, so wie die Säbeltasche und den Säbel ab, die beyde mit Gold und Edelsteinen besetzt waren. Die Tracht der Frauen zeigte nicht weniger Pracht. Sie bestand aus einem Mieder und schleppendem Rock von schwerem seidenen, bey manchen vom reichen Stoffe. Silberne oder goldene Schnüre, Kettchen, wohl sogar Perlenreihen schnürten das Mieder. Die Schürze und die reichgefalteten Ärmel, welche nur den Oberarm bedeckten, waren von kostbaren Spitzen, und von dem goldnen oder silbernen Häubchen, das in den zierlich gekräuselten Locken saß, wallte bey den verheiratheten Frauen der köstliche reich gestickte Schleyer bis an die Erde herab, während die Jungfrauen Perlen oder reiche Bänder durch das bloße Haar gezogen hatten.

Katharine hatte nicht Augen genug, um das Alles zu sehn, und die Pracht und Mannigfal-

tigkeit dieses Schauspiels verdrängte auf eine Weile die trüben Gedanken, welche sonst ihre gewöhnliche Begleitung waren. Auf Ludmillen machte nichts Eindruck. Finsterer, gedankenvoller als je, saß sie mitten unter dem lauten Schwarm, schien mit einer herrschenden Idee beschäftigt und in unruhiger Spannung.

Die Tafel dauerte lange. Hussaren, bunt, in die Farben ihrer Herren gekleidet, und von Gold und Silber starrend, warteten auf. Der Schenktisch war mit goldenen und silbernen Gefäßen, und den vaterländischen Weinen der edelsten Sorten besetzt. Einen seltsamen Abstich machte dagegen eine Schaar Slowakischer Knechte, die in ihren hänfenen weiten Gatyen, den kurzen fliegenden Hemden, die nur bis an den Gürtel reichten, dem schlichten rund geschnittenen Haar, das schwarz, und von Fett glänzend, um die braunen breiten Gesichter hing, vor der Thüre standen, und ganz geblendet in den Himmel staunten, der sich vor ihnen aufgethan.

Jetzt war die Tafel geendet. Jene reichen Hussaren, und diese armen Knechte strömten in den Saal, um die Gedecke abzutragen, die Tische fortzuschaffen, Wachslichter auf die schweren Kronleuchter, auf die spiegelnden Wandlü-

ſter zu befeſtigen, und ſo den Eßſaal zum Tanzſaal umzuſchaffen. Als alles geſchehen, und die Verwandlung vollbracht war, hörte man von Weitem eine luſtige Muſik. Leben und Bewegung kam in den jungen Theil der Geſellſchaft. Es waren die Zigeuner, an ihrer Spitze ein Künſtler, der, ein ſelbſtgelehrtes Naturkind, ohne eine Note zu kennen, die ſchwerſten Tänze meiſterhaft vortrug. Der Zug betrat den Saal. Die dunkeln aber edeln Geſtalten, die grellen Farben der Kleidungsſtücke, die ſie heute zum Putz um ſich geſchlagen hatten, die bedeutenden, aber wilden Geſichtszüge gaben Stoff zu allerley Bemerkungen. Es waren ihrer ziemlich Viele. Der Vorgeiger ſchritt voran, ein anſehnlicher wohlgebildeter Mann von mittleren Jahren. Ihm folgten andere Männer mit Violinen, Violoncellen, Trommeln, Pfeifen, die Weiber mit Triangeln oder ähnlichen klingelnden Inſtrumenten. Ein junger Menſch war etwas beſſer als ſeine Kameraden, und beynahe in ungariſchem dunkelblauen Coſtüme gekleidet. Eine beſondere Schwärze der Haut, und eine ſchwarze Binde über dem Einen Auge, das er wohl bey irgend einer Rauberpedition eingebüßt haben mochte, ſo wie ein ſehr ſchöner

Wuchs zeichneten ihn vor den übrigen Gefährten aus. Zweymahl umschritt der Zug, einen wilden Marsch spielend, den Saal; dann sammelten sie sich in eine Ecke, und die Tanzmusik begann. Jedermann mußte dem Spielmann Lob zollen, der sein Instrument mit einer ungewöhnlichen Fertigkeit behandelte, und ihm die sanftesten Töne zu entlocken wußte; bald spielte er slavische Gesänge in weichen fast schläfrigen Melodien, die an stille Wehmuth gränzten; dann ließ er einen wallachischen Tanz hören, der in wilder Lust, ohne eigentlich frohes Gefühl, durch wunderliche Tonarten irrte; endlich stimmte er den Nationaltanz an, diese bald ernsthafte, bald stürmische Musik, die sich jetzt gemessen, jetzt wie in regellosen Tönen bewegte, nun neckend und scherzhaft schien, und plötzlich mit einem überraschenden Übergang im majestätischen Gange fortschritt, und die Herzen der Zuhörer, so wie ihre Füße, in lebhafte Bewegung versetzte. Aber auch der ernsthafte Menuett, und der nachbarliche Ländler waren nicht ausgeschlossen, und herzliche Freude regte die ganze Gesellschaft auf, nur Ludmilla nicht, die seit dem Eintritt der Bande mit sichtbarer Befangenheit zugesehen, und in ihrem ganzen

Wesen eine ungewohnte Erschütterung gezeigt hatte.

Während einer Pause, die der Ball machte, erbath sich der schwarze junge Zigeuner die Erlaubniß, sich im Ungarischen Tanz sehen lassen zu dürfen. Ferronay bewilligte es. Ein junges Mädchen trat mit ihm hervor, und nun entwickelte der Tänzer eine Anmuth und Kraft, die alle bewundern mußten. In zierlichen Stellungen, einen kleinen Kreis beschreibend, spielten seine Füße fest und gewandt in den mannigfachsten Schritten, während die Tänzerinn in anmuthsvollen Wendungen ihn umkreisete, und er diese liebenden Huldigungen herablassend anzunehmen schien. Auch war es nicht seine Tänzerinn, auf der das feurige blaue Auge ruhte. Es schien Katharinen ein Paarmahl, als suche dieß Ludmillen, und auch sie fühlte sich von der Gestalt wie von den Bewegungen des Fremden wunderbar bewegt. Ein aufmerksamer Kreis sammelte sich um ihn, und während alles dem Tanze zusah, nahte ein Zigeuner-Weib, goldne, lange Ringe in den Ohren, und ein hell rothes Tuch um den Kopf, Ludmillen, und bot ihr an, ihr wahrzusagen. Katharine wollte es nicht zugeben. Ludmilla stand unschlüssig. In

dem Augenblicke schwirrte der Tänzer vor sie vorbey, und warf ihr einen wunderbaren Blick zu. Sie reichte der Zigeunerinn die Hand, diese murmelte etwas in gebrochenem Deutsch, und entfernte sich wieder. Ludmilla aber blieb in großer Bewegung stehn, verlor sich bald aus dem Gedränge, eilte auf ihr Zimmer und geboth der Schwester, die sie begleiten wollte, sie allein zu lassen. Als Katharine in den Saal zurück kam, hatte der junge Zigeuner schon zu tanzen aufgehört; noch sprach aber alles mit Beyfall und Bewunderung von ihm. Der Herr vom Hause wollte seinen Gästen gern das Vergnügen noch einmahl verschaffen, ihn tanzen zu sehn; man sah sich nach ihm um, aber er war nicht im Saale. Baron Ferronay schickte nach ihm; denn er zweifelte nicht, daß er draußen bey dem Gesinde sich mit Wein und Speise laben werde. Er war auch da nicht. Nun wurde er in den Ställen, in den Höfen gesucht, wohl zwanzig Personen vor das Schloß, endlich ins Dorf geschickt, und dieß Haus für Haus durchsucht — der Zigeuner war verschwunden. Man befragte seine Gesellschaft; sie versicherten, nichts zu wissen, ja ihn kaum zu kennen, indem er erst vor ein Paar Tagen sich zu ihnen gefunden,

und auf die Nachricht, daß sie hierher zu dem Nahmensfest der gnädigen Frau bestellt wären, mit ihnen gegangen sey, um auch etwas zu verdienen. Aber er hatte noch nichts bekommen; denn das Fest war nicht zu Ende, und die Zigeuner nicht entlassen. Dieser Umstand beruhigte Alle, und man zweifelte nicht, der kunstreiche Tänzer werde sich schon von selbst wieder einfinden, um seinen Lohn abzuhohlen. Indessen war es Abend und Nacht geworden. Ein reichbesetztes Souper sollte die Freuden des Tages beschließen. Die Tische wurden wieder herbeygebracht, gedeckt, mit Silbergeräthe, mit Speisen beladen; für das Gesinde war unten in der weiten Halle ein Tisch überflüssig mit ihnen passenden Gerichten besetzt, und im Hofe, am hellauflodernden Feuer, lagerten sich die Kinder der Wildniß, denen Dach und Haus von jeher eine unheimliche Begrenzung dünkte. Auch ihnen ward mit milden Händen Trank und Speise gespendet, und der Schall ihrer Lieder drang durch das Geräusch der Schmausenden und Zechenden zuweilen bis zu den Fenstern des herrschaftlichen Saales empor, und erinnerte Manchen und Manche an den hübschen Zigeuner, der sich noch nicht eingestellt, und dessen räthsel-

haftes Verschwinden zu allerley Vermuthungen Anlaß gab. Unter den lauten fröhlichen Gästen saß Katharine still in sich gekehrt, und genoß wenig von der allgemeinen Lust. Ludmilla war krank. Sie hatte sie, wie sie vor dem Abendessen noch einmahl ging, nach ihr zu sehn, im Bette gefunden. Es war ihr nicht unerwartet, sie hatte es der Schwester wohl schon Nachmittag angemerkt, daß sie nicht wohl sey; aber es erfüllte sie doch mit Bekümmerniß, denn das Übel schien nicht unbedeutend. Die Kranke war in heftiger Unruhe, wahrscheinlich von einem bösen Fieber befallen, und das hier, im fremden Hause, so weit von der Heimath, so weit von einer Stadt, und jeder ärztlichen Hülfe! Die Tante schickte ein Paarmahl hinüber zu fragen, wie es der Kranken ginge. Sie hatte die Thüre abgeschlossen. Das war natürlich, weil in dem weiten Gebäude, wo so viele und fremde Menschen hin und her wogten, leicht ein unschicklicher Überfall hätte statt finden können. Man suchte Katharinen, die sehr ängstlich war, darüber zu beruhigen; dennoch blieb sie besorgt, und erwartete mit steigender Ungeduld das Ende der langen Mahlzeit, welche erst eine Weile nach Mitternacht aufgehoben wurde. Sobald es

möglich und schicklich war, entschlüpfte sie ihren Gefährtinnen, und eilte ihrem Zimmer zu. Im Hofe war es bereits stille geworden, die Zigeuner-Bande hatte sich entfernt, nur noch einige Brände flammten auf der Stelle, wo sie ihr Mahl gehalten, verstreuten einen trüben zweifelhaften Schein auf die nächsten Gegenstände, und erhellten die langen offnen Bogengänge mit dammerndem Licht, über welche Katharinen ihr Weg führte. Es kam ihr alles so grauenhaft, so ängstlich vor, und wie die Gluth aufflammte und wieder sank, dünkte es sie, allerley Schatten-Gestalten bald im Hofe, bald neben sich an den Wänden hin und her gleiten zu sehn, daß sie zusammenschrack. Es war Täuschung und nichts als die Wirkung der Beleuchtung von dem Feuer im Hofe; aber es reichte hin, des Mädchens ohnedieß aufgeregte Seele noch mehr zu beunruhigen. Jetzt war sie an die Thüre ihres gemeinsamen Zimmers gekommen. Sie pochte einmahl, zweymahl. Keine Antwort! — Vielleicht schlief die Kranke. Sie rief erst leise, dann lauter. Keine Antwort! Sie probierte am Schloß, sie versuchte zu öffnen, alles umsonst! Mein Gott, wenn sie ohnmächtig, wenn sie sterbend wäre! Und so allein, so verlassen! Mit

aller Kraft, die ihre Arme hatten, rüttelte sie in höchster Angst an der Thüre; aber in demselben Augenblick hatte auch ein Heiduck mit brennendem Lichte sie erreicht, den ihr die Tante, welche sie fortgehn gesehn, und wohl gedacht, daß sie die kranke Schwester aufsuchen würde, durch die dunkeln Gänge des Schlosses nachgeschickt hatte. Er fand die Arme vor der verschlossenen Thüre, er hörte die Ursache ihrer Angst, versuchte ebenfalls vergeblich zu öffnen, stellte das Licht nieder, und eilte zurück, einen Hauptschlüssel zu hohlen. Mit diesem wurde nun endlich die Thüre aufgeschlossen. Katharine stürzte in's Zimmer auf's Bette zu — es schien leer. — Der Heiduck folgte, der ungewisse Schein des einzigen Lichtes erhellte nur sparsam den weiten Raum, sie suchte, sie griff herum. — Alles kalt! — Alles öde! Um Gotteswillen, wo bist du? Wo bist du, Ludmilla! rief das tödtlich erschrockne Mädchen, und zitterte, wie der Schimmer des Lichtes beym Herumsuchen einen Winkel des weiten Gemaches nach dem andern erleuchtete, die Gesuchte irgendwo ohnmächtig oder todt liegen zu finden; denn etwas anders konnte sie nicht denken. Aber sie war nirgends! nirgends! Vergeblich durchsuch-

te Katharine jeden Winkel, ließ hinter jeden Schrank, hinter jeden Tisch leuchten, daß der Diener, der die Kerze trug, über das vergebliche Streben, die Schwester an Plätzen zu suchen, wo kaum Raum für sie war, lächeln mußte. Als endlich Alles durchforscht, und die trostlose Überzeugung errungen war, daß sie nicht im Zimmer sey, als das vergitterte Fenster, und alle übrigen Umstände deutlich bewiesen, sie könne nicht anders als durch die einzige Thüre, die das Gemach hatte, entkommen seyn — da war es ganz um Katharinens Fassung geschehen. Mit zitternden Knieen setzte sie sich nieder, ihre Gedanken verwirrten sich, ihre Besinnung drohte sie zu verlassen; der Heiduck, ein alter treuer Diener des Hauses, wußte nicht, ob er Hülfe hohlen oder bey der fast Ohnmächtigen bleiben sollte. Zu seinem und Katharinens Troste hörten sie jetzt Schritte über den Gang. Es war die Tante, welche, als ihre Gäste auseinander, und zu ihren Schlafstellen gegangen waren, selbst sehen wollte, was denn Ludmillen so plötzlich zugestoßen, und was man für sie thun könne. Erstaunt sah sie die Thüre weit offen, Katharinen bleich und einer Ohnmacht nahe auf

einem Stuhl, und den treuen Istwan vor ihr, der ihr vergebens einige Trostgründe in halbgebrochnem Deutsch vorsagte.

Frau von Ferronay fragte. Katharine war unfähig zu antworten; der alte Istwan gab Bescheid und sagte, wie er die Sachen gefunden, und daß er schon fast seit einer halben Stunde mit dem Fräulein alles durchsucht, aber die Verlorne nicht entdeckt habe. So ist sie geraubt — oder durchgegangen! — rief die erschrockne Tante. Geraubt! Geraubt! Gnädige Tante! — lispelte Katharine kaum hörbar; denn sie konnte den Gedanken nicht fassen, daß ihre Schwester etwas tadelnswerthes gethan. Man muß ihr nachsetzen! rief Frau von Ferronay: Istwan! Sag es dem Baron! Laß die Husaren aufsitzen. Mein Gott! Mein Gott! Solche Geschichten in meinem Hause! Mit diesen Worten rannte sie davon, Istwan nach, der bereits die Treppe erreicht hatte, und ließ Katharinen mit ihrem Schmerz, ihrer Ohnmacht allein.

Bald war das ganze Haus in Aufruhr. Zwar brauchte es eine Weile, bis die Herren nach den Freuden und Genüssen dieses Abends aus dem Schlaf gerüttelt, und ihrer Besinnung

völlig mächtig waren, und es gab manche Scenen, die bey anderer Gelegenheit komisch hätte genannt werden können — wie dieser, noch im Bette, nach seinen Pferden rief, jener vom Lager auftaumelnd den Säbel ergriff, um einen vermeinten Feind auf der Stelle anzugreifen, hier ein Paar fluchend nach ihren Kleidern suchten, und dort einer lärmend über den Gang lief, und den Räuber im Hause finden wollte. Dieses Getöse, dieses Geschrey brachte Katharinen aus ihrer Betäubung zurück. Sie erhob sich, besann sich, und faßte nun erst den Stand der Dinge.

Sie dachte nach. Was ihr heute begegnet und ihrer Achtsamkeit im Gewühl des Tages entschlüpft war, kehrte jetzt in ihr Gedächtniß zurück. Ludmillens auffallende Unruhe den ganzen Tag über, ihre sichtbare Erschütterung beym Eintritt des jungen Zigeuners, die heftige Bewegung, mit der sie während des Tanzes zugesehn, ihre schnelle Entfernung, nachdem sie mit der Wahrsagerinn gesprochen, ihr Verboth an Katharinen, ihr zu folgen, ihr Übelbefinden, das Verschließen der Thüre, alles dieses drängte sich auf einmahl zusammen, und warf einen Lichtstrahl in Katharinens erschrockenes Gemüth,

der auch manches früher nicht Beachtete erleuchtete, und einem Heer von ängstlichen Vermuthungen das Daseyn gab. Katharine bedachte nun auch Ludmillens früheres Betragen, ihre Absonderung von der übrigen Familie, ihre heimlichen Gänge, das oftmahlige Schreiben, ihren räthselhaften Verkehr mit irgend Jemand außer dem Castell, und jetzt — o Gott! jetzt auf einmahl fiel ihr ein, daß des jungen Zigeuners Gestalt und Haltung sie schon beym Tanze nur zu lebhaft an Zriny erinnert. Wenn er es war? Warum kam er hierher? Warum in dieser Verkleidung, da ihm ja das Haus ihres Oheims nicht verbothen war? Und warum hatte er nur auf Ludmillen geschaut, und seine Freundinn, wie er Katharinen zu nennen pflegte, keines Blickes gewürdigt?

Ein neues aber höchst widriges Gefühl ergriff Katharinen bey diesem Gedanken, und ihr gesunder Verstand ließ sie nach und nach einen Zusammenhang ahnen, der ihre Seele empörte, und dessen unwürdiges Spiel und Opfer sie bisher gewesen seyn mochte. Ludmilla und Zriny hatten nach einem geschickt entworfenen Plan gearbeitet, und die Flucht derselben hing genau mit allen den räthsel-

haften Schritten, die sie bisher gethan, und mit der Erscheinung des schwarzen Zigeuners zusammen. Sie brach in heftige Thränen aus, von denen sie selbst nicht wußte, ob sie Zriny's Verrath, ihrer Schwester liebloſem Betragen, oder der Angst um dieſe floſſen, die sie doch noch immer liebte, und deren Schicksal sie mit Sorge erfüllte. Sie warf sich auf's Bette, und weinte recht lange und schmerzlich. Im Schlosse war es allgemach stille geworden. Zu Pferde und zu Fuß, mit Fackeln und Waffen hatten fast alle männlichen Bewohner dasſelbe verlaſſen, genaue Abrede genommen, und sich auf verschiedenen Wegen zerstreut, um die Verlorne oder eine Spur von ihr zu finden. Die Zigeunerbande war in der Meinung der Meisten, an deren Spitze Baron Ferronay selbst stand, der erste Gegenstand des Verdachtes, und eines möglichen Zusammenhanges der Dinge; denn es war in jenen Zeiten bürgerlicher Unruhen und oftmahliger Einfälle der benachbarten Türken nichts Unerhörtes, solches Gesindel, bald als Mittelsperſonen, bald als geschickte Masken dienen zu sehn, um irgend einen räuberischen oder anderen verwegenen Anschlag auszuführen. Auf jeden Fall war es ziemlich wahr-

scheinlich, daß die Vermißte nicht mit Gewalt entführt worden war; denn aus dem Berichte des Heiducken war deutlich hervorgegangen, daß er nirgends eine Spur von Gewaltthat oder Raub gefunden.

Unter diesen Bewegungen und von Katharinens heißen noch unversiegten Thränen begrüßt, war der nahe Sommermorgen angebrochen. Sie erhob sich von ihrem Lager, auf dem nur kurze Zeit die Erschöpfung des Schmerzens ihr einen flüchtigen Schlummer gegönnt hatte, und machte sich nun daran, noch einmahl alles im ganzen Zimmer, und hauptsächlich die Habseligkeiten ihrer Schwester zu durchsuchen, um wo möglich etwas zu finden, das ihren irren Gedanken einen Halt und ihren Vermuthungen eine Richtung geben sollte. Zu ihrem immer wachsenden Kummer fand sie das Gepäcke ihrer Schwester in ziemlicher Ordnung. Nur ein Paar Kleider, etwas Wäsche, und alle Kostbarkeiten fehlten. So wurde es ihr denn von Minute zu Minute gewisser, was sie früher nur vermuthet: Dieß Verschwinden war eine Entweichung, wohl gar eine Entführung, und wahrscheinlicher Weise Zriny in eigner Person, oder doch durch seine Helfershelfer der Entführer. Eine sehr bit-

tere Empfindung senkte sich in ihr Herz. Es war nicht bloß das schmerzliche Gefühl, in einer Aufwallung reiner schöner Zuneigung das Spiel wohl berechneter List gewesen zu seyn, es war auch das Aufgeben der hohen Meinung, die sie von diesem Manne gehegt, die ihr so wohl gethan, die sie so gern genährt hatte! Irinj war ihr wie etwas Außerordentliches erschienen, und er hatte an ihr falsch, ja niedrig gehandelt; und wer bürgte ihr nun dafür, wie er an der Schwester handeln würde, die wahrscheinlich jetzt ganz in seiner Gewalt war?

Sie hatte sich kaum angekleidet, als die Tante in's Zimmer kam, und mit ihr einige der im Schloß anwesenden Frauen; denn die Geschichte der Nacht hatte Alles in Neugier und Erwartung aufgeregt. Alle wollten selbst sehen, selbst untersuchen, alle redeten durcheinander. Alles wurde durchstöbert, durchsucht, besprochen, und Katharinens Herz auf die mannichfachste Art durch alles dieses gemeine und lieblose Geschwätz zerrissen. Mit tief verwundeter Seele entfloh sie in den Garten. Es war so still und feyerlich in dieser frühen Morgenstunde; nur einzelne Vögel waren erwacht und zwitscherten in der grünen Nacht der hohen Castanien-Al-

leen. Melancholisch standen die dunkeln Taxus-Pyramiden wie einzelne Riesen aus dem mit bunten Sand ausgelegten und mit Buxus eingefaßten Parterre. Jetzt ging die Sonne in wolkenloser Pracht über die weiten Flächen auf. Lerchen jubilirten unsichtbar in hellen Lüften, das Leben wurde ringsum wach, Bauern auf ihren Pflügen, mit schnellen kleinen Rossen bespannt, rasselten bey dem Garten vorbey, und grüßten wundernd und ehrerbiethig über die Hecke hin das Edelfräulein, das in dieser Stunde schon im Garten lustwandelte. Heerdenglocken ertönten, Schaafe und Rinder zogen läutend über das Blachfeld, der Hirtenknabe in seinem weißen Kittel folgte singend, und sein Lied, in traurigen Modulationen sich bewegend, endete ohne eigentliche Cadenz in einem langen verhallenden Laut. Alles schien ruhig, alles ging seinen gewohnten Gang, die Natur und ihre Bewohner, und nur in Katharinens Geschick war in dieser Nacht ein so schmerzlicher Riß geschehen!

Weinend und bethend wandelte sie durch die Schattengänge, und fühlte, wie durch die Einwirkung der Stille um sie her, der ruhigen Natur und des kindlichen Gebeths auch ihre tief-

empörte Seele sich in etwas zu beruhigen anfing. Da vernahm sie Pferdegetrabe von Weitem. Es kam näher, es waren einige der ausgesandten Herren mit ihren Dienern. Hastig lief sie in's Schloß zurück. Die Herren sprengten auf den Hof, sie saßen ab. Katharine fragte. Sie hatten nichts entdeckt. Ihnen folgten nach und nach Andere; Alle mit gleichem Erfolg. Endlich kam Baron Ferronay selbst; auch er hatte zwar keine Spur der Entflohenen entdecken können, aber er hatte in einem ihm noch zugehörigen Walde, zwey Meilen von seinem Schloße, die Zigeuner gefunden, die das, was sie im Schloße erworben, nach Art dieser Naturkinder sogleich in Lust und Leichtsinn verzehrten. Sein Befehl bewaffnete die Bauern der nächsten Ortschaften, der Wald wurde umstellt, die Zigeuner wurden nach einer muthigen Gegenwehr gefangen, und Ferronay, der selbst an der Spitze seiner Leute gekämpft, und eine leichte Wunde davon getragen hatte, erwartete in einer Stunde seine Gefangenen, welche von den Heiducken und Bauern escortirt wurden.

Nach und nach bis zur Essensstunde sammelten sich alle Zerstreuten. Die gestrige Gesellschaft war nun vollzählig bis auf die Einzige

ner. Nur eine einzige, ein junges hübsches Weib, bekannte, daß der fremde Zigeuner ihr vor dem Tanze ein kleines beschriebenes und mit einem Pettschaft versiegeltes Blättchen Papier gegeben, um es der größern von den beyden deutschen Fräulein, der in dem himmelblauen Kleid mit Silber und der weißen Rose im Haar, heimlich zuzustecken. Sie habe sich geweigert, weil sie Übels gefürchtet; aber der Fremde habe gar so schön gebethen, und sey so hübsch und lieb gewesen, daß sie es ihm nicht abschlagen hätte können. Katharine wurde gerufen, sie wurde befragt, ob sie etwas von dem Billet wisse, das ihre Schwester erhalten. Erschrocken versicherte sie, nichts gesehn zu haben, wohl aber erkannte sie die Zigeunerinn an dem rothen Tuch um den Kopf als dieselbe, die ihrer Schwester gestern wahrgesagt, und fügte hinzu, daß Ludmilla sogleich sich entfernt, Katharinen verbothen, ihr zu folgen, und sich in ihr Zimmer eingeschlossen hatte.

Das war Alles, was man trotz aller angewandten Strenge, und der sorgfältigsten Erkundigungen mehrere Meilen in der Runde herum, wozu alle benachbarten Edelleute mit Freude ihren Beystand bothen, herauszubringen im

Stande war. Eine Nachricht kam noch, welche wenig Licht, und nur eine sehr traurige Vermuthung gab. Bauern, die nahe an der türkischen Grenze wohnten, und die ein Zufall einige Tage nach diesen Vorfällen auf Ferronay's Schloß führte, erzählten, sie hätten einen Zug von mehreren berittenen Tartarn, unter denen ein verschleyertes Frauenzimmer war, in einem Walde unfern von hier begegnet. Das Frauenzimmer schien sehr wohlgemuth und im tiefen Gespräche mit einem vornehmen Türken, den seine Tracht, wie seine Gestalt, als das Haupt des kleinen Trupps bezeichnete, und der dicht an ihrer Seite reitend, oft den Zügel ihres Pferdes ergriff, und es an bedenklichen Stellen leitete. Man forschte nach der Zeit — sie traf so ziemlich mit dem ersten oder zweyten Tag nach Ludmillens Flucht zusammen; aber unbegreiflich schien es Allen, wie und welchen Zusammenhang das sonst fromme, strenggesinnte Fräulein mit Heiden und Feinden des christlichen Glaubens haben, ja noch mehr, wie sie dem Anschein nach willig mit ihnen gezogen seyn könnte. Nur Katharine ahnete einen Zusammenhang; aber sie hüthete sich wohl, hier in diesem Hause etwas davon laut werden zu lassen.

Tag an Tag verging nun. Ludmilla war und blieb verschwunden. Es war nothwendig, der Frau von Volkersdorf endlich eine Nachricht mitzutheilen, die, so trostlos sie war, und so wenig diese Mittheilung fruchten konnte, doch der unglücklichen Mutter nicht mehr verborgen bleiben durfte, wenn man nicht besorgen wollte, daß sie auf weit unschicklicherem Wege, vielleicht durch das Gerücht, davon Kunde bekommen sollte. Baron Ferronay übernahm es selbst seiner Schwester zu schreiben, und zugleich anzufragen, ob sie ihm Katharinen nicht noch länger lassen wollte, die er herzlich lieb gewonnen und gern bey sich behalten hätte. Aber Katharinens Wille stimmte hier nicht mit dem des Oheims überein. So sehr sie diesen Bruder ihrer Mutter verehrte, so that ihr doch, nach der Schwester schmerzlichen Entfernung, jeder längere Aufenthalt hier weh. Ihrer Tante und Cousinen Benehmen war nie darnach gewesen, ihr Liebe oder Zutrauen einzuflößen. Die deutschen Fräulein, ihre Tracht, Erziehung, Sprache waren jenen von jeher ein Gegenstand des Tadels und der Geringschätzung gewesen; denn sie achteten ihr Vaterland und Alles, was demselben angehörte, viel höher als

das deutsche. Bey Ludmillens Entweichung hatten sie sich gemein, ja lieblos benommen, und so wünschte Katharine nichts mehr, als so bald nur möglich aus diesem Verhältnisse gezogen zu werden, das ihr mit jedem Tage drückender wurde, wenn die Tante und ihre Töchter sich allerley beissende oder spöttelnde Bemerkungen über die Kinderzucht in Deutschland, über die Armuth des deutschen Adels, über das eitle Bestreben desselben erlaubten, es den ungrischen Magnaten gleich zu thun, die auf ihren Gütern unumschränkte Herren wären, und denen Niemand, kaum der König selbst, etwas zu gebiethen habe.

Katharinens Beschäftigung in ihren einsamen Stunden waren meist Thränen. Vor der Tante war sie zu stolz, diese zu zeigen, ja ihr sonst weiches Gemüth ermannte sich, von verletztem Ehrgefühl und billiger Kränkung aufgereizt, zuweilen so weit, daß sie mit entschlossenem Ton sich vor jenem unartigen Betragen zu schützen, und der Tante und den Cousinen Achtung einzuflößen wußte. Das machte aber ihre Lage nicht angenehmer, und oft wünschte sie sich fern von allen dem Glanze, den sogenannten Vergnügungen, die sie in Preßburg und hier

hatte kennen lernen, in das baufällige Schloß ihrer Väter zurück, und in die selige Beschränkung ihrer frühern Jahre, wo sie noch die Welt, eine nur zu verführerische Erscheinung, und alle diese unglücklichen Verwirrungen und Verkettungen der Wünsche und Leidenschaften nicht gekannt hatte, die ihre Schwester von ihr gerissen, und die Ruhe ihres eignen Gemüths vielleicht für immer gestört hatten, wo noch die unschuldige Neigung zu ihrem Vetter ihr zufriedenes Herz ausfüllte, und, einst ihm in genügenden Verhältnissen anzugehören, der höchste Flug ihrer Wünsche war.

Auch dieß Gefühl war ihr zerstört worden, und es war ihr jetzt nicht möglich, an den Jugendgespielen mit dem zuversichtlichen Glauben zu denken, mit welchem sie einst ihre Beziehung zu ihm sich gedacht hatte. Sie selbst, ihre Eitelkeit, ihre Leichtgläubigkeit hatten das schöne Verhältniß gestört; sie hatte dem Bild eines Andern zu viel Raum in ihrem Herzen gegönnt, diesem schimmernden Bild, das jetzt noch, trotz der Wahrscheinlichkeit seiner Verrätherey, oft mit reizenden Farben vor ihrer Seele erschien. Auf der andern Seite sah sie klar ein, daß Sandors ruhiger Verstand, sein fester Sinn

sie und Ludmillen, wenn er zugegen gewesen wäre, vor allen diesen Verirrungen bewahrt haben würde, er, der allen, die ihn kannten, Achtung geboth und Liebe einflößte, und vor dessen scharfem Blicke Ludmilla selbst weniger anmaßend und stolz erschien. Dann erwachte die Sehnsucht nach ihm, und die Reue gesellte sich dazu, und sie fühlte mit tiefem Schmerz, daß dieser unselige Aufenthalt außer dem schützenden Umkreis der väterlichen Mauern ihren ganzen Frieden, und alle stillen Freuden ihres Herzens zerstört hatte.

Die Antwort von Frau von Volkersdorf auf jenen Brief ihres Bruders, kam viel später, als man gerechnet hatte. Der Verlust der Lieblingstochter, und die große Wahrscheinlichkeit freywilliger Entweichung hatten so schmerzlich auf die durch manchen früheren Kummer gebeugte Matrone gewirkt, daß sie bedeutend krank wurde, und nur erst fast vierzehn Tage nach Empfang des Briefes sich im Stande fühlte, durch ihren Caplan schreiben zu lassen, dem Bruder ihren Schmerz zu bezeugen, und Katharinens schnelle Rücksendung zu fordern. Baron Ferronay fand sich sehr dadurch beleidigt. Erstlich mißte er Katharinen ungern, und dann

schien in dieser Heimforderung der zweyten Tochter so ziemlich deutlich der Vorwurf zu liegen, daß man die ältere nicht sorglich genug gehüthet. Dieß war auch die Seite, von der seine Gemahlinn die Sache auffaßte, und bey dem geheimen Wunsch, die viel beliebtere Cousine aus der Nähe ihrer Töchter entfernt zu sehen, wußte sie ihren Mann mit ziemlicher Bitterkeit gegen die Schwester einzunehmen, welche die Sorgfalt und Treue, mit der man die Mädchen bewacht hatte, so wenig anerkannte, und zu der Schande, die Ludmillens Entweichung über das Haus ihrer Verwandten brachte, nun auch noch Undank und Vorwurf fügte.

Es wurden also alle Anstalten gemacht, Katharinen mit der nächsten Gelegenheit nach Preßburg zurück zu senden, woselbst die Mutter sie durch ihre Kammerfrau abhohlen ließ. Außer dem Abschied ihres Oheims kostete die Trennung von dem reichen, glanzvollen Hause Katharinen auch nicht den geringsten Schmerz, vielmehr freute sie sich herzlich aus Umgebungen zu kommen, die ihrer Gemüthsart nie zugesagt, und in denen sie von dem ersten Augenblicke an nur Veranlassung zu Unruhe und Kummer gefunden hatte.

Gegen den Herbst kam sie auf Schloß Clamm in ihre einsame Bergschlucht zurück. Sie fand die Mutter sehr verändert; der letzte Schlag hatte ihr Herz am härtesten getroffen, und jeden Rest von Lebensmuth und Heiterkeit daraus verscheucht. Auch trug die Denkart ihres neuen Schloßkaplans und Beichtigers nichts bey, die gute Matrone zu erheitern, sondern vielmehr sie noch mehr niederzuschlagen. Alles, was die Welt geben konnte, sagte er, müsse niedergerissen werden, damit der Himmel seinen Bau in der willenlos ihm dahingegebenen Seele aufführen könne. An nichts sollte der Mensch hängen, als an dem Ewigen und Unsichtbaren, und alles, was die Erde, die Liebe, die nächsten Hoffnungen und Gefühle von uns forderten, für nichts, oder wohl gar für Hindernisse der Seligkeit geachtet werden. So geschah es denn auch, daß der Gedanke, dem Himmel sey nun seine Braut entzogen, und Frau von Volkersdorf außer Stande, ihr demselben einst gethanes Gelübde zu halten, sie aufs schrecklichste ängstigte, und nach und nach, theils aus ihr selbst, theils durch des strengen Priesters Einwirkung, sich die Vorstellung in ihr erzeugte, der Himmel dürfe nicht verkürzt, nicht um sein

Opfer gebracht werden, und statt Ludmillen müsse nun Katharine dem himmlischen Bräutigam anvermählt werden. Pater Isidor bestärkte die Matrone in diesem frommen Vorsatz, er ließ sie beyher beherzigen, daß bey den zerrütteten Vermögensumständen ihres Hauses durch Katharinens Versorgung in einem Kloster auch die Lage ihres Sohnes sehr verbessert, und wieder mehr für die Herstellung des ehemahligen Glanzes der Familie zu hoffen sey. Als daher Katharine auf Schloß Clamm ankam, fand sie ihr Schicksal auf eine eben so unerwartete als für sie schmerzliche Weise bestimmt; denn Frau von Volkersdorf ermangelte nicht, ihre Tochter so bald als möglich mit ihrem künftigen frommen Beruf bekannt zu machen. Alle Gegenvorstellungen, alle Bitten, alle Thränen der Armen, selbst die Erklärung von einem gänzlichen Mangel alles Berufs, der bey der Erwählung dieses Standes nothwendig sey, vermochten nichts gegen die aufgeschreckte Gewissensangst der Mutter, und den heiligen Eifer ihres Beichtvaters. Die Mutter versicherte, daß ihr Seelenheil, und das Glück ihres Hauses auf Katharinens Klosterstand beruhe, und Pater Isidor wußte mit eben so gelehrten, als Katharinen unbe-

greiflichen Gründen darzuthun, daß ein Opfer, mit Kampf und Zwang der Natur abgerungen, dem Himmel gefälliger sey, als die freywillige Unterwerfung einer einverstandenen Seele, daß Gott den Mangel unseres Willens auf übernatürliche Art zu ersetzen wisse, daß die Gnade frey und in dem widerstrebenden Geschöpf um so herrlicher wirke; kurz die Unglückliche fand nirgends Trost oder Hülfe, und sah keinen Ausweg vor sich, als der Gewalt zu weichen, und sich in ihr hartes Geschick zu ergeben.

Bey dieser Stellung der Dinge im mütterlichen Hause, und unter dem Drucke des Kummers, der sie selbst betraf, hatte Katharine weder Lust noch Muth, etwas von den Vermuthungen zu äußern, welche sie in Rücksicht des Schicksals ihrer Schwester und deren nahen Verhältnisse zu dem allzugefährlichen jungen Manne hegte, dessen Andenken, obwohl der blendende Zauber, der es früher umgab, größtentheils verschwunden war, doch oft noch schmerzlich sich in ihrer Seele regte. Auch Sandors Bild trat schmerzbringend vor sie; auch dieß Band sollte gelöset, und dadurch der Lieblingswunsch ihres angebetheten Vaters, dessen Erfüllung seine Sterbestunde erleichtert hatte, zerstört werden!

Zwar war ihre Neigung zu Sandor so ruhig, und auch des Verlobten Liebe zu ihr hatte sich, von keinem Hinderniß aufgereizt, bisher so wenig ausgesprochen, daß nicht sowohl die Trennung von ihm als der gekränkte Wille ihres Vaters sie bekümmerte. Aus diesem Gesichtspuncte stellte sie es auch der Mutter vor, und machte die Matrone, bey welcher hier Versprechen und Versprechen in's Gedränge kam, auf einen Augenblick zweifelhaft. Aber Pater Isidor wußte auch für diesen Zweifel Beruhigung. Er bewies ihr, daß das Gott gethane Gelübde jedem Andern vorgehe, ja daß es zweifelhaft wäre, ob der selige Herr von Volkersdorf überhaupt ein Recht gehabt, über seine zweyte Tochter zu verfügen, ehe nicht die erste ihr Gelübde der Kirche bezahlt, und der Preis, um welchen der Himmel ihm Nachkommenschaft verliehen, auch wirklich entrichtet war. Solche Gründe, die mit der jetzigen Stimmung ihres tiefgebeugten Gemüthes so sehr in Einklang standen, verfehlten ihre Wirkung bey Frau von Volkersdorf nicht. Katharinen wurde angedeutet, daß nichts ihre Bestimmung ändern könne, in welcher sich der Wille des Himmels zu deutlich ausgesprochen, und Pater Isidor übernahm es, den jun-

gen Szalatinsky von der Nothwendigkeit zu unterrichten, seiner verlobten Braut zu entsagen, die von nun an dem Himmel gehöre.

Aber so gutwillig, als es Frau von Volkersdorf, und selbst Katharine meinten, fügte der Jüngling sich nicht in diesen Plan. Schneller, als man es geglaubt hatte, war er von der Pohlnischen Grenze an den Fuß des Sömmering geeilt, und erschien auf Schloß Clamm mit einem Ausdruck der Verstörung und des höchsten Unwillens in seinem ganzen Wesen, auf den Frau von Volkersdorf nicht vorbereitet war, und der sie sehr erschütterte. Szalatinsky rief ihr mit festem Muthe ihr dem Gatten auf dem Todbette gegebenes Versprechen zurück, er setzte ihr klar und deutlich ihre Pflichten gegen den Verstorbenen, gegen ihre Tochter auseinander, er erklärte sich, Katharinen ohne alle Mitgift freudig anzunehmen, und das Vermögen seines Schwagers weder jetzt noch künftig ansprechen zu wollen, ja er wollte sich verpflichten, seine Braut als eine verzichtete Tochter des Hauses Volkersdorf erklären zu lassen; aber nie, nie würde er einwilligen, dem Mädchen zu entsagen, das vor Gott und der Welt die seine war, oder das Unglück derjenigen beschließen zu las-

Zwar war ihre Neigung zu Sandor so ruhig, und auch des Verlobten Liebe zu ihr hatte sich, von keinem Hinderniß aufgereizt, bisher so wenig ausgesprochen, daß nicht sowohl die Trennung von ihm als der gekränkte Wille ihres Vaters sie bekümmerte. Aus diesem Gesichtspuncte stellte sie es auch der Mutter vor, und machte die Matrone, bey welcher hier Versprechen und Versprechen in's Gedränge kam, auf einen Augenblick zweifelhaft. Aber Pater Isidor wußte auch für diesen Zweifel Beruhigung. Er bewies ihr, daß das Gott gethane Gelübde jedem Andern vorgehe, ja daß es zweifelhaft wäre, ob der selige Herr von Volkersdorf überhaupt ein Recht gehabt, über seine zweyte Tochter zu verfügen, ehe nicht die erste ihr Gelübde der Kirche bezahlt, und der Preis, um welchen der Himmel ihm Nachkommenschaft verliehen, auch wirklich entrichtet war. Solche Gründe, die mit der jetzigen Stimmung ihres tiefgebeugten Gemüthes so sehr in Einklang standen, verfehlten ihre Wirkung bey Frau von Volkersdorf nicht. Katharinen wurde angedeutet, daß nichts ihre Bestimmung ändern könne, in welcher sich der Wille des Himmels zu deutlich ausgesprochen, und Pater Isidor übernahm es, den jun-

gen Szalatinsky von der Nothwendigkeit zu unterrichten, seiner verlobten Braut zu entsagen, die von nun an dem Himmel gehöre.

Aber so gutwillig, als es Frau von Volkersdorf, und selbst Katharine meinten, fügte der Jüngling sich nicht in diesen Plan. Schneller, als man es geglaubt hatte, war er von der Pohlnischen Grenze an den Fuß des Sömmering geeilt, und erschien auf Schloß Clamm mit einem Ausdruck der Verstörung und des höchsten Unwillens in seinem ganzen Wesen, auf den Frau von Volkersdorf nicht vorbereitet war, und der sie sehr erschütterte. Szalatinsky rief ihr mit festem Muthe ihr dem Gatten auf dem Todbette gegebenes Versprechen zurück, er setzte ihr klar und deutlich ihre Pflichten gegen den Verstorbenen, gegen ihre Tochter auseinander, er erklärte sich, Katharinen ohne alle Mitgift freudig anzunehmen, und das Vermögen seines Schwagers weder jetzt noch künftig ansprechen zu wollen, ja er wollte sich verpflichten, seine Braut als eine verzichtete Tochter des Hauses Volkersdorf erklären zu lassen; aber nie, nie würde er einwilligen, dem Mädchen zu entsagen, das vor Gott und der Welt die seine war, oder das Unglück derjenigen beschließen zu las-

sen, die von dem sterbendem Vater ihm übergeben, und seiner Huth für diese Welt anvertrauet war.

Diese eben so ruhige als entschlossene Sprache machte Frau von Volkersdorf wankend. Es fing ihr an einzuleuchten, daß auch Szalatinsky's Recht heilig sey, daß ihres Gemahls Geist durch das aufgehobene Versprechen im Grabe beunruhigt, und sie dadurch vor Gott verantwortlich seyn könne. Sie war in einer schrecklichen Beklemmung, und Pater Isidor mußte alle Macht seiner geistlichen Beredsamkeit anwenden, um diesen Sturm zu beschwören. Auch sein Geist entflammte sich durch die Hindernisse, die sich seinem Stolz, für den Himmel eine Braut zu erhalten, und der Welt ein Opfer zu entreissen, entgegensetzten. Er sprach mit Frau von Volkersdorf, mit dem Jüngling, mit Katharinen, mit jedem auf seine Weise. Der Mutter ängstliche Furcht vor dem Schatten ihres Mannes wurde durch das Versprechen reichlicher Messen am leichtesten beschwichtigt, und ihr der Kummer und Kampf, die ihr frommer Vorsatz sie koste, als ein höheres Verdienst angerechnet. Schwerer ging es mit Katharinen, die schwesterliches Mitleid mit dem Jüngling,

Gehorsam gegen des Vaters Willen, Liebe zum Jugendleben, und noch ein schimmerndes Bild von der düstern Klosterpforte zurückscheuchten. Aber Pater Isidor schilderte ihr den traurigen Gemüthszustand ihrer, durch so mannigfache Leiden gebeugten, durch Jahre und Kränklichkeit geschwächten Mutter, er machte ihr wahrscheinlich, daß nur der Gedanke, wenigstens die Eine Tochter vor den Schlingen der Hölle hinter heiligen Mauern zu bergen, ihr noch Freude im Leben, und Ruhe im Tode zuführen könne; er wußte geschickt Katharinens kindliche Liebe und die Macht, welche das Pflichtgefühl von jeher über ihre Seele ausgeübt, aufzurufen, und es gelang, was er sich vorgesetzt. Unter heißen Thränen, aber dennoch mit erhobenem Geist, gab Katharina dem Pater das Versprechen, daß sie sich dem Wunsch ihrer Mutter nicht länger widersetzen werde.

Den schwersten Stand hatte der Geistliche mit dem Jüngling, dessen klarer Geist mit keinen Scheingründen zu verdüstern war, und dessen Pflichtgefühl hier ganz auf der entgegengesetzten Seite stand. Aber auch hier wußte Pater Isidor Rath, und nicht umsonst stand er in steter Verbindung mit den meisten bedeutenden

Orten, und hatte überall Freunde und Correspondenten. Er wußte ziemlich genau, was im vorigen Winter zu Preßburg im Ferronayschen Hause vorgegangen, und Zrinys Bewerbungen um Katharinen, und ihr augenscheinliches Wohlgefallen an dem glänzenden jungen Manne wurden im gehörigen Lichte dargestellt. Sandors Eifersucht erwachte, der Pater war klug, und der Jüngling von einer bisher ihm unbekannten Leidenschaft aufgeregt. Das gab jenem leichteres Spiel, und Manches erschien Sandor glaublich, was er in ruhigen Momenten doch erst prüfen zu müssen gemeint haben würde. Jetzt leuchtete ihm alles ein, Katharinens ruhige Stimmung gegen ihn, und ihre Ergebung in den Willen der Mutter, die ihm der Beichtvater als ganz freywillig geschildert hatte. Doch wollte er noch einmahl — zum Letztenmahl mit der Treubrüchigen sprechen, die ihre Jugend im Kloster begraben wollte, weil ihr derjenige nicht werden konnte, für den ihr falsches Herz entglühte, und von ihr selbst hören, wie weit sein Unglück gediehen sey.

Trotzig und heftig war Sandors Aufforderung an Katharinen, und diese, zu wahrhaft, um sich auch nur den Schein einer Lüge oder

einer Bemäntelung ihrer Empfindungen zu erlauben, gestand, daß Zriny ihr nicht ganz gleichgültig geblieben. Jetzt glaubte Sandor nach einem sehr stürmischen Auftritt zurücktreten, und seine Rechte aufgeben zu müssen. Die jungen Herzen mißverstanden sich; es war Isidors Werk und seine Sorge, daß sie, jedes auf den unrichtigen Gesichtspunct gestellt, dieß thun mußten, und auch in den zwey Tagen, welche Szalatinsky noch auf Clamm zubrachte, zu keiner ruhigen und befriedigenden Erklärung kommen konnten. Sandor sprach zuletzt noch mit der Mutter. Ohne die wahre Ursache zu erwähnen — denn er wollte Katharinen kein böses Spiel machen — gab er seine Ansprüche auf; aber er wendete alle gute Meinung, die seine Tante von ihm hatte, dazu an, ihr das unselige Klosterproject auszureden. Denn wenn auch er Katharinen nicht besitzen konnte, sollte sie doch nicht unglücklich werden. Er bewirkte nichts, wie man leicht denken kann, und Pater Isidor wußte bey der Mutter sich die Umstimmung des jungen Mannes zum gehörigen Verdienst anzurechnen, und klüglich die Motive zu verschweigen, welche er angewendet, sie zu bewirken.

Szalatinsky war abgereist, die tiefe Trauer,

welche in den letzten Tagen sich seines ganzen Wesens bemächtigt hatte, und in der Blässe seines sonst blühenden Gesichtes, wie in jeder seiner Bewegungen, sichtbar ward, selbst der heftige Zorn, die ungerechte Beurtheilung, welche dem ruhigen Character so wenig natürlich war, ließen Katharinen einsehen, daß sie in einem Theil ihrer Berechnung geirrt, und ihres Vetters Neigung für sie viel zu gering angeschlagen hatte. Das erschreckte, das betrübte und beschämte sie, und nach und nach, wie in der Ruhe der Einsamkeit sich ihre Gedanken zu ordnen begannen, traten die Dinge um sie her, die nächste und die frühere Vergangenheit, in eine ganz andere Stellung. Was sie dem Jugendgespielen für seine treue Anhänglichkeit schuldig gewesen wäre, ihr Benehmen gegen Zriny und gegen Sandor bey der letzten Zusammenkunft, erschienen ihr im völlig geänderten Lichte. Sie klagte sich ihres Wankelmuths, ihrer Eitelkeit und ihres Weltsinns, wodurch ja allein der Graf, den sie so wenig gekannt, solchen Eingang in ihr Gemüth gefunden, mit der größten Strenge an, und glaubte in der Fügung des Himmels, der sie an die Stelle der entflohenen Schwester zum Opfer verlangte, nichts als die

gerechte Strafe ihrer Fehltritte zu finden. In diesem Sinne ergab sie sich nun mit Demuth und Zerknirschung in den Willen ihrer Mutter, und fand eine Art von wehmüthiger Beruhigung darin, daß sie einst in ihrer stillen Zelle für den entrissenen Verlobten, dessen großmüthiges Betragen sie tief gerührt, und für den unglücklichen Mann, dessen moralische Höhe, so wie sein Antheil an künftiger Seligkeit ihr nach und nach zweifelhaft zu werden begannen, bethen, und alle ihre Bußübungen dem Himmel für die Geliebten würde opfern können.

Ein Jahr war seitdem still, und in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt vergangen. Keine Kunde war von Ludmillen zu hören, wie viel Mühe sich auch Ferronay gab, und welche Nachforschungen auch der treue Szalatinsky anstellte. Nach Schloß Clamm schrieb dieser nicht mehr, seit er das letztemahl im vorigen Herbste dort gewesen, sondern berichtete an Ferronay, was er etwa erfahren hatte, was aber nie einen genügenden Aufschluß gab. Er selbst hielt sich viel in Warschau bey dem König Johann Sobiesky auf, und suchte theils hier in würdigen Geschäften unter den Augen des großen Monarchen, theils auf seinen Gütern im wohlthä-

tigem Wirken Heilung seiner Wunden und einen ehrenvollen Zweck seines Lebens. Zrinj war bald in Wien, bald in Paris, bald irgend anderswo, wohin ihn, wie es hieß, geheime und hochwichtige Sendungen, die des Kaisers Gunst ihm anvertraut, beriefen. Katharine hörte das zufällig, und es machte sie noch ungewisser und unruhiger über das Schicksal ihrer Schwester, von der sie doch nicht wußte, in wie weit es mit dem des Grafen verbunden war.

Die ganze Beschäftigung dieser Zeit auf Schloß Clamm war, unter den verschiedenen Frauenklöstern in Wien, Neustadt oder Grätz dasjenige auszuwählen, welches den Absichten der Mutter, und der Sinnesart der Tochter das angemessenste seyn würde, und da Grätz viel weiter von Clamm entfernt war, als Wien, Neustadt aber als ein offener Ort an der ungrischen Grenze bey den stets zu befürchtenden Einfällen der Malcontenten, oder wohl gar der Türken, allzuwenig Sicherheit both, wurde endlich für Wien entschieden. Und nun bewies sich Pater Isidor eben so thätig als verständig, alles auf's Schicklichste und Zweckmäßigste zu veranlassen. Er machte öftere Reisen nach Wien, wo ihm unter der höheren Geistlichkeit und den angesehenern Ein-

wohnern mancher Freund lebte, er ließ sich keine Mühe, keine Nachforschung zu viel seyn, und so wurde endlich nach langem Wählen das Kloster der Himmelpfortnerinnen erwählt.

Der nächste Frühling des Jahres 1683 war zur Einkleidung bestimmt, und Pater Isidor hatte bey Frau von Preysing, einer würdigen Matrone und Witwe eines kaiserlichen Obersten, deren Wohnung nicht weit vom Kloster zur Himmelspforte entfernt lag, für seine Schutzbefohlene einen schicklichen Aufenthalt ausgemittelt. Hier sollte sie einige Zeit unter dem Schirm der allgemein geachteten Frau leben, bis im Kloster Raum für die neue Novize gemacht, und sonst noch manches, was vorher zu ordnen war, gethan seyn würde.

Katharinen galt alles gleich. Sie kannte nichts von allem, war nie in Wien gewesen, und hatte nur den einzigen Wunsch, in keinen gar zu leichten Orden zu treten; denn da sie schon der Welt entsagen, und für ihre Schuld büssen mußte, war eine strengere Regel ihr willkommener. Ja sie würde die Siebenbücherinnen, oder das Königliche Kloster am liebsten gewählt haben, wenn das Herz der Mutter sich hätte entschließen können, der guten Tochter —

jetzt dem einzigen Kind, das noch um sie lebte, so ganz zu entsagen, und sie einen Orden wählen zu lassen, der kaum den nächsten Verwandten einen Umgang mit der einmahl Eingeschloßnen erlaubte. Mit emsigem Fleiß, und unter vielen heimlichen Thränen ließ Frau von Volkersdorf an der kleinen Ausstattung arbeiten, und Mutter und Tochter saßen manchen trüben Septembertag, wo das schon eintretende rauhe Wetter sie nöthigte, sich im Zimmer verschlossen zu halten, so lange es das Tageslicht erlaubte, am Nähpolster oder Rahmen, um mit haushälterischem Sinn so viel wie möglich alles selbst zu verfertigen, was Katharine nach der Hauptstadt mitnehmen sollte.

Wenig Reden wurden bey dieser Arbeit gewechselt, denn beyden war das Herz gar schwer: der Mutter, weil sie ohnedieß schon so viel Liebes verloren hatte, und nun nach der Abreise der Tochter einem ganz freudenleeren, einsamen Leben entgegen sah; Katharinen, weil sie die Mutter ungern verließ, weil die neue Welt, in welche sie treten sollte, nach dem ersten übeln Versuch in Ungarn sie unheimlich und finster angraute, und weil trotz aller Buß- und Sühngedanken das Kloster etwas Schreckendes für sie

hatte. Diese Betrachtung hatte seit Sandor's letztem Aufenthalt sehr an Kraft gewonnen. Katharine hatte nicht geahnet, daß sie geliebt sey, ja sie hatte früher dieß Gefühl gar nicht, als vom Hörensagen, gekannt. Der Schmerz, die edle Festigkeit, und die unverkennbare Liebe ihres Vetters für sie hatten ihr das Glück, von einem solchen Manne, mit treuer Neigung umfaßt zu werden, im freundlichsten Lichte gezeigt — und gerade jetzt sollte sie diesem Glücke auf immer und ewig entsagen!

So saßen sie eines Tages beysammen, bis die Dämmerung völlig eingetreten war. Schiebe den Rahmen in die Ecke! sagte Frau von Volkersdorf: Meine Augen schmerzen mich schon, und gib die Spinnräder her! Katharine gehorchte schweigend, und stellte das Rad vor die Mutter hin; aber diese hatte indessen den Rosenkranz, mit Perlenmutter eingelegt, ein Andenken einer Freundinn, die ihr ihn von einer Wallfahrt nach Maria Einsiedl vor langen Jahren mitgebracht, aus der Tasche gezogen, und fing an ihre Andacht zu verrichten, ohne darum die Aufmerksamkeit auf das, was im Zimmer und draußen vorging, ganz zu verlieren. Katharine setzte sich in die Ecke neben dem Fenster, wo es

am dunkelsten war, und wohin nur die sterbende Gluth aus dem Kamin im Hintergrunde einen ungewissen röthlichen Schein warf, und ließ, während die Mutter theils bethete, theils zuweilen einige Worte sprach, ihr Mädchen fleißig laufen, und ihre Gedanken in fernen Räumen und Zeiten schweifen. Wie oft hatte sie in diesem Zimmer als Kind mit Szalatinsky gespielt! Wie oft vor diesen Ahnenbildern ihren guten Vater von dem ehemahligen Glanz seines Hauses sprechen, und Züge aus dem Leben jenes Erzbischofs, dieses Feldmarschalls erzählen gehört, die in verblichenen Rahmen, jetzt in der Dunkelheit kaum kenntlich, von den Wänden niederschauten! Wie so ganz anders war Alles damahls gewesen! Welche Zukunft stand ihr bevor, und was war aus dem ihr einst bestimmten Gemahl geworden! Vielleicht der Verlobte einer Unbekannten — irgend einer schönen oder vornehmen Pohlinn! O der Gedanke ergriff ihr Herz mit erstarrender Kälte, und ihre Thränen tröpfelten auf die Arbeit nieder, und netzten den Faden mit bitterm Thau.

Was ist dir, Käthe? Weinst du? fragte die Mutter. Das Mädchen läugnete. Aber die Mutter sagte: Ich weiß schon, wie du bist,

dein Herz hängt an der Welt, der Zriny steckt dir im Kopfe. Aber das muß nun anders werden.

Katharine schwieg, und eine Weile schwieg auch die Mutter, und ließ unter halblautem Beten die Korallen des Rosenkranzes durch die Finger gleiten. Plötzlich fing sie wieder an: Was das für ein Wetter ist! Wie der Sturm die Wolken jagt, und die Tannen da drüben beugt! Mein Gott! Und wie er im Schornstein heult! Völlig furchtbar!

Eine abscheuliche Nacht! sagte Katharine.

Und doch, sagte die Mutter nach einigen Augenblicken: — doch — sieh die helle Rose dort an dem glimmenden Scheit im Kamin! — doch sollte man auf einen Gast hoffen, der heut noch kommt. Auch hat sich die Katze zuvor fleißig geputzt.

Ach Mutter! Was sollen alle die Zeichen! Wer kommt denn zu uns? Und nun vollends in diesem Wetter!

Willst du's besser verstehn als ich? erwiederte die Mutter: Die Zeichen sind untrüglich; das hab' ich von allen vernünftigen Leuten gehört.

Katharine widersprach nicht. Ihr war es sehr gleichgültig, ob dieser oder jener Herr Dechant, oder Forstmeister, oder ein jagender Land-

junker aus der Nachbarschaft etwa den Abend noch bey ihnen einsprach.

Es trat eine neue Stille ein. Die Mutter hatte ihre Andacht geendet, und nun öffnete sich die hohe eichene Thür. Ein heller Schein fiel in das Gemach. Der alte Balthasar kam mit Lichtern auf schweren metallenen Leuchtern, und hinter ihm Pater Isidor, der Schloßkaplan, um, wie es hier Sitte war, ein Stündchen im Gespräch und Kartenspiel vor dem Nachtessen mit der gnädigen Frau zuzubringen. Balthasar rückte den nußbaumenen Klapptisch mit den gewundenen Säulenfüßen vor den Armstuhl der Frau vom Hause, richtete die Klappen auf, breitete den bunten Tyrolerteppich darüber hin, stellte die Leuchter darauf, und wünschte so wie der Geistliche einen glückseligen Abend. Katharine brachte Karten und Spielmarken, Balthasar entfernte sich, und Frau von Volkersdorf eröffnete sogleich das Gespräch mit der Frage, was Pater Isidor gutes Neues aus Wien oder Preßburg gehört habe?

Neuigkeiten wohl, antwortete der Geistliche, aber wenig Gutes, gnädige Frau! Die Rüstungen der Türken gehen emsig vorwärts, und die Ungarischen Malcontenten thun ihnen allen mög-

lichen Vorschub. Graf Tököly hat eine ansehnliche Armee zusammengebracht, und fast ganz Oberungarn ist auf seiner Seite, wie meine Briefe lauten.

Ach mein Gott! seufzte Frau von Volkersdorf: Was wird aus dem armen Ungarn werden!

Eine türkische Provinz, wenn das so fortgeht, gnädige Frau! erwiederte Pater Isidor.

Gerechter Himmel! rief die Matrone: Mein armes Vaterland eine türkische Provinz, das Christenthum ausgerottet, die Kirchen niedergerissen, die armen Leute erwürgt!

Nicht doch, fiel der Caplan ein: nicht doch, gnädige Frau! Jene Zeiten sind nicht mehr, und das dürft ihr wohl glauben, daß Graf Tököly und seine Mitverschwornen bedacht seyn werden, ihre und der Ihrigen Güter, Leben und Glauben in Sicherheit zu stellen. Überhaupt macht man sich unrichtige Begriffe von dem türkischen Hof und seinen Unternehmungen, wenn man die Unterhandlungen, welche jetzt zwischen demselben und den Malcontenten obwalten, nach dem Verfahren einer wilden Kriegshorde von Tartarn und Mongolen beurtheilt, welche in frühern Zeiten Ungarn verwüstet haben, oder nach dem Benehmen einer

durch Widerstand und Blutvergießen erhitzten Armee. Die Pforte ist in unseren Zeiten eben sowohl eine Europäische Macht, wie Frankreich und Österreich, sieht ihren Vortheil eben so gut ein, wie diese, und wird lieber über zinsbare Christliche Provinzen als über eine menschenleere Wüste herrschen.

Aber, sagte Frau von Volkersdorf, die Malcontenten sind ja auch keine Christen, wenn sie uns den Türken ausliefern wollen?

Christen sind sie wohl dem Nahmen nach, antwortete Pater Isidor, mit einem Seufzer: Christen heissen sie wohl; aber, daß Gott erbarm! was für Christen? Abgefallene, Abtrünnige, die ärger als die Heiden sind.

Da sagt ihr's nun selbst, hochwürdiger Herr! rief die Matrone: Und was haben wir denn zu erwarten?

Wenig Gutes, fiel der Geistliche ein, wie ich euch schon gesagt, nehmlich wir Glieder der rechtgläubigen Kirche. Der Tököly aber soll sich mit der Pforte dahin verstanden haben, Ungarn gegen einen jährlichen Tribut von 40,000 Thalern unter türkischen Schutz zu stellen. [1])

Herr Jesus! Unter den Schutz der Heiden!

Dann wird er seine und der Seinigen For-

derungen schon einzurichten wissen. Man erzählt sich auch — aber das ist noch unverbürgt — daß er, weil er sich zu schwach fühlt, der Österreichischen Macht zu widerstehen, den Großherrn unaufhörlich durch seine Agenten in Constantinopel aufreizen lasse, den Waffenstillstand zu brechen, und Ungarn feindlich zu überziehen.

Ach Gott, ein neuer Türkenkrieg! jammerte Frau von Volkersdorf: Und die Türken rüsten auch schon, habt ihr gesagt?

Das soll verläßlich seyn, zumahl in den Grenz-Provinzen.

So bricht denn alles Unglück über unser armes Land, Pest und Krieg, Mord und Tod! rief Frau von Volkersdorf händeringend.

Nun, nun, gnädige Frau! Der Krieg ist ja noch nicht da, und wir wollen auf Gott vertrauen. Es wäre nur zu wünschen, daß Se. Majestät unser allergnädigster Kaiser besser umgeben wäre.

Wie so? fragte die Matrone: Wie meint ihr das?

Es sind Menschen um diesen Herrn, Menschen, von denen man nicht begreift, wie sie zu dem Platze gekommen, auf welchem sie stehn. Da ist z. B. der junge Graf Zriny —

Zrinyi? rief die Matrone: Der Nahme ist mir nicht unbekannt!

Es ist derselbe, den Ihr aller Wahrscheinlichkeit nach von Fräulein Katharinen werdet haben erwähnen hören.

Dieß war mit einem Seitenblick auf Katharinen gesagt, den die Matrone nicht beachtete, sondern fortfuhr: Ja, ja! Ich weiß, der Bruder erwähnte seiner einigemahl in seinen Briefen. Aber was soll der beym Kaiser?

Was er soll? Er ist des Kaisers Liebling, und — er ist ein Schwager des Tököly, und ein Sohn des Mannes, der durch Henkershand als Rebell in der Neustadt fiel. Begreift ihr nun, gnädige Frau? Dieser Mensch ist ehrgeizig, hochfahrend, ihm hängt eine Krone nicht zu hoch, und er besitzt des Kaisers Vertrauen. Er hat eine Menge geheimer Verbindungen, ist bald in Wien, bald in Paris, bald in Munkats, korrespondirt mit Türkischen Agas, kurz, er hat seine Hände überall im Spiele, und ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht mit sehr kühnen hochverrätherischen Planen umginge.

Und woher wißt Ihr das Alles, hochwürdiger Herr! fragte Katharine, die jetzt zum erstenmahl sich in das Gespräch mischte.

Vieles, mein Fräulein, erwiederte der Geistliche, habe ich aus sehr guten Quellen, die ich freylich euch nicht nennen kann; vieles indessen sagt uns, wenn wir länger gelebt haben, die Erfahrung, die vom Geschehenen auf Ungeschehenes schließen läßt.

Das wäre aber doch in diesem Falle ein liebloser Schluß, antwortete Katharine: Einen Menschen, den ihr nie gesehen habt, der euch nie beleidigt —

Und warum? fiel der Kaplan ein: O mein Fräulein! Menschenkenntniß und Erfahrung sind keine so trügerischen Leitsterne, als ihr wohl glaubt; und endlich, daß ich ihn nicht kenne, schadet hier nichts. Wie Mancher und wie Manche haben ihn gekannt, und sind doch von ihm getäuscht worden.

Katharine schwieg. Diese letzten Worte hatten sie im Innersten verletzt. Unmöglich aber konnte sie in Pater Isidors Ansichten einstimmen, und den Mann, der ihr trotz allem, was vorgefallen war, noch immer sehr hoch stand, verbrecherischer Plane zeihen.

Mein Urtheil über ihn ist um so unbefangner, fuhr der Geistliche fort: Mich kann weder seine Schönheit blenden, noch seine schmeich-

lerischen Manieren bestechen. Diese sollen ihm in hohem Grade eigen seyn, und damit soll er denn auch, wie es heißt, das Herz des Kaisers so gewonnen haben, daß ihm dieser blind vertraut. Übrigens ist er nicht umsonst viel am Hofe Ludwig des XIV. gewesen. Es ist sehr wahrscheinlich, ja es ist beynahe gewiß, daß in Paris die Plane geschmiedet worden sind, die er nun mittelst seines Schwagers in Ungarn ausführen will. Man weiß ja, wie der Französische Hof denkt, und daß er die Malcontenten heimlich mit Geld und Leuten unterstützt.

Und dazu läßt sich der Zriny brauchen? fragte die Matrone.

Natürlich. Es ist sein Vortheil, der Vortheil seines Hauses. Vielleicht hören wir bald mehr, wenn nicht ein glücklicher Zufall dem Kaiser die Augen öffnet, und der Verräther seine verdiente Strafe empfängt.

Bey diesen Worten verließ Katharine das Zimmer. Das Gespräch hatte zu schmerzhaft die alten Erinnerungen in ihr aufgeregt, und alles, was sie durch Zriny und wegen seiner gelitten, stand wieder lebhaft vor ihrer Seele. Ihre Mutter bemerkte es nicht, aber der Geistliche schüttelte schweigend den Kopf. Endlich unter-

brach auch er das Gespräch; man langte zu den Karten, und spielte ein ernsthaftes Piquet, bis die Glocke zum Nachtmahl läutete. Nun erschien Katharine wieder. Ihre Augen zeigten, daß sie in der Einsamkeit geweint. Das Mahl wurde meist schweigend eingenommen, und Jedes zog sich bald in sein Zimmer zurück. Aber Katharine ging nicht zu Bette. Noch lange stand sie am Fenster, das in die Thalschlucht hinab, und gegenüber auf die Felsen und Tannenwälder sah. Die ganze Vergangenheit, wieder lebhafter durch des Geistlichen Unterredung aufgeregt, ging vor ihrer Seele vorbey. Sie mußte sich's gestehn, daß er in manchen Stücken nicht so unrecht über Zriny geurtheilt habe. Sie fühlte schmerzlich, wie verderbend seine Annäherung auf sie alle gewirket, und welches Unrecht sie um dieses Menschen willen an ihrem treuen Sandor gethan. Sein letzter Besuch, die unverkennbare Liebe, die selbst aus seiner Heftigkeit gesprochen, der düstere Blick, mit dem er sie lange betrachtet, die finstere Entschlossenheit, mit der er sich von ihr losgerissen, Alles kehrte in ihr Gedächtniß zurück. Nun war beynahe ein Jahr verflossen, seit sie ihn nicht mehr gesehn, und es war mehr als wahrschein-

lich, daß sie ihn nie wieder sehen würde. Nie, nie mehr! rief sie, und rang die Arme wehmüthig gegen den trüben Nachthimmel empor: Ach, was wollte ich darum geben, wenn ich ihn nur ein einziges Mahl sehen, und ihm sagen könnte, wie tief ich mein Unrecht erkenne, und wie dankbar ich ihm für seine Liebe bin.

In dem Augenblicke kam es ihr vor, als höre sie das Thal herauf Hufschläge. Sie horchte, sie glaubte nicht zu irren, es waren zwey Pferde. Jetzt kamen sie näher — jetzt den Bergpfad gegen das Schloß herauf. Was sollte das bedeuten? Wer konnte es seyn, der noch so spät in der Nacht ihr einsames Haus besuchte? Nun waren die Reiter heroben, und sprengten über die Brücke, dem Ansehen nach ein Herr und sein Diener, und trotz der Mäntel, in welche sie gehüllt waren, und der Dunkelheit, glaubte sie Ungarische Kleidung zu erkennen, und endlich — O Gott! Sandor's Gestalt und Stimme! Der Reitknecht saß ab, und pochte an's Thor, der Pförtner öffnete das kleine Thürchen, stieg hinaus und erkannte bald den Freund des Hauses. Katharinen blieb kein Zweifel — es war Sandor; und so sehr sie in dem ersten Augenblicke der Gedanke entzückte, ihn wieder

zu sehen, nach dem sie so schmerzlich verlangt, so fiel es ihr gleich wieder schwer auf's Herz, daß sein Erscheinen jetzt, und nach dem, was vorgefallen, wohl nichts Gutes bedeuten möchte. Indessen wurde von innen das ganze Schloßthor geöffnet. Der Hufschlag der Pferde erschallte unter dem hohen Gewölbe, und bald darauf auf dem Pflaster des Hofes. Katharine war unschlüßig, ob sie ihr Zimmer verlassen, ob sie sich dem, der erzürnt von ihr geschieden war, zeigen sollte. Gern — o wie gern hätte sie es gethan, hätte ihm gesagt, daß sein Andenken, wie sein Werth heilig in ihrem Herzen lebe, hätte ihn um Verzeihung für ihre Verirrung bitten, und ihm sagen mögen, daß ein Theil ihrer Gebethe und Bußübungen im Kloster für ihn seyn würde. Aber sie wagte es nicht; denn sie fürchtete ihn zu kränken, und sie wollte lieber dieses Trostes entbehren, als dem Freunde Schmerz verursachen, der durch sie schon so viel gelitten. Doch das konnte sie sich nicht versagen, in's äußere Zimmer zu treten, das die Aussicht auf den Hof gewährte. Hier erhellten bereits Lichter den engen düstern Raum. Diener des Hauses standen umher, und begrüßten mit achtungsvoller Liebe den wohlbekannten Freund

ihrer Gebiether. Szalatinsky stieg ab, erwiederte freundlich den Gruß, und folgte dem alten Balthasar, der, die Wendeltreppe in der Ecke hinaufleuchtend, den werthen Gast in sein altgewohntes Gemach führte. Die Fenster desselben gingen in den Hof, dem gegenüber, an welchem Katharine ungesehn in der Dunkelheit stand und jede Bewegung des Angekommenen beobachtete. Sie sah ihn unruhig im Zimmer auf und abgehen, dann wie betrachtend vor einigen Stellen verweilen, dann wieder umher schreiten. Jetzt trat Balthasar ein, und brachte ihm Wein, und ein leichtes Abendessen. Katharine konnte bemerken, daß er nur wenig genoß, und Balthasar sich bald entfernte. Szalatinsky setzte, als er allein war, sein hastiges Umherschreiten fort. Irgend ein unruhiger Gedanke schien ihn zu bewegen, und sie hätte viel darum gegeben, wenn sie hätte errathen können, ob ihr Andenken Theil daran hatte, und weßwegen überhaupt er so unvermuthet, in so rauher Zeit gekommen. Nach einer Weile sah sie ihn vor dem Crucifix, was über seinem Lager aufgehängt war, stehen bleiben, die Hände falten, und, sich auf die Knie niederlassend, sein Abendgebeth verrichten. Schnell stürzte auch sie nieder,

erhob die Arme im brünstigen Gebeth zu Gott, dem allgemeinen Vater, und eine lang entbehrte Beruhigung senkte sich in ihre Seele bey dem Gedanken, daß in diesem Augenblicke ihr und des treuen Jugendgespielen Gebeth wie ein Doppelopfer zu Gottes Thron emporsteige. Jetzt erhob sich Sandor, indem er das Zeichen des Kreuzes über Stirn und Brust schlug; sein Reitknecht trat herein, um ihn zu entkleiden, und Katharine zog sich, nachdem sie noch dem Freund einen unsichtbaren Kuß zugeworfen, und erschrocken und erröthend umgesehn hatte, ob sie Niemand beobachte, in ihr Zimmer zurück, wo ein sanfter Schlummer, der ruhigste, den sie seit vieler Zeit genoßen, sie umfing, und freundliche Bilder der Vergangenheit um ihre Seele spielten.

Am andern Morgen wurde Szalatinsky sogleich zu seiner Tante geführt, der man beym Erwachen die unvermuthete Ankunft desselben in der vergangenen Nacht gemeldet hatte. Liebevoll und herzlich war der Empfang von beyden Seiten, und Sandor eröffnete nun sogleich die Ursache seines Hierseyns. Ein Zufall hatte ihn nähmlich dahin geleitet, einen unverhofften Aufschluß über Ludmillens Entweichung und ihr

jetziges Schicksal zu erhalten. Er war, sobald es seine Geschäfte am Hofe zu Warschau erlaubten, zu seinem Oheim Ferronay geeilt, um es ihm zu melden und seinen Rath zu erbitten; Ferronay aber, nach der Beschaffenheit dieser Nachricht, hatte es für nothwendig erachtet, sie der Mutter schleunigst mitzutheilen, mit ihr das Nöthige zu sprechen, und Szalatinsky vermocht, diesen Auftrag selbst zu übernehmen.

Er erzählte nun den Ängstlichhorchenden, wie er an Sobiesky's Hofe im Gefolge des Französischen Gesandten Grafen Bethüne einen Offizier von derselben Nation gefunden, der sehr bekannt in Ungarn zu seyn schien, und wechselweise sowohl bey Tököly in Munkats, als auch bey dem Bassa von Ofen, der, wie man sagte, ein Renegat und geborner Schweizer sey, mehrere Zeit zugebracht hatte — aller Wahrscheinlichkeit nach ein geheimer Emissär seines Hofes, der auch in dieser Absicht, um Sobiesky gegen Österreich zu stimmen, und für Tököly's Absichten zu gewinnen, sich jetzt in Warschau aufhielt. Es war ein geistvoller Mensch, der oft die ganze Gesellschaft mit seinem Witze und seiner lebhaften Conversation zu unterhalten, und von den vielen Ländern und Menschen, die er ge-

sehn, mit eben so viel Verstand als Annehmlichkeit zu schwatzen wußte.

Einst kam die Rede auf Reisebentheuer, und seltsame Begegnungen, und da erzählte ihnen nun der Franzose, daß er vor längerer Zeit in einem Gasthofe auf der Straße nach Ofen eingekehrt sey, der ziemlich schlecht, und in welchem kaum ein Paar erträgliche Zimmer waren. Nicht lange nach ihm trafen ein Paar junge Türken zu Pferde ein, wohl gekleidet, der ältere etwa einige zwanzig, der jüngere kaum achtzehn Jahre alt; ein Paar Tartarn begleiteten sie, ebenfalls zu Pferde. Der Offizier stand am Fenster, und es fiel ihm auf, mit welcher Sorgfalt der ältere Bruder dem jüngern vom Pferde half, und ihn schnell in das Haus führte. Bald darauf hörte der Franzose dicht an seinem Zimmer sprechen, sehr angelegen, aber sehr leise; er vermuthete, es wären die beyden jungen Türken, und gab nicht ferner Acht darauf. Bald aber dünkte es ihm, daß die Sprache, in der sie sich unterhielten, nicht wie Türkisch klänge, ja es war ihm, als hörte er hier und dort ein französisches Wort. Seine Neugier erwachte, er näherte sich der Thür, die die beyden Gemächer schied. Die schlechte Beschaf-

fenheit derselben machte es ihm leicht, eine Spalte zu entdecken, durch welche er so ziemlich einen Theil des Zimmers, der vor ihm lag, übersehen konnte. Denkt euch, meine Herren, meine Verwunderung, fuhr der Offizier fort, als ich den jüngern Türken ohne Turban, ohne Kaftan, die er beyde vermuthlich der Hitze wegen abgelegt hatte, vor mir sitzen sah, und alles in der Welt hätte verwetten mögen, daß ich statt eines Muselmanns eines der hübschesten Mädchen erblickte, in deren ernsten Zügen und kummervollen Blicken sich eine höchst interessante Persönlichkeit kund gab. Nie werde ich den Ausdruck vergessen, mit dem sie das lichtblaue Auge zu dem ältern Jüngling emporhob, den ich, da er tiefer im Zimmer stand, nicht völlig sehen konnte. Er sprach leise, aber heftig, und nun blieb mir kein Zweifel, daß das, was er sagte, französisch sey, obwohl ich kaum hier und dort ein einzelnes Wort auffassen konnte, das mir kein Licht gab. Als er schwieg, erhob das schöne Mädchen ihre rührende Stimme, und machte meine Vermuthung ihres Geschlechts wegen zur unumstößlichen Gewißheit. Sie schien ihm etwas zu sagen, das ihn beruhigen sollte. Es war, als vertheidigte sie sich gegen einen Ang-

wohn der Eifersucht. Der Jüngling antwortete etwas rauh, sie blickte ihn an, und — nein! so kann nur die Unschuld und das Selbstbewußtseyn der reinsten Tugend blicken! — den Unmenschlichen rührte es nicht, er schien in seinen Vorwürfen fortzufahren. Jetzt stand sie auf und eilte mit gerungenen Händen auf ihn zu. Ich wollte ihr mit den Augen folgen, ich lehnte mich näher, die verdammte Thüre krachte — mein Pärchen flog erschrocken auseinander, sah sich argwöhnisch überall um, und aus war es mit dem Gespräch. Bald darauf hörte ich die Thüre gehen. Ich fürchtete schon meine angenehme Nachbarschaft zu verlieren; es war aber nur der Ältere, der vor mir vorbey schoß, wie ich in meine Thür trat, und einen wüthenden Blick auf mich warf. Jetzt sah ich ihn vollkommen. Es war ebenfalls ein bildhübscher Junge voll edlen Anstands; aber daß auch er kein Muselmann sey, wurde mir auf den ersten Blick klar. Nicht lange darnach kamen die Tartarn herauf; das ganze Zimmer, das Schloß, die Thüre, welche zu mir führte, alles wurde untersucht, befestigt, und ein großes Tuch vorgespannt, das mir jede fernere Einsicht benahm. Das war sehr ärgerlich; aber vor meinen Ohren war kein solches

Tuch zu spannen, und so vernahm ich noch lange ein Geflüster, das im Anfange heftig, bald immer leiser und sanfter wurde, und oft mit Seufzern, Thränen des holden Geschöpfes und Küssen — ja mit Küssen, wie ich ganz deutlich hörte, unterbrochen war. Gern hätte mir der Eifersüchtige wohl auch dieß entzogen, wenn nur in der elenden Kneipe noch ein Zimmer zu haben gewesen wäre. Aber so mußte er sein Täubchen doch in meiner Nähe lassen. Als es dunkel ward — stellen sie sich vor! — verließ der Jüngling das Zimmer. Ein Tartar hielt Wache davor — die Schöne blieb allein. Wo der Ritter übernachtete, weiß ich nicht — aber diese Delikatesse entzückte mich, und verbreitete dadurch ein noch geheimnißvolleres Licht über das zärtliche Paar. Am frühen Morgen erwachte ich von einem leisen Geräusch. Meine Nachbarn schickten sich an aufzubrechen; schnell war ich in den Kleidern, schneller auf dem Gange, über den sie mußten. Sie kamen. Das Mädchen trat zuerst heraus, und fuhr zurück, als sie mich am Fenster des Hausganges stehen sah. Ich hörte sie ihrem Begleiter ein Paar Worte zuflüstern, dann eilten sie miteinander, und zwar so, daß der Jüngling, auf meiner Seite gehend, mir

des Mädchens Anblick fast ganz entzog, vor mir vorbey, und die schöne Erscheinung war verschwunden. Ein halbes Jahr aber darauf befand ich mich bey Graf Tököly in Munkats. Denket euch meine Überraschung, als ich in dem Bruder der Gräfinn, dem jungen Zriny, meinen Türken zu erkennen glaubte! Auch er erinnerte sich meiner Gestalt wohl; das merkte ich an der flammenden Röthe, die sein Gesicht bey meinem Anblick überzog, und aus dem grimmigen Blicke, den er auf mich warf. Für mein Leben gern hätte ich erfahren, wie das alles zusammen hing, wer das schöne Mädchen gewesen, und wo sie jetzt sey. Alles, was ich durch Fragen und Erkundigungen in Munkats selbst erfahren konnte, war, daß der junge Graf schon mehr als ein verliebtes Abentheuer gehabt, und daß er kürzlich auch eine Nonne in Ungarn entführt, und in ein Kloster im Elsaß verborgen habe. Er selbst wich jeder Annäherung mit einer Kälte und einem Hochmuth aus, der bald an beleidigenden Übermuth grenzte. Wir kamen einmahl hart aneinander. Ich warf ein Wort hin, das auf jenes Zusammentreffen, freylich nur ihm verständlich, anspielte. Er loderte in Feuer auf, er erlaubte sich einen beleidigenden Ausdruck. Wir

schlugen uns. Ich hatte das Glück, oder Unglück, ihn ziemlich stark zu verwunden, und fand es nicht rathsam, in Munkats, und überhaupt in Ungarn zu verweilen, wo Tököly einen weitreichenden Arm hat, und mich Niemand, selbst Kaiser Leopold nicht, vor seiner Rache hätte schützen können.

Ihr könnt denken, Tante, fuhr Szalatinsky in seiner Erzählung fort, wie aufmerksam ich dem Franzosen zuhörte! Als er geendigt hatte, nahm ich ihn unter einem Vorwande bey Seite, und ließ mir des Mädchens Gestalt genauer beschreiben. Es traf Alles mit meinem Argwohn zusammen, auch die Zeit jenes Reiseabentheuers, das ungefähr einen Monath nach Ludmillens Entführung Statt hatte. Ludmillens Bildung ist zu ausgezeichnet, um auch in einer flüchtigen Beschreibung nicht leicht erkannt zu werden. Mehr Aufklärung war der Offizier nicht im Stande mir zu geben. Auf andern Wegen erfuhr ich aber, daß Zrinyi, als er das letztemahl in Preßburg gewesen, sich dann längere Zeit, unbewußt wo, herumgetrieben, und daß selbst seine Familie nicht um seinen Aufenthalt gewußt, indem er bey ihr Reisen in geheimen Aufträgen des Wienerhofes vorgeschützt hatte. Jetzt

ist er in Paris, und hat eine neue Liebschaft, eine junge Witwe, die sehr still und eingezogen lebt, und die er heirathen will, wie es heißt, obwohl seine Familie im höchsten Grad dawider ist.

Die Matrone hatte diesen langen Bericht ohne viele Unterbrechungen angehört; es stürmten auf einmahl zu viele und zu fremdartige Vorstellungen auf sie ein. Ihre Tochter entführt, in Mannskleidern, in der Tracht eines Heiden, und von dem Manne, von welchem ihr Pater Isidor ein so ungünstiges Bild entworfen, vielleicht auf's Neue von ihm verlassen, vielleicht in irgend einem Winkel der Erde von Allem entblößt, mit Noth und Kummer kämpfend, sterbend, und vergebens nach Trost und lindernder Theilnahme umhersehend! Sie war ganz betäubt, und es brauchte lange Zeit, bis ihr Szalatinsky den wahrscheinlichen Zusammenhang dieser Begebenheiten, die Vermuthungen, welche sich daraus folgern ließen, klar machen, und von den Maßregeln reden konnte, die nun angeordnet werden mußten, um zu erfahren, wohin der Entführer sein unglückliches Opfer geschleppt, und was aus ihr geworden sey. Es ist beynahe gewiß, schloß Szalatinsky endlich, daß Zriny den Plan zu Ludmillens Ent-

führung schon in Preßburg entworfen, daß er mit ihr durch unbekannte Mittelspersonen alle Schritte verabredet, und daß seine Bewerbungen um Katharinen nichts als eine wohlberechnete Maske waren, um die Beobachter zu täuschen, und sein verborgnes Spiel desto sicherer zu treiben. So hat er euch denn, liebe Tante, nicht allein um Ludmillen, sondern um beyde Töchter gebracht, da ihr nicht von dem Gedanken lassen wollt, Katharinen in's Kloster zu opfern.

Ich bitte dich, ich bitte dich, Sandor! — keine solchen gotteslästerlichen Ausdrücke! Für Katharinen ist der beste Theil gewählt, der ihr nimmer soll genommen werden.

Und was macht sie? Ist sie gesund?

Sie ist recht wohl, und geht mit Freuden ihrem heiligen Beruf entgegen. Das kann ich dich versichern.

Mit Freuden! wiederhohlte der Jüngling, und der Argwohn, den Pater Isidor in seine Seele geworfen hatte, erhob sich in seiner ganzen Schwärze. Sie geht mit Freuden, weil sie vermuthet, daß Zriny sie getäuscht hat! Was wird sie nun sagen, wenn sie überzeugt wird, daß sie nichts als das Werkzeug seiner gewis-

senlosen Absichten, und seine vermeinte Liebe ein grausames Spiel war, das er mit ihr getrieben! Sagt ihr das nicht, liebe Tante! Es ist besser, sie erfährt es nicht.

Und warum nicht? Sie soll es hören, sie soll es wissen. Der Mensch kann nicht oft genug erfahren, wie alles Irdische nur Täuschung ist, wie man auf nichts Sterbliches bauen, und nur dem Himmlischen vertrauen soll. Lehne dich an ein Rohr, es bricht treulos unter deiner Hand, und verwundet dich noch. So sind die Menschen, Sandor! So ist ihre Liebe, ihr Glück, ihre Hoffnungen! Ach, alles eitel, alles gebrechlich und wandelbar!

Nicht doch, Tante! Es gibt noch Treue und Tugend auf der Welt; es gibt eine Größe der Seele, und einen Willen, den nichts, selbst der Tod nicht, zu beugen vermag.

Laß uns nicht streiten, Sandor! Zu was alle die unnützen Worte, von denen wir doch einst Rechenschaft geben müssen! Was war unser Haus vor sechs Jahren, und was sind wir nun? Doch du bist jung, und fasset das nicht. Auch Katharine ist jung. Auch sie begreift es nicht. Darum soll sie in's Kloster, soll frühzeitig das Ewige umfassen, und statt des wandel-

baren Glückes, was ihr die Erde biethen kann, wird der himmlische Bräutigam —

Tante! rief Sandor, und sprang von ihrer Seite auf: Martert mich nicht! Ich hatte das vorgesehn, ich wollte nicht kommen, Onkel Ferronay überredete mich dazu.

So? erwiederte die Tante: Gar nicht kommen wolltest du? Das war unrecht von dir, du hast uns ohnedieß lange genug verlassen. Du bist meiner seligen Schwester Kind. — Ich habe deiner nach ihrem frühen Tod gepflegt, wie eine eigne Mutter, und nun —

Tante! Tante! sagte der Jüngling, indem er ihre Hand ergriff und küßte: Mißkennt mich nicht! Meine Liebe und Dankbarkeit gegen Euch bleibt unverändert; über die hat die Zeit keine Gewalt. Aber ihr wißt selbst, welche Hoffnungen ich einst nähren durfte — und jetzt! Er schwieg, wandte sich um, und trat an's Fenster, die nassen Augen daran zu bergen, deren er sich vor der Tante schämte.

Du bist mein gutes Kind, sagte die Alte gerührt: Weiß Gott, es hat mir leid gethan, daß ich dir nicht Wort halten konnte, daß ich dir weh thun mußte. Aber weißt du was? — Wie wäre es, wenn du dem Beyspiele deiner

Verlobten folgtest? Ach, auf der Welt, und besonders in meinem armen Vaterland, ist ja nichts als Krieg, Blutvergießen, Noth und Elend. Sieh, Sandor, du hast hübsche Güter, deine Nachbarn achten dich, du lebst mitten unter Ketzern. Du könntest ein leuchtendes Beyspiel geben, der wahren Kirche eine große Stütze werden. Ich habe oft mit Pater Isidor darüber gesprochen. Wenn du mit deinem Reichthum, Kirche und Kloster stiftetest, und selbst —

Was? schrie Sandor, und sprang hastig auf die Tante zu: Ich ein Mönch werden? Ich die Thorheit begehen, der Welt zu entsagen?

Um Gottes willen, rief die Tante, und hielt sich die beyden Ohren zu: Schweig, schweig, Lästerer! und laß mich keinen solchen Laut in meinem Zimmer hören! Gottloser Mensch! Man merkt es dir an, daß du von Ketzern umgeben bist, und ihr Gift eingesogen hast.

Tante! Die Ketzer sind so schlimm nicht, als ihr denkt, und Pater Isidor sie euch vormahlt, fuhr Sandor sanfter fort: Aber laßt uns abbrechen! Dieses Gespräch führt zu weit. Ihr werdet mich, ich werde euch nicht überzeugen. Das sage ich Euch aber — ich will in der Welt bleiben, will wirken und nützen, wie ich kann,

meinem König und meinem Vaterlande treu seyn, und euch ehren und lieben, so lange ich lebe, fügte er hinzu, indem er die Hand der Tante von neuem begütigend an seine Lippen drückte: Zürnt mir nicht, liebe Tante, Schwester meiner guten seligen Mutter!

Das that auch die Tante nicht mehr. Gerührt drückte sie des Neffen Hand, der ihr von jeher so werth gewesen, und sagte: Ach es war ein schöner Traum von mir, Katharine und du, ein Paar liebe Engel im Himmel, dort vereinigt, weil ihr es hier nicht seyn konntet! Das ist auch vorbey.

Die Matrone schwieg und senkte das Haupt. In Sandors Herzen erhob sich ein Sturm aller mit Mühe niedergekämpfter Gefühle. Auch er schwieg lange, und maß das Zimmer mit großen Schritten, um sein aufgeregtes Herz zu einiger Ruhe kommen zu lassen. Dann setzte er sich zur Tante, lenkte ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Hauptgegenstand seines Besuches, Ludmillens Schicksal, und wollte nun die Maßregeln, welche zu nehmen wären, mit ihr bereden, indem er ihr auseinander setzte, was Baron Ferronay und er bereits entworfen hatten. Aber er sah bald, daß er sich hier zu viel versprochen

hatte. Der Tante gedrückter Geist konnte sich zu keiner klaren Ansicht einer Angelegenheit erheben, welche die Tiefen ihrer Seele auf eine so schmerzliche Art berührte. Sie hatte nur Einwendungen und Schwierigkeiten bey jedem Vorschlage, den der Neffe that, und verwies ihn zuletzt in Allem, was zu geschehen hatte, an Pater Isidor. Das behagte dem jungen Manne keineswegs, der von dem Orden dieses Geistlichen überhaupt kein besonderer Freund war, und dem die Art, wie Pater Isidor in sein eignes Schicksal gegriffen zu haben schien, in zu frischem Andenken schwebte. Doch war endlich nichts anders zu thun. Der Kaplan wurde gehohlt und Szalatinsky mußte sich eingestehn, daß er den vorliegenden Fall mit Klarheit auffaßte, und mit großer Umsicht beurtheilte. Er machte die zweckmäßigsten Vorschläge, um sich zuverläßige Nachrichten zu verschaffen, erboth sich selbst nach Wien und Paris zu schreiben, und nannte Nahmen unter seinen Correspondenten, welche Sandorn volle Zuversicht einflößten. Sandor aber übernahm es, indessen sowohl in Wien bey Hofe über die Zeit, in welcher Zriny voriges Jahr sich daselbst aufgehalten oder nicht, und über seine Verbindungen Kundschaft einzuziehen, als

auch durch König Johanns Vermittlung und den französischen Gesandten in Warschau, Grafen Bethüne, einige Aufschlüsse zu erhalten.

Alle diese Erkundigungen sollten nun, wie die beyden Männer meinten, doch ein ziemlich befriedigendes Licht sowohl über die Art und Weise von Ludmillens Flucht, als über derselben jetzigen Aufenthalt geben, und wenigstens zu einiger Gewißheit führen.

Nachdem alles dieses besprochen war, trat nun Sandor wieder zur Frau von Volkersdorf, und schickte sich an, sich von ihr zu beurlauben, indem er seine Pferde bereits zu satteln, und Alles zu seiner Abreise zu bereiten befohlen habe. Die Tante erschrack. Wie? Du willst schon fort? rief sie: Du bist kaum angekommen, und hast ja Katharinen nicht einmahl gesehn!

Erlaßt mir das, Tante! erwiederte Szalatinsky: Ich wünsche nicht, ihr zu begegnen. Hätte ich vermuthen können, daß sie noch auf Schloß Clamm sey, und nicht schon ihre Bestimmung angetreten habe, ich wäre, trotz der Dringlichkeit unseres Geschäftes nicht gekommen.

Das begreife ich nicht, antwortete die Matrone: Was macht es dir, deine Cousine noch einmahl zu sehen? Es würde sie sicher freuen;

sie redet oft, und nie ohne Rührung von dir.

Szalatinsky stand finster, und antwortete nicht.

Ach, ihr jungen Leute nehmt das Alles so ernst, so beweglich, als ob eine solche kindische Zuneigung ewig dauern müßte. Es dauert aber nichts auf dieser Welt, nicht das Leben, nicht das Glück, nicht die heiligste Pflicht; — wie sollte die Liebe dauern! Du wirst das auch erfahren, mein Kind, so wie du älter werden wirst; du wirst Katharinen vergessen haben, ehe du es denkst, und mit einer andern eine recht glückliche Ehe führen.

„Nimmermehr, Tante! Nimmermehr! Ich heirathe in meinem Leben nicht, das ist fest bey mir beschlossen, und somit — lebt wohl!“

Nun, nun, wir werden es erleben. Aber so bleib doch, Neffe, eile nicht so sehr!

„Haltet mich nicht auf, Tante, ich bitte euch. Meines Bleibens ist nicht mehr auf Schloß Clamm, und je eher ich gehe, je früher erfährt ihr etwas von Ludmillen.“

Dieser Grund wirkte auf Frau von Volkersdorf, und da auch Pater Isidor für Sandors augenblickliche Entfernung stimmte, entließ die Ma-

trone endlich den Jüngling nicht ohne warmen Dank und Segenswünsche für sein Wohl.

Sandor schritt nun allein durch die leeren Gemächer, welche sonst von lieben Gestalten bevölkert gewesen, und wo jede Stelle ihn an schöne — nun ohne Wiederkehr verlorne Momente erinnerte. Sie spricht oft von mir, und nie ohne Rührung! wiederhohlte er sich, und eine tiefe Wehmuth bemächtigte sich seines Herzens.

Katharine war indessen aus einem ungewöhnlich süßen Schlummer erwacht. Ihre erste Frage an die Zofe war nach Sandor gewesen. Er war bey ihrer Mutter, wohin auch Pater Isidor gerufen worden, und alle drey in sehr angelegentlichen Gesprächen begriffen.

Und sie war ausgeschlossen! Dieser Gedanke fiel zuerst wie ein brennender Tropfen auf ihr Herz. Beynahe hätte sie geweint. Sie stand auf, kleidete sich und trat an's Fenster, das nach den Hof führte. Hier sah sie Sandors Pferde schon gesattelt stehn, den Reitknecht reisefertig, der, auf der Bank in der Ecke, welche der düstere Lindenbaum beschattete, sitzend und mit Balthasar sprechend, sie an den Zäumen hielt. So wollte er schon fort, und ohne sie zu sehn! Es

schmerzte sie im ersten Augenblick, im zweyten überlegte sie, daß es so doch besser sey. Sie faßte seine Stellung zu ihr nach dem Verdachte, den er gegen sie hegte, und bey der veränderten Bestimmung ihres Schicksals richtig auf. Sie sah ein, daß es ihm schmerzlich seyn mußte sie zu sehn, und dennoch sprach eine Stimme laut und sehnsüchtig in ihr, die ihr seinen Anblick, und ach, nur Ein Wort von ihm, als ein großes Glück ansehn ließ.

Mit seinem Reitknecht durfte sie aber reden, und von diesem Erkundigungen einzuziehn, war doch weder dem Wohlstand, noch der Schonung, die sie ihrem Vetter schuldig war, zuwider. Ihm aber wollte sie durchaus nicht begegnen, und so schlug sie einen Weg durch Seitenzimmer und Gänge ein, der sie, die Gemächer ihrer Mutter und die Haupttreppe vermeidend, über welche Sandor kommen mußte, zu der Wendelstiege führte, über die gestern Balthasar den Gast geleitet, und die in derselben Ecke lag, wo der Reitknecht mit den Pferden im Lindenschatten hielt. Sie trat in den Hof heraus, sie begrüßte den Knecht, der sie wohl kannte, und der mit großer Freude dem gnädigen Fräulein, das er so lange nicht gesehn, den Saum des Kleides

küßte. Das Gespräch war bald im Gange. Jakob erzählte sehr breit, was Katharine wissen und nicht wissen wollte. Alles, was sie von Sandor erfuhr, regte wehmüthig süße Gefühle in ihr an, und gab ihr die tröstende Vermuthung, daß er ihr nicht zürne, daß er ihr noch herzlich gut sey. Sie wußte mit mehr Geschicklichkeit, als man dem einfachen Mädchen hätte zutrauen sollen, und ohne sich bloß zu geben, zu erfahren, daß die kleinen Andenken aus früherer Zeit, die Sandor von ihr erhalten, noch um ihn lebten, daß er wenig Umgang, zum mindesten keinen mit Frauen, habe; daß er selbst in Warschau still für sich lebe, und König Sobiesky ihn mit ausgezeichneter Huld behandle. Während sie noch sprach, hörte sie rasche Schritte über ihr durch die Zimmer gegen die große Treppe zu. Es war Sandors Gang; sie eilte zurück auf die Wendelstiege, damit er sie nicht im Hofe fände. Hatte sie doch Alles erfahren, was sie jetzt zu wissen bedurfte, und was sie unbeschadet ihrer und seiner Ruhe wissen konnte! Mitten auf dem Wege aber fiel es Sandor ein, daß er noch etwas in seiner Stube, wo er die Nacht zugebracht, vergessen; er lenkte seine Schritte dort-

hin, und stand plötzlich, wie er eine Thür öffnete, vor Katharinen.

Beyde fuhren zurück, beyde waren mit Purpurgluth übergossen, beyde verstummten. Einige Augenblicke standen sie so; endlich erhob Katharine den scheuen Blick, um doch des Vetters Züge noch einmahl zu sehen. Sie blickte ihn an, und brach in heiße Thränen aus. Er war betroffen, und trat einen Schritt näher. Sie wendete sich ab gegen das Fenster, und der Streit der lange verhaltenen Empfindungen steigerte ihr jetziges Gefühl zu einem nahmenlosen Gemisch schmerzlicher und doch süßer Bewegungen, so, daß ihr Weinen zuletzt in lautes Schluchzen überging. Sandor verlor die Fassung; er trat auf sie zu, er beschwor sie, sich zu beruhigen, und da sie fortfuhr zu weinen, sagte er ihr, und wußte nicht, was er sagte, um sie zu trösten, so viel Liebes und Süßes, daß sie endlich den Kopf erhob, und durch Thränen ihn anlächelnd ausrief: So hassest du mich denn nicht? Er aber schlang beyde Arme um sie, preßte sie an sich, legte den Kopf auf ihre Schulter, und weinte nun seinerseits auch. Es war ein Augenblick der tiefsten aber süßesten Wehmuth, in welchem sich die jungen Herzen in vollem Ein-

klang verstanden, und wo ihnen jetzt in ihrem Schmerze klar ward, was vorher in unbestrittener Sicherheit wenigstens Katharine nicht so erkannt hatte, daß sie sich unendlich werth waren, und sich nie — nie lassen möchten.

Als sie sich beyde ausgeweint hatten, sahen sie sich von Neuem freundlich und beynahe vergnügt in die Augen, forschten in den geliebten Zügen, und hatten das Bewußtseyn ihrer Verhältnisse für einen glücklichen Moment vergessen. Sandor dachte am ersten daran; er ließ die Arme sinken, mit denen er Katharinen noch immer umfaßt hielt, seine Züge wurden wieder ernst, sein Blick trübe. Mit uns ist es nichts! sagte er dumpf und wandte sich ab. Bey diesen Worten fingen Katharinens Thranen von Neuem zu fließen an, aber jetzt waren es nur schmerzliche Thränen.

Ja wohl, ja wohl! sagte sie: Und so — behüthe dich Gott, lieber Sandor! Leb recht wohl, sey recht glücklich! Sie lächelte ihn freundlich an, indeß eine Thräne um die andere über ihre Wangen floß. Ich will fleißig für dich bethen, mein ganzes Leben, alles, was Gott mir vergönnen wird, Gutes oder Verdienstliches zu thun, will ich ihm für dein Wohl aufopfern.

Ich hoffe, dann wird es dir doch gut gehn, und du wirst mir verzeihen, daß ich dich einmahl beleidigt habe. Nicht wahr, Sandor, du verzeihest mir?

Der Jüngling war überwältigt. Alle seine frühern Vorsätze waren vergessen. Mit wilder Leidenschaftlichkeit, die Katharine gar nicht an ihm geahnet, drückte er sie an sich, preßte einige heiße Küße, die ersten, die er sich je erlaubt hatte, auf die Lippen des erschrockenen Mädchens, rief mit erstickter Stimme: Nein, nein! Ich kann dich nicht lassen, ich kann nicht leben ohne dich! und umschloß sie von Neuem glühender. Katharine wußte nicht, wie ihr geschah. So etwas hatte sie noch nie erlebt, und nicht geträumt, daß man so lieben könne. Bestürzt wand sie sich aus seinen Armen los. Was hast du? rief sie: Was ist dir? Ach ich darf ja nicht Dein seyn. Ich werde ja Klosterfrau.

Er fuhr zurück. — Klosterfrau? sagte er dumpf: Das ists! Das tödtet all mein Glück, meine Hoffnungen! Aber es ist nichts anders zu thun, deine Mutter hat entschieden, und du willst ja selbst.

Ich? rief Katharine: O mein Gott! Wie

viel tausend Thränen hat mich der Mutter Entschluß schon gekostet.

Wie? du wolltest nicht? rief Sandor, und sein Auge blickte sie hoffend an.

Ich wollte wohl nicht. Ich widersetzte mich auch; aber die Mutter und Pater Isidor sagten mir zuletzt, daß meine und der Mutter ewige Seligkeit davon abhinge, daß Gott uns sonst wegen Ludmillens Untreue an ihrem Gelübde hier zeitlich und dort ewig strafen würde. Ach mein Gott! Was wollte ich denn? Ich mußte mich ergeben. Und endlich dachte ich auch, ich hätte es an dir verschuldet, da ein verführerischer Mensch eine Weile Eindruck auf mich gemacht hatte. Sieh, so kam es, so gab ich endlich willig nach, und glaube auch wohl, daß es so recht seyn muß, weil es Gott so gefügt hat.

Gutes, engelfrommes Kind! rief Sandor: Ach welches Glück hat man mir geraubt! Aber nein, noch gebe ich dich nicht verloren. — Katharine, willst du mein werden?

Ihr Auge strahlte von plötzlicher Freude, dann schnell besann sie sich: Ach, guter Sandor! Davon kann ja keine Rede mehr seyn.

Wie die Sachen jetzt stehn, freylich nicht. Aber wer weiß, was geschehen kann. Wir le-

ben in unruhigen Zeiten, es kann sich schnell vieles ändern. Auf wann ist deine Profeß festgesetzt?

Ich weiß nicht. Nächsten Frühling soll ich in's Kloster kommen, dann fängt erst das Noviciat an, und es kann nachher wohl noch ein Jahr anstehn, bis —

Ha, rief Sandor triumphirend: Noch anderthalb Jahre! O, so ist noch Hoffnung. Was kann in diesen Raum von anderthalb Jahren sich nicht drängen! Was ist nicht geschehen, seit ihr vor anderthalb Jahren nach Preßburg ginget! Und was kann sich noch ereignen! Deine gute Mutter sagte heut, alles sey wandelbar, alles gebrechlich. So ist es denn auch das Unglück, und unsere Vorsätze. Laß uns hoffen, liebes Mädchen! Auf deinen Oheim Ferronay kannst du zählen; das ist ein Mann, wie wenige sind, und wie die verworrene Zeit sie doch so sehr brauchen könnte. Auch auf des Königs von Pohlen Gunst und Vermittlung glaube ich hoffen zu dürfen. Und so versprich mir nur Eines! Mache nicht Profeß, ehe du mich benachrichtigt hast! Hörst du? Versprichst du mir das?

O gern, mit Mund und Hand! rief das Mädchen, freudig der möglichen Rettung, die

sie am liebsten in der Welt ihrem Vetter danken mochte, und schlug in seine dargebothene Rechte ein.

Auch das versprich mir, von diesem Gespräch und deiner Verheißung Niemanden, auch deiner Mutter und vor allem dem Kaplan nicht, auch nur ein einziges Wort zu sagen!

Das versteht sich wohl von selbst, erwiederte Katharine: Das hätte ich ohnedieß nie gethan.

Und nun leb wohl, leb wohl, meine Katharine! Meine liebe Cousine! Vielleicht doch meine Braut!

Bey diesen Worten drückte er einen flüchtigen Kuß auf ihren Mund, wandte sich und flog mit freudiger Eile die Stufen der Wendeltreppe hinab, auf der seine Sporen klirrend tönten. Dann warf er sich auf's Pferd, grüßte durch die Scheiben noch Katharinen hinauf, die am Fenster halb verborgen, die Hände bethend gefaltet, stehen geblieben war, und sprengte aus dem Thor des alten Schlosses.

Mit Katharinen war seit diesem Gespräche eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Eine festere Zuversicht zu sich selbst, eine richtigere Schätzung der Dinge entwickelte sich in ihr. Ihr Geist hatte gleichsam die Hülle gesprengt,

in welcher frühe Gewöhnung und fremde Autorität sie gehalten; sie fing an über ihre Verhältnisse nachzudenken, ihre Pflichten zu ordnen, und den Gedanken immer mehr zu begreifen, daß ihr Schicksal doch nicht so ganz unwiderruflich entschieden sey. Das gab ihr Muth, aber auch Klugheit, und obwohl sie keine leidenschaftliche Liebe für Sandor fühlte, war er ihr durch die frühern Ereignisse und vorzüglich durch die Gluth, welche er ihr gezeigt, unendlich theuer geworden. Sie empfand, daß sie mit tausend süßen Banden an ihn gebunden sey, er hatte sie Empfindungen kennen gelehrt, von denen sie vorher keine Ahnung gehabt, da an Zriny sie bloß Phantasie und aufgeregte Eitelkeit gezogen, und sie hoffte, ihn zum Lenker, und vielleicht, wenn es Gottes Wille seyn sollte sie zu erlosen, zum lieben Gefahrten ihres Lebens machen zu können.

Als sie zur Mutter kam, vernahm sie von ihr, daß Sandor diese Nacht hier zugebracht, und ihr wichtige Nachrichten über Ludmillens Flucht gegeben habe, aber nicht zu bewegen gewesen sey, sich länger aufzuhalten, und Katharinen zu sehen. Diese schwieg darüber, und fragte nur nach den Nachrichten von ihrer Schwe-

ster. Die Mutter, der Bitte des Neffen eingedenk, erwähnte Zrinys so wenig wie möglich, und wollte, wie er, Katharinen schonen. In dem trat Isidor ein, er mischte sich in's Gespräch, und entwickelte unverhüllt den wahren Stand der Dinge vor Katharinens Blicken. Davon habt ihr mir ja nichts gesagt, Mutter, rief sie: So ist es denn wahr, was ich geahnet, und Zriny's Verständniß mit Ludmille hatte nie aufgehört. — Ich war sein Spielwerk gewesen! Sie war tief empört. Warum habt ihr mir das nicht gleich gesagt, Mutter? Er hat schlecht an mir gehandelt.

Dein Vetter wollte es nicht, erwiederte diese: Er sah vor, daß es dich sehr kränken würde, und bath mich, es dir zu verschweigen.

Das that Sandor? rief Katharine gerührt. O guter edler Sandor! Mutter! Es ist ein trefflicher Mensch, ich sage es euch.

Das ist er, und Gott möge ihn für das, was er an uns thut, segnen! antwortete die Matrone, und blickte bethend zum Himmel.

Ein hoffnungsvoller junger Mann, fiel Pater Isidor ein: nur, wie ich fürchte, zu weltlich gesinnt, und durch den steten Umgang mit Ketzern nicht mehr so ganz fest im Glauben, als

zu wünschen wäre. Doch wollen wir das Beste hoffen; er ist jung, gut und verständig. Euch aber, gestrenge Frau, möchte ich doch auch tadeln, daß ihr des jungen Verliebten Bitte mehr als meine Ermahnungen gelten ließet, und wirklich dem Fräulein Zriny's Falschheit verschweigen wolltet. Wozu? Erstlich würde sie über kurz oder lange sie doch erfahren haben, und zweytens — warum schonen? Warum mildern, wo der Herr züchtigen, die Gebrechlichkeit unserer Zuversicht auf Menschen in ihrer ganzen Schwäche zeigen, und unsern Stolz bis auf's lebendige beschneiden will? Nicht doch! Ich sagte es euch schon diesen Morgen. Fräulein Katharine soll es wissen, wie heillos dieser Mensch mit ihr gespielt, wie er ihre Schwester verführt, und daraus sowohl die Nichtigkeit aller irdischen Liebe erkennen, als Gott mit zerknirschter Seele dafür danken lernen, daß seine Gnade sie ohne ihr Verdienst noch vom Rande des Abgrunds zurück gerissen, in welchem Ludmilla versank.

Katharine erwiederte nichts auf diese geistliche Ermahnung, und beschäftigte sich mit der Mutter, der die letzten rauhen Worte

des Geistlichen wieder den ganzen Umfang ihres Unglücks in's Gedächtniß riefen.

Es gingen nun abermahls ein Paar Wochen hin, während welchen alles auf Schloß Clamm seinen alten stillen Gang fortging, nur daß Einmahl Nachricht von Ferronay kam, welche meldete, es habe sich aus den bey dem benachbarten Türkischen Beglerbeg angestellten Nachforschungen so viel ergeben, daß ein vornehmer Christ vor mehr als einem Jahre sich einige Zeit geheimnißvoll und von einem jungen schönen Frauenzimmer begleitet bey demselben aufgehalten, und daß dann beyde in Türkischer Kleidung ihren Weg gegen Ofen fortgesetzt hätten. Das war eine Bestätigung jener Erzählung des Bauern von Ferronay's Gute, der die berittene Schaar im Walde angetroffen, und knüpfte das Abentheuer des Französischen Offiziers mit sehr begreiflichem Zusammenhang an Ludmillens Flucht; aber es gab keinen Aufschluß über das, was allein der bekümmerten Mutter und Schwester zu wissen wichtig war, über das jetzige Schicksal und den Aufenthalt der Verlornen.

Schon hatte der Herbstwind das Laub größtentheils von den Bäumen gestreift. Draußen auf der Fläche stürmten rauhe Winde oder Regen,

und dichte Nebel lagen auf dem trüben Land, während schon der erste Schnee den Gipfel der Wand und des Schneebergs bedeckte. Das stille Leben der Familie auf Schloß Clamm ward noch stiller und einförmiger, da jetzt der Zug der Reisenden durch das Thal und über das Gebirge viel seltner war, und noch seltner ein Wanderer oder ein Besuch auf der einsamen Feste einsprach. Der Geist der Matrone war noch tiefer gebeugt durch die so wahrscheinliche Vermuthung, daß ihrer unglücklichen Tochter Geschick sich auf eine erbarmenswürdige Weise gewendet, und der Kaplan fuhr in seinen melancholischen Tröstungen fort, hatte aber doch seiner Abrede gemäß die nöthigen Schritte bey seinen Correspondenten gethan. Katharine war heiterer als sonst, und obgleich das ungewisse Schicksal ihrer Schwester sie tief betrübte, so lag doch in ihrer Seele seit jenem Gespräche mit Sandor ein Keim stiller Hoffnung, der sie nicht mehr in jene trübe Verzichtleistung auf alles Erdenglück versinken ließ, worin sie früher ihren einzigen Trost gesucht, sondern der, sich leise entfaltend, und aus allerley zufälligen Umständen, und manchem reifen Nachdenken Kraft schöpfend, sich zu einer gewissen Ruhe erhob, die ihr den

Muth einflößte, allem, was ihr begegnen könnte, mit heiterer Sicherheit entgegen zu gehen.

Plötzlich ward die einförmige Stille dieses Lebens durch einen Brief unterbrochen, den Katharine erhielt, und der durch das Postzeichen Paris sie, noch ehe sie ihn erbrochen, in das höchste Erstaunen versetzte. Aber noch mehr stieg ihre Verwunderung, ihre Freude und ihr Schrecken, als die Unterschrift: Ludmilla, Gräfinn Z.. sie belehrte, daß er von ihrer Schwester, und diese nun wahrscheinlich die Gattinn des Mannes war, der sie den ihrigen entrissen. Der Brief lautete also:

Paris im August 1682.

„Wenn du dieses Blatt eröffnest, meine geliebte Schwester, so kann ich mir vorstellen, daß sehr streitende Empfindungen, Erstaunen, Unwillen und Freude sich in deiner Brust erheben werden; aber laß mich zu deinem gütevollen Herzen und deiner schwesterlichen Liebe hoffen, daß die letzte von jenen die Oberhand behalten, und du dich wirklich von ganzer Seele freuen werdest, die Verlorne, die vielleicht todt Geglaubte noch lebend, und, was mehr ist, sehr glücklich zu finden! Ja, meine Geliebte, ich le-

be, ich liebe euch alle noch, und ich bin sehr glücklich, denn ich bin die Gattinn des Vortrefflichsten aller Sterblichen.

Bey dieser Erwähnung fliegt vielleicht ein kleiner Schatten von Unmuth über dein liebliches Gesicht; denn du gedenkst einer Zeit, wo ein von Allen gefeyerter Mann sich dir mit Vorzug zu nahen, und dich vor allen Mädchen rund um dich auszuzeichnen schien. Glaube nicht, meine Liebe, daß hieran auch nur die geringste Lüge oder Heucheley war. Einer solchen ist mein Gemahl nicht fähig, auch nicht zum Scherz, auch nicht um eine Absicht zu erreichen. Was er dir damahls zeigte, empfand er auch, und empfindet es noch — gerechte Anerkennung deines Verdienstes, warmes Wohlwollen für das liebenswürdige, in holder Bescheidenheit aufblühende Wesen, und, laß mich es hinzusetzen, brüderliche Zuneigung für die Schwester derjenigen, in welcher er das Urbild seiner Wünsche, die ergänzende Hälfte seines eignen Wesens gefunden. Dieß empfand er damahls für dich, und bewies es dir. Mehr — frage dein Gedächtniß und dein Gewissen — mehr hat sein Betragen dir — mit Grund — nicht vermuthen lassen, und so kannst du dich über den nicht beklagen, der hoch und

leuchtend vor aller Welt, wie vor deinen und meinen Augen steht. Daß wir uns damahls zum Schein von einander entfernten, war Plan, und höchstnothwendige Vorsicht. Man fing an, uns zu beobachten; ich wußte von sicherer Hand, daß die Tante an meine Mutter geschrieben habe, oder nächstens schreiben werde; wir mußten fürchten getrennt zu werden, und das, ich sage es dir mit vollem klaren Bewußtseyn, das hätte ich nicht überlebt, und ihn würde es in seinem Innersten zerstört, würde ihm die Kraft und Sicherheit, wenigstens für lange, genommen haben, in seinen großen weit aussehenden Planen zu wirken. Diese Rücksicht entschied. Wir mußten die Welt glauben machen, daß wir einander wenig oder nichts mehr wären, daß unsere flüchtige Verbindung nichts als eine gewöhnliche Liebeley gewesen. Dein Herz kam in keine Gefahr dabey, das wußte ich; ich kenne die Stille dieses Gemüthes, die ergebne Frömmigkeit, die weiche Beweglichkeit desselben; ich durfte es wagen, dich in diese gefährliche Nähe zu bringen, in der mein oder ein stärker fühlendes Wesen sich in Gluth und Flammen aufgelöset hätte. Und so hoffe ich mich und meinen Gemahl in deinen Augen vollkom-

men gerechtfertigt, und diesen Anstoß beseitigt zu haben, der dich vielleicht gegen uns widrig hätte einnehmen können.

Nun zur Erzählung meines Schicksals. Es kann dir gleichgültig seyn, und ist für Jene, welche uns damahls hülfreiche Hand bothen, vielleicht nothwendig, daß man nie erfahre, auf welche Art unser Verständniß zu Preßburg in Ferrona seinen heimlichen Fortgang hatte. Genug, Z.. und ich waren im Stande, uns stets die nöthigen Mittheilungen zu machen. So wußte ich um seine Schritte, um manchen eben so kühn entworfnen als muthig durchgeführten Anschlag. In mancher andern Verkleidung umschwärmte er das Castell unsers Oheims und wagte es endlich, der Tollkühne, hingerissen von dem Verlangen mich wieder zu sehen, als Zigeuner in dem Saale vor der ganzen Gesellschaft zu erscheinen, unter welcher sich ein Paar Personen befanden, die ihn aus früherer Zeit unter seiner wahren Gestalt wohl gekannt hatten. Ich versuche es nicht, dir zu beschreiben, wie mir während seines Tanzes war, wie die heftigste Freude des Wiedersehens, und die tödtlichste Angst, wie Bewunderung des kühnen Wagnisses, Stolz auf die leidenschaftliche Hingebung

dieſes Mannes, und Furcht vor der möglichen Entdeckung in meiner Bruſt kämpften. Du haſt mir einen Theil dieſes Sturmes angekannt, und wirklich — mein Übelbefinden war nicht ganz nothwendige Maske, um mir die Sicherheit und Zeit zur Entfernung aus dem Schloſſe zu gewähren. Ein Zettel, den die Wahrſagerinn mir zuſtellte, belehrte mich von allem, was ich zu thun hatte. Sobald es Nacht, und die Gänge ſo wie der Garten menſchenleer genug geworden war, da alles ſich im vordern Hof und im Speiſeſaal zuſammendrängte, verließ ich mein Zimmer und eilte in den Garten. An der bezeichneten Thüre, im dichteſten Gebüſche verborgen, zu der ſich Z.. einen Schlüſſel zu verſchaffen gewußt hatte, gab ich das verabredete Zeichen. Sie öffnete ſich, eine ſchlanke Männer-Geſtalt in türkiſcher Tracht umfing mich, berittene Bediente, als Tartarn gekleidet und wohl bewaffnet, hielten ein lediges Pferd, Z.. warf mir einen langen Schleyer über, und half mir, das erſte Roß, das ich noch je geritten, beſteigen. Mein Muth, der mich im Schloß und Garten in der Einſamkeit beynahe verlaſſen hatte, war durch die Nähe des Geliebten mir ganz wieder gegeben. Selbſt auf dem Pfer-

de, in der ganz ungewohnten Bewegung, wußte ich mir bald zu helfen, da er mir Rath und Anleitung gab. In wenigen Stunden hatten wir das türkische Gebieth erreicht. Z.. hat überall Bekannte, Freunde, Menschen, über welche seine überwiegende Persönlichkeit ihm Gewalt und Einfluß gibt. Ich bekam türkische Männerkleider, wie er; so achtete mein Gemahl mich am sichersten, obwohl wir auch in dieser Verkleidung nicht allem Verdacht entgingen. Wir reiseten lang; denn mein Freund schonte meiner der Anstrengung ungewohnten Schwäche, und meiner innern Erschütterung. In einem Dalmatinischen Hafen schifften wir uns ein. Zur See kamen wir nach Triest. Hier zog ich wieder mit großer Freude, die Kleidung meines Geschlechtes an. Wir galten für Geschwister; denn Z..'s Zartgefühl hieß ihn meine Zurückhaltung und bestimmte Weigerung, nicht anders als vor dem Altar durch heilige Bande sein zu werden, achten, und meinem Wunsche willfahren. Aber er mußte unerläßlich in wenigen Wochen bey seinem Schwager Tököly seyn. So brachte er mich schnell nach meinem Wunsch in ein Kloster nach Straßburg, wo ich als Pensionäre für einige Zeit aufgenommen wurde,

und Gelegenheit hatte, mich in manchen Geschicklichkeiten zu vervollkommnen, von denen wir in unserer beschränkten Jugend kaum eine Ahnung gehabt. Unser Briefwechsel dauerte fleißig fort. Nachdem ich mich unserm Plane gemäß sowohl in der Sprache als den Manieren der feinen Lebensart durch den Umgang mit meinen Mitgefährtinnen so weit eingeübt hatte, um nicht in der Hauptstadt der Welt eine linkische, erbärmliche Rolle zu spielen, verließ ich im letzten Frühling das Kloster in Begleitung eines Stallmeisters, den mir mein Freund zugeschickt hatte, und etablirte mich in Paris, unter dem Nahmen einer Frau von Villecamp, der Witwe eines niederländischen Offiziers und gebornen Deutschen. Z..'s Vorsicht hatte mich mit Geld und den nöthigen Notizen und Adreßbriefen versehen, welche mich in den Stand setzten, meine Rolle mit Anstand zu spielen. Sobald es seine Geschäfte in Munkats und Wien erlaubten, folgte er mir nach, und nun — o nun meine Schwester, welches Leben begann für mich! Frey vom klösterlichen Zwang, der zu Hause alle meine Fähigkeiten in dumpfer Sklaverey hielt, frey von so vielen engen und unrichtigen Vorstellungen, welche mich die Welt

und die Menschen, wie durch trübe Gläser, ansehen ließen, hier in Paris mit Geistern bekannt, die den meinigen hoch über den alten Beschränkungen auf einen Standpunct stellten, von welchem aus sich alle Gegenstände in ganz verschiedenen, größern, wahrern Verhältnissen zeigten, endlich von meines Gatten Liebe und seinen Lebensansichten weit, weit über den gemeinen Menschentroß, über den kleinlichen Tand der gewöhnlichen Weiberwelt, über die Erbärmlichkeit ängstlicher Bigotterie erhoben — welches Leben lebe ich nun! welche Aussichten eröffnen sich vor mir!

Die Adressen, mit welchen mein Gemahl mich versah, öffneten mir noch vor seiner Ankunft in Paris die besten Gesellschaftskreise. Ich sah den Hof, den Hof Ludwig des XIV. Es würde vergeblich seyn, dir in dem engen Kreise deiner Erfahrungen ein Bild von diesem Hofe entwerfen zu wollen. Es leben keine Begriffe in dir und deinen Umgebungen, die zu Vergleichungspuncten dienen könnten, um dir das anschaulich vor Augen zu stellen. Auch sind es nicht diese Pracht, diese Feste, diese Herrlichkeit der Kleider, des Ameublements, des Geschmeides, der Tafeln — dazu gäbe allenfalls das, was wir in Preßburg gesehn, ein fernes Schat-

tenbild ab — nein, es ist der Geist, der das alles belebt, der Zauber des feinsten Geschmackes, das höhere Leben, das Spiel reicher und hochgebildeter Naturen, diese Dichter, diese Künstler, diese Theater, Bälle, Opern, endlich noch mehr als dieß alles, das Wirken der Geister auf einander, die Reibungen der Intriguen, das Entwerfen und Durchkreuzen großer Plane, der tiefe Sinn, der sich oft unter scheinbarer Leichtigkeit des Umgangs verbirgt. Hier habe ich erst gesehn, was ein Weib seyn kann und soll. Hier, wo ein zarter Finger Reiche in Bewegung zu versetzen, wo Liebreiz und Genie über Macht, Tapferkeit und Reichthum zu gebiethen vermag, hier lebt man ein höheres geistiges Leben, und lernt klar erkennen, was man früher kaum in dunkeln Träumen ahnete.

Und nun erst mein eignes Leben an der Seite meines Gemahls! Von diesem glühenden Herzen geliebt, von diesem kühnen hochfliegenden Geist getragen! Er hat mich eingeführt in die Welt, nicht bloß, in der ich lebe, er hat auch eine innere mir aufgethan, und mich Blicke werfen lassen in Hoffnungen und Aussichten, vor deren Kühnheit, wie vor ihrer Pracht zuerst mein scheuer Geist erbebte. Aber ich habe

gelernt, ihn fassen, ich kann ihm folgen, und aus dem Innersten meines Wesen entwickelten sich durch ihn in seinem Umgange die Fähigkeiten, die mich ihn verstehen und bewundern lehrten. Hierüber mehr zu sagen, wäre in einem Briefe nicht rathsam, und dir auch vielleicht nicht recht begreiflich; darum schweige ich und sage dir nur so viel: das Glück der glühendsten Liebe ist bey Weitem nicht das höchste und beste, was Z.. mich kennen, und an seiner Hand hoffen gelehrt hat.

Man wird in Wien und auch in Munkats sich über unsere Heirath wundern, man wird sie nicht billigen, wenigstens am letzten Orte nicht. Helene hatte stolze Absichten mit ihrem Bruder, doch gewiß keine stolzern, als er selbst zu nähren und auch wohl zu erreichen im Stande ist. Aber er will sie durch sich selbst erreichen, nicht der übermüthigen Tochter irgend eines wilden Hospodars danken, und das Weib seiner Liebe, das Herz, das ihn zu verstehn, und seiner glühenden Liebe zu antworten vermag, mit in jene Herrlichkeit erheben, die sein Arm und sein Geist sich erringen wird.

Sage unserer guten Mutter, vor der mein Geist sich kindlich beugt, so viel von diesem

Briefe, als sie vertragen kann. Sag ihr, daß der Schmerz, den meine unumgänglich nöthige Flucht ihr gemacht haben wird, das einzige war, was mein Glück verbittert, und noch jetzt die Seligkeit, welche Z..'s Liebe mir gibt, mich nicht rein schmecken läßt; sag ihr, daß ich sie oft mit Thränen im Gedanken um Vergebung gebethen habe, daß ich es jetzt vor diesem Briefe knieend thue, und nur dann erst ruhig und glücklich werden kann, wenn ich weiß, daß sie mir nicht zürnt. Aber sag ihr auch, sie soll der Flamme nicht gebiethen wollen, abwärts zu brennen, und dem Strome rückwärts zu fließen. Es war nicht meine Bestimmung, Klosterfrau zu werden; die Natur, die Vorsicht hat den alten Irrthum vernichtet, mein Beruf war mir klar geworden, und ich konnte nicht anders als seiner Stimme folgen.

Kann sie es hören, und empört sich ihr in alten Vorstellungen gewohnter Geist nicht gegen das Bild des — Verführers ihrer Tochter, wie sie meinen Gemahl zu nennen nicht verfehlen wird, so melde ihr auch von diesem die Grüße eines ehrfurchtsvollen Sohnes, dessen Bestreben kein anderes ist, als ihre Wünsche zu erfüllen, und ihrer einst geliebten Tochter das

höchste Erdenglück zu geben. Das wollte sie ja auch, die gute theure Mutter, und so treffen die beyden Geliebten in Einem Wunsche zusammen. Er ehrt und liebt sie nach dem, was ich ihm von ihr gesagt, mit kindlicher Achtung, und auch er fleht um ihre Vergebung, um ihren Segen, der der Kinder Haus erbauen soll.

Du aber, meine theure Schwester, leb recht wohl! Willst du mir die Freude machen, mir zu antworten, so folgt hier meine Adresse. Sie lautet an Frau von Villecamp. Wundere dich darüber nicht! Es erscheint manches vor der Welt anders, als es wirklich ist, und es gibt Dinge, welche erst die Zeit aufhellen kann. Schweig über das, was dieser Brief enthält, und sey versichert, daß ich sehr glücklich bin, daß du noch oft von mir hören, und dich in der Abwesenheit freuen wirst über das Glück deiner

Schwester Ludmilla Gräfinn von Z..

Katharine hatte gelesen. Was ihre Schwester vorausgesehn, trat ein. Wirklich war ein Gemisch streitender Gedanken und Empfindungen in Katharinens Brust entstanden; aber nicht so leicht, als es Ludmilla sich in ihrem stolzen Wahn eingebildet, hatte die Freude, ihre Schwe-

ster glücklich zu wissen, den Sieg über die übrigen davon getragen. Auch in Katharinens Seele hatte während dem mehr als vollem Jahre, das seit Ludmillens Flucht vorübergegangen war, manche Veränderung, manche Umstimmung Statt gehabt. Das ganz resignirte und untergeordnete Mädchen hatte angefangen, den Gedanken an eine eigne, durch ihre Mitwirkung gegründete Existenz zu hegen; die Gewohnheit, ihr Schicksal aus der Hand ihrer Angehörigen ohne weitere Untersuchung oder Einwendung hinzunehmen, war Überlegungen ganz anderer Art gewichen. Die Liebe hatte in ihrem Herzen Tag gemacht, und das Leben, ihre Pflichten gegen Andere, und die der Andern gegen sie, erschienen ihr nun in völlig verändertem Lichte. So kam es, daß die vorherrschende Empfindung ihrer Brust, nachdem sie den Brief geendigt, ein Gefühl des Unwillens war, und wenn gleich die Gewißheit, daß die immer noch geliebte Schwester lebe, und nach ihrem Wunsche glücklich sey, ein freudiges Aufwallen über sie verbreitete, so dämpfte doch der Ton freundlicher Herablassung und stolzen Selbstgefühls, welcher durch das ganze Schreiben wehte, und die Überzeugung, von Zriny, wenn man es mit dem

rechten Nahmen nennen wollte, zum Besten gehalten worden zu seyn, jene Freude sehr mächtig, und die künstlichen Sophismen, so wie die Art von Übermuth, womit die Schwester ihr und ihres Mannes Betragen gleichsam aus höheren Rücksichten statt zu entschuldigen, noch zu rechtfertigen strebte, empörten Katharinens Herz aufs tiefste.

In diesem Gefühl warf sie den Brief neben sich auf den Nähtisch hin, und blieb lange in ein Chaos von Empfindungen versunken, von dem sie nicht recht zu sagen wußte, ob Beschämung, Unwillen oder Vergnügen den größten Antheil daran habe. Nach und nach aber siegte das Bessere in Katharinens Seele. Ludmilla lebte, sie war nach ihrer Art glücklich, der dunkle Fluch des Klosterlebens war von ihrem Haupte genommen, und so viele Ungewißheiten und Beängstigungen, welche seit mehr als fünfzehn Monathen ihren Angehörigen eine unversiegbare Quelle von Kummer gewesen, waren nun mit einmahl durch diesen Brief auf's befriedigendste geendigt.

Das alles verkannte Katharine nicht; das angenehme Gefühl fing in ihrem der Heiterkeit stets verwandten Gemüthe an, sich mehr und mehr Platz zu machen, ja sie begann zuletzt sich

mit warmer Schwesterliebe an Ludmillens Glück zu freuen, das ihr ja, seit Szalatinsky's letzter Erklärung, keinen Anstoß mehr geben konnte, als plötzlich ihr Auge auf die letztern Zeilen des Briefes fiel, und nun der Gedanke, was sie zu thun habe, ob sie den Brief, oder wie viel sie von demselben ihrer Mutter, und, was einerley war, dem Pater Isidor zeigen dürfe, auf einmahl ein ganzes Heer von Zweifeln und Sorgen in ihr aufregte.

Was hätte sie nicht darum gegeben, wenn Vetter Sandor in diesem Augenblicke gegenwärtig gewesen wäre, wenn sie ihm den schwierigen Fall eröffnen, und von seiner Klugheit Hülfe hätte verlangen können! Aber er war fern, und keine Hoffnung, den sehr theuren Freund, der ihr jeden Tag durch Überlegung und Sehnsucht werther wurde, sobald zu sehn. Es blieb nichts übrig, als in sich selbst Rath zu suchen. Sie sann, verwarf, und faßte endlich den Entschluß, vor der Hand des Briefes und der ganzen Kunde von der Schwester gegen die Mutter nicht zu erwähnen, weil sie ihr dann unfehlbar den Brief zeigen, und somit die ganze Sache vor Pater Isidors Augen hätte bringen müssen, für welche, wie ihr eine geheime

Stimme sagte, doch so manches, das in dem Schreiben enthalten war, nicht eben gehörte. Aber sie schrieb an ihren Oheim Ferronay, schloß eine treue Abschrift von Ludmillens Brief bey, und ersuchte ihn, nachdem sie ihm den ganzen Stand der Dinge eröffnet hatte, sobald als möglich an ihre Mutter zu schreiben, und ihr von den Nachrichten, die Ludmillens Brief enthielt, das, was er für sie nothwendig und nützlich erachtete, so als wäre diese Kunde zuerst auf glaubhaftem Wege an ihn gelangt, mitzutheilen. Auf diese Weise glaubte Katharine sowohl dem mütterlichen Herzen, dem jede Nachricht von dem verlornen Kinde wie eine Himmelsbothschaft erwünscht seyn mußte, als auch der Klugheit und den Verhältnissen ihrer Schwester, die ihr sehr verwickelt schienen, am besten Genüge zu thun.

Die Antwort des Oheims kam sehr bald; er lobte Katharinens vorsichtiges Benehmen, und schloß ihr einen Brief für die Mutter ein, der enthielt, was diese zu wissen brauchte. Diesen trug ihr Katharine alsobald hinein, und vollendete, was sie klug begonnen, indem sie sich schnell entfernte, und dadurch die lästige Comödie vermied, welche die Anhörung dieser Neuig-

keiten sie sonst zu spielen gezwungen haben würde. Gleich darauf hörte sie, wie Pater Isidor gerufen wurde; sie wußte sich's zu deuten, und pries noch einmahl ihren Einfall glücklich, diesem den Anblick des Originalbriefes entzogen zu haben. Endlich wurde auch sie gehohlt, und mit wenig Worten in die Kenntniß dessen gesetzt, was man ihr von dem Ganzen mitzutheilen für räthlich fand, nähmlich daß ihre Schwester endlich gefunden sey, daß sie lebe, und zwar sehr fern von hier, in Paris, und daß sie dort an einen ungarischen Cavalier von großem Ansehn, den sie in Preßburg schon kennen gelernt, der Kammerherr am Hofe des Kaisers, und ein Günstling desselben sey — an eben den Grafen Zriny, welcher sie entführt, vermählt wäre, daß aber diese Heirath aus eben so dringenden als geheimen Familienrücksichten bis jetzt noch verborgen bleiben müsse, daher denn Katharinen das strengste Stillschweigen eingeschärft wurde. Viel mehr wußte die gute Matrone selbst nicht von der ganzen Geschichte; denn Ferronay hatte mit Umsicht und kluger Wahl berichtet, auch das Ganze so eingekleidet, daß es ein sehr glaubwürdiges Ansehn zumahl für jene hatte, die sich selbst näher zu unterrichten, so wenig im Stande

waren, als seine gute Schwester. Aber auf diese hatte die Nachricht eine entschieden gute Wirkung hervorgebracht. Die Geschichte des verlornen Sohns wiederhohlte sich auch hier, und die so lange bekümmerte Mutter vergaß das Unrecht des wiedergefundenen Kindes, und hielt sich bloß an dem Gedanken, daß sie wieder lebte, die da todt gewesen war. Der niedergedrückte Geist richtete sich an dieser Freude auf, und selbst Pater Isidors strenge Vermahnungen, daß das Wiederfinden der Abtrünnigen keine solche Freude erregen sollte, daß die göttliche Gerechtigkeit den Meineid zu strafen nicht unterlassen, und diejenige, welche dem himmlischen Bräutigam die Treue gebrochen, entweder hier oder dort diese Unthat schwer zu büssen haben würde, ja, daß die allzugroße Freude darüber eine Art von Theilnahme an der Schuld und folglich sündhaft sey, glitschten an dem beglückten Mutterherzen wenigstens in den ersten Tagen ab. Nach und nach, wie der Sturm der ersten Freude sich legte, und ein ruhigeres Betrachten der Umstände Statt fand, erhoben sich freylich hier und da kleine Wolken an dem plötzlich erheiterten Horizont. Pater Isidor's Ansichten fanden nach und nach ein geneigteres Ge-

hör. Die Schuld der Entsprossenen fing der beängstigten Mutter von Neuem an einzuleuchten, die Furcht vor der göttlichen Heimsuchung um dieser Sünde willen erhob von Tag zu Tag sich bestimmter in ihrem Herzen, und so wurde denn beschlossen, was zur Sühnung so schwerer Schuld von ihrer Seite zu thun möglich war, alsobald in's Werk zu setzen, und Lea für Rahel dem erzürnten Himmel darzubiethen; denn ungefähr also erschien dem voreingenommenen Mutterssinne das Verhältniß ihrer Kinder. Pater Isidor stimmte sehr gern in einen Vorsatz, dessen Entstehung mitunter sein Werk war, und Katharinen wurde angekündigt, daß sie noch vor Allerheiligen sich bereit halten sollte, nach Wien abzureisen, um sobald als möglich sich zu ihrem heiligen Beruf auf's würdigste vorbereiten zu können.

Diese Nachricht kam Katharinen nicht ganz unerwartet; sie hatte etwas ähnliches schon seit einigen Tagen sich nähern gesehen, sie war überhaupt mit dem Gedanken dieser Reise vertraut, Sandors Muth und Hoffnung hatten auch ihr sich mitgetheilt, sie betrachtete eine Sache nicht für verloren, zwischen deren Ausführung und dem jetzigen Momente noch fast achtzehn Mon-

deswechsel lagen, und so war ihr diese Beschleunigung wohl unangenehm — denn sie brachte sie um so viel früher in die Berührung mit ganz fremden Menschen — aber sie versprach ihrem Geiste auch allerley Neues und Unbekanntes in der großen, prächtigen Kaiserstadt, von der die Bewohner des Gebirgs sich allerley, beynahe fabelhafte Vorspieglungen zu entwerfen pflegten, und die Katharinens jungem fröhlichen Sinn als ein ganz wundervolles Freudenparadies vorschwebte.

Die Anstalten zur Reise waren bald getroffen. Ein junges Dienstmädchen wurde Katharinen zu ihrer Aufwartung nach Wien mitgegeben, eine andere bejahrte Dienerinn, Margareth, des Burgwarts Frau, die in früherer Zeit Kammerzofe der Frau von Volkersdorf gewesen war, und jetzt auf Schloß Clamm das Amt einer Beschließerinn und Aufseherinn über die Mägde versah, sollte auf der Reise ihre Ehrenhütherinn seyn, Pater Isidor die Frauen als oberster Schirmer und Leiter des Ganzen begleiten, und, sobald er Katharinen der Frau von Preysing übergeben haben würde, mit Frau Margareth wieder nach Clamm zurückkehren.

Der Tag der Abreise war nunmehr ganz

nahe, und jetzt begann es der guten Matrone unheimlich zu werden, daß sie auch dieß letzte, einzige Kind aus ihren Armen lassen sollte. Bittere Thränen waren die Gefährten ihrer einsamen Stunden, die sie Katharinen und dem Pater Isidor sorgfältig entzog, und selbst das Gebeth gab ihrer tiefbekümmerten Seele nur wenig Trost. Auch Katharinen wurde das Herz immer schwerer, und die weiche Güte der armen Mutter, die es nicht wagte, ihrem Kummer Worte zu geben, aber die das sonst kälter behandelte Kind mit desto auffallenderer Liebe umschloß, machte dieser den Gedanken an den Abschied von der so betrübten, und doch so guten Mutter immer bitterer. Auch sie ergoß sich oft in Thränen, die sie aber sehen zu lassen kein Hehl hatte; und in solchen Stunden der Wehmuth und Verzagtheit stand auch ihre Zukunft schwarz und düster vor ihr, und sie vermochte es nicht, so wie früher, den fröhlichen Hoffnungen Raum zu geben, welche Sandor in ihr erregt hatte; ja selbst an ihn dachte sie mit bitterm Schmerz, und verzieh sich in manchen Augenblicken jeder Hoffnung, den so theuren Freund je auf Erden wieder zu sehn.

Endlich stand eines Morgens der alte bau-

fällige Wagen nach mancher höchst nöthigen Ausbesserung im Hofe angespannt, und der Meyerknecht in seinem besten Anzug saß auf postillionisch auf dem Vorderpferde; denn er sollte die Ehre haben, sein gnädiges Fräulein bis nach Neustadt zu führen, wo ein Relais ihrer wartete. Im Schloß war alles früh wach. Ach, Mutter und Tochter hatten jede in ihrer Kammer die Nacht durchgeweint! Jetzt zeigten die ersten Lichtstreifen sich über den gegenüberliegenden Bergen — das Mädchen klopfte an der verschlossenen Thüre, und Katharinen ergriff dieser Ton, der sie an die Unausweichbarkeit der ganz nahen Abreise mahnte, mit großer Wehmuth; aber sie überwand sich, sprang vom Lager auf, öffnete Sabinen die Thüre, die mit Licht eintrat, ließ sich schnell kleiden, packte ihre kleinen Geräthschaften zusammen, und schritt auf den Gang hinaus, der zu dem Zimmer der Mutter führte. Hier leuchtete noch ein trüber, zweifelhafter Tag durch die hohen Fenster herein, und empfindlicher Frost umfing in dieser Morgenstunde des späten Herbstes die Schaudernde. Im Hofe wankten Lichter hin und her, wie die Hausleute um den Wagen beschäftigt waren, und seltsam kämpfte hier die scheidende

Nacht mit dem kommenden Tage. Thomas klatschte in dem Augenblicke mit der Peitsche. Katharine fuhr zusammen; sie trat an's Gangfenster. Da stand der Reisewagen, oben sehr breit, unten enge, nach der Sitte jener Zeit von schwerem Bau, angespannt, und reich mit allem bepackt, was nur die mütterliche Zärtlichkeit der Scheidenden mitzugeben im Stande gewesen war. Ach Gott! Es war dasselbe Fenster, an dem sie vor einigen Wochen mit Sandor gestanden, wo sie an seiner Brust geweint, wo ihre Herzen sich so warm und innig verstanden hatten! Und jetzt, jetzt! — Das überwältigte ihre ganze Kraft, sie stürzte auf die Kniee nieder, legte den Kopf an die Brüstung des Erkers, und weinte heftig bis zum Schluchzen. Sabine redete ihr zu. Sie erhob sich endlich. Ihr Blick irrte noch einmahl über den kleinen spitzwinkeligen Hofraum hin. Dort war die Linde, die Treppe, das Fenster des Gemach's, worin Sandor das letztemahl geschlafen! Unbemerkt warf sie einen Gruß hinüber, empfahl den entfernten Freund und ihr gemeinsames Schicksal dem Schutze des Allerhöchsten, und eilte zu ihrer Mutter, um den letzten Abschied von ihr zu nehmen. Sie fand die Matrone bereits ange-

kleidet, und den Schloßkaplan ebenfalls zur Abreise fertig, bey ihr. Unter tausend Thränen, Segenswünschen, und mit fast gebrochenem Herzen entließ die bekümmerte Mutter ihr Kind, und selbst Pater Isidor, so sehr seine strengen Ansichten jede Anhänglichkeit an die Creatur verdammten, konnte sich hier einiger unwillkührlichen Rührung nicht erwehren, welche sich durch liebreich tröstende Vorstellungen und fromme Ermahnungen zur Ergebung in den Willen Gottes äußerte. Diese dienten auch wirklich dazu, die Frauen kräftig aufzurichten, und mit dem ernsten Versprechen, das ihm anvertraute kostbare Pfand auf's treuste zu wahren, ermahnte er endlich zum Aufbruch, und geleitete seine Schutzbefohlene und ihre beyden Begleiterinnen in den Wagen, der nun, durch die gewölbte Thorhalle und über die holprichte Brücke rasselnd, mit vorsichtig gehemmten Rädern den Bergpfad hinab rollte.

Der Morgen kam näher und näher, wie sie durch die Schlucht hinaus fuhren. Jetzt färbten sich die obern Wolken schon röthlich, weiter unten war der Himmel ganz weiß, und nun, als sie aus der engen Schlucht in das freyere Thal hinaus kamen, loderten rechts die hellgoldnen

Wolken über den Bergen, und die Sonne trat brennend herauf. Mit dieser Helle strömte Leben und Lust über die erwachende Natur, und auch in Katharinens Herz, welche, die Hände andächtig faltend, dem Schöpfer, der die Welt so schön gemacht hatte, sich und ihre Lieben mit kindlicher Zuversicht im heißen Gebethe empfahl. Pater Isidor zog sein Brevier hervor, und verrichtete seine tägliche Andacht; die beyden Mägde schlummerten wechselweise. Katharine schaute nicht ohne vergnügtes Gefühl in die freundliche Landschaft hinaus. Sie ergötzte sich an den Morgennebeln, die in wunderlichen Gestalten an den Bergen hinauf stiegen, an dem wirbelnden Rauch aus den pyramidalischen Essen der Eisenhämmer, die hier an der Straße lagen, an dem Getöse der Bäche, welche die Hammerwerke trieben, und lautschäumend von Rädern und Wehren stürzten, und an den russigen Gestalten der Schmiedeknechte, die zwischen den geschwärzten Hütten geschäftig wandelten. Jetzt erblickte sie den Thurm von Glocknitz. Der freundliche Ort war bald hinter ihnen, und nun that sich die weite Fläche auf. Neunkirchen mit seinem seltsamen Thurm, wo die höhere Spitze aus vier kleinen Nebenthürmchen nach alter Bauart her-

vorragt, lag, scheinbar bald zu erreichen, vor ihnen, und erregte Katharinens Unwillen, als sie so lange fahren mußte, um in den Flecken zu gelangen, den sie ganz nahe geglaubt hatte. Eben so erging es ihr, als sie aus Neunkirchen herausfuhr, und nun am Ende der schnurgeraden Straße sich bereits die Thürme der Neustadt zeigten, welche sie doch erst in vollen zwey Stunden erreichte. Pater Isidor machte sie mit verständigen Bemerkungen auf Manches aufmerksam, wodurch die Gegend, oder die von der Straße sichtbaren Ortschaften sich auszeichneten, dort rechts die Schlösser Sebenstein und Pütten, auf ihren Felsen sich gegenüber liegend, und dann im Thal, wo sie fuhren, der weitgedehnte Föhrenwald, wo Kaiser Leopold oft zu jagen pflegte, und allerley Durchschnitte, und ein kleines Jägerhaus den Zweck, wozu der Forst gebraucht wurde, beurkundeten. Mit sinkendem Tage erreichten sie Neustadt. Die dreyfachen starken Thore, die jetzt halb verfallenen Ringmauern, Thürme und Zugbrücken bezeugten den ehemahls wehrhaften Zustand dieses Orts. Auch hier wußte Pater Isidor Katharinen manches Lehrreiche zu erzählen, wie dieses Städtchen sich von jeher durch Anhänglichkeit an seine

rechtmäßigen Beherrscher ausgezeichnet, so daß es den ehrenvollen Beynahmen der allzeit treuen erhalten, wie es schon in uralter Zeit Friedrich den Streitbaren in seine Mauern aufgenommen, und muthig dessen Freyheit und Person gegen die Macht Kaiser Friedrich des II. behauptet hatte, der in dem nahen Wien lag; wie später der tapfere Baumkircher auf der Wienerbrücke den Andrang der Ungarischen Schaaren abhielt, und seinen Kaiser und die königliche Waise Ladislaus mit seinem Blut und Leben beschirmte, und wieder in einiger Zeit der große Mathias Corvinus, König von Ungarn, den Neustädtern, welche sich muthig gegen ihn und sein Heer gewehret, und ihre Treue gegen ihren angestammten Herrscher bewährt, großes Lob, und schöne Freyheiten ertheilt, und ihnen auch einen köstlichen Pokal verehrt, den man noch auf dem Rathhause zeigte, während er die Bürger von Wien, die ihn allzuwillig aufgenommen, und nicht denselben Eifer für ihren rechtmäßigen Herrn bewiesen hatten, hart gestraft hatte.

Am andern Tage setzten die Reisenden ihren Weg mit den frischen Pferden fort, und Thomas ward mit seinem Gespann und tausend

Grüßen zurück nach Clamm gesandt. Hier in der Nähe von Neustadt sah Katharine noch ihre heimischen Berge in freundlicher Nähe. Die hohe Wand streckte sich linker Hand lang hin, und der Schneeberg blickte hinter derselben, in seinem weißen Gewande fest und weit verbreitet da liegend, hinüber auf die Flächen und das niedrige Land, das, von seinem Gipfel ringsum sichtbar, dem Beschauer wie eine unermeßliche Mappe vor Augen liegt. Aber so, wie sie sich von Neustadt entfernten, entfernten sie sich auch von der tiefen geheimnißvollen Bergwelt. Nur linker Hand lief eine niedrigere Bergreihe fort, an welcher nach und nach größere oder kleinere Ortschaften, alte Schlösser, und neue Wohngebäude in freundlicher Abwechselung sichtbar wurden, während gerade vor ihnen und links hinüber gegen Norden und Nordosten sich eine unübersehbare Fläche ausbreitete, auf welcher einzelne umbüschte Dörfer, wie Inseln im Meere, zerstreut lagen. Immer mehr und mehr näherten sie sich jetzt der Kaiserstadt, und immer dichter folgten die Ortschaften rechts und links vom Wege aufeinander. Pater Isidor nannte Katharinen die Nahmen aller derjenigen, die in den Bereich ihrer Blicke gelangten. Er wies ihr in dem Win-

kel zwischen Bergen, an deren Stirnen die Ruinen von mehr als einem alten Schloße prangten, das Städtchen Baden, wegen seiner Heilquellen schon zu Römerzeiten und fortan berühmt; das alte Mödling, mit seiner noch aus den Zeiten der Tempelherrn stammenden Kirche, am Eingange der felsigen Schlucht; die Ruinen der Burg der Babenberger hinten auf den Felsenzacken des engen Thals, und weiter vorn, die ebenfalls verfallene Burg des Herrn von Lichtenstein, des gewaltigen Hofmeisters; rechts hinüber aber über der Fläche das Lustschloß des Kaisers, Laxenburg, mitten unter seinen dunkeln Auen. Jetzt fingen die Berge an sich links herum zu ziehn, und auch gegen Nordwesten den Gesichtskreis zu schließen. Auf den zwey letzten glaubte Katharine Gebäude zu erblicken. Ihr irrt nicht, mein Fräulein! sagte Pater Isidor: Das ist der Kahle- und der Leopolds-Berg, und zugleich das letzte Ende dieser ganzen ungeheuern Gebirgskette, die sich von hier durch Steyermark, Oberösterreich, Salzburg, Kärnthen, bis nach Tyrol und die Schweiz erstreckt. Jenes Gebäude auf dem vorletzten Berge ist ein Kloster der frommen Camaldulenser, welche in einem gar strengen Orden bey ewigem Stillschwei-

gen und ewigen Todesbetrachtungen hier oben leben, und dort auf der allerletzten Erhebung des Gebirges, wo jetzt ein Kirchlein nebst einigen Häusern steht, lag vor uralter Zeit die Burg der damahligen Markgrafen und Herzoge von Österreich aus dem Babenbergischen Hause, deren berühmtester, der heilige Leopold, der Erbauer des nahen Stiftes Klosterneuburg gewesen, ein frommer gottseliger Fürst, und unerreichbares Vorbild seiner Nachkömmlinge.

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen war der Wagen mit unsern Reisenden auf die Höhe des Erdrückens gekommen, welche unter dem Nahmen des Wienerberges sich auf der südöstlichen Seite um die Hauptstadt herumzieht. Jetzt hatten sie das Spinnen- oder Spinnerinn-Kreuz erreicht, und Pater Isidor seinen Begleiterinnen eben angefangen, die fromme Sage von der Jungfer zu erzählen, welche aus dem Ertrag ihres Fleißes am Rocken dieses Denkmahl soll haben errichten lassen, als ein Ausruf freudiger Überraschung von Seite Katharinens seinen Erzählungen plötzlichen Einhalt that; denn auf einmahl lag jetzt die ganze Residenz, groß und prächtig, wenn gleich bey Weitem nicht in solcher Ausdehnung, als sie in unsern Tagen

einnimmt, vor ihren erstaunten Blicken. Weit verbreitet und viel größer, als es sich Katharinens Einbildungskraft nach dem vergrößerten Maßstab von Neustadt und Preßburg vormahlen konnte, dehnte sich die Häusermasse unten in der Niederung aus, und schien mit den weiter abliegenden Dorfschaften von Hernals, Döbling, Währing, Nußdorf, von dieser Entfernung gesehn, eine zusammenhängende Stadt auszumachen, welche von der Donau bis an die Gebirge, die den anmuthigen Halbkreis schloßen, fast das ganze Thal ausfüllte. Rechts floß der majestätische Strom zwischen waldbewachsenen Inseln hin, weit ausgegoßen und breit, und mit langen Brücken von Au zu Au, und endlich mit dem linken Ufer, das gegen Mähren hin sich erstreckt, verbunden. Aus den Vorstädten und der Stadt ragten unzählige Thürme, die Zeichen eben so vieler Gotteshäuser, empor. Alle aber übertraf an Höhe, wie an Kühnheit und Zierlichkeit des gewaltigen Baues, der Stephans-Thurm, der nicht bloß mit seiner pfeilrecht empor strebenden Spitze, welche damahls die Erschütterung des türkischen Geschützes noch nicht nach einer Seite gebogen hatte, hoch aus allen andern Häusern und Thürmen empor stand,

sondern wo sogar das Dach der Kirche mit dem unausgebauten Thurm alle Palläste und die kaiserliche Burg an Höhe und Pracht des Entwurfes überragte, ein deutliches Vorbild, wie die Religion und das Übersinnliche dem Irdischen weit vorgehen, und es an Werth übertreffen.

Katharinens Seele war in ihren Blicken; sie hatte, um sich des gewöhnlichen Ausdruckes zu bedienen, nicht Augen genug, um alle die Gegenstände zu fassen, welche mit einemmahl in dieselben drangen. Nun fuhren sie langsam die kleine Anhöhe herab, und deutlicher zeigten sich die Einzelnheiten des großen Gemähldes. Gerade vor ihnen lag, wie Pater Isidor bemerkte, das kaiserliche Lustschloß die Favorite mit seinen Gärten, Springbrunnen, und dem ungeheuren Wasserbecken auf dem höchsten Puncte des emporsteigenden Terrains. Keine Liniengräben und Wälle umgaben damahls noch die Vorstädte mit ihrem ungeheuern Ringe, welcher erst mehr als zwanzig Jahre später gegen die Einfälle der Kurutzen in den Rakozyschen Unruhen zur Schonung der Stadt aufgeworfen wurde. Hinter dem Favoriten-Garten rechts hin, wo jetzt eine Masse von Gässen und Gebäuden sich labyrinthisch bis zum Wienfluß ausdehnt, und weiter

von da gegen die Donau hinab die Vorstädte Wieden, Rennweg und Landstraße u. s. w. liegen, waren nur wenige Häuser und Lustgärten zu sehen, desto mehr aber Weingärten, welche sich an den sonnigen Anhöhen hinzogen, und damahls die Sommer-Lust und Herbstfreude der Bewohner der Residenz ausmachten. Statt der Gärten im Englischen Geschmacke, welche jetzt mit sammtweichen Rasen, exotischen Gesträuchen und Massen von bunten Blumen den feinern Geschmack ihrer Besitzer beurkunden, hatte damahls fast jeder wohlhabendere Bürger oder Beamte seinen Weinberg, entweder hier nahe herum, oder in den entfernteren Gegenden des beginnenden Gebirges im Nordwesten der Stadt bey Nußdorf, Grinzing, Neustift u. s. w. und dabey ein kleines Winzerhäuschen, das, von fruchtbaren Bäumen beschattet, an Sonntagen ein gewünschtes Asyl für die Mußestunden, und im Herbst den Ertrag des guten trefflichen Weins darboth, welcher dann auf eigner Preße gekeltert, und in die Keller der Stadt zum Gebrauch geführt wurde.

Jetzt rollte der Wagen näher und näher der eigentlichen Stadt zu, über das Glacis, das damahls ein unbenützter, und nur der Sicher-

heit der Festung willen zwischen den äußern Werken und den ersten Vorstädtshäusern gelegener leerer Raum ohne eigentliche Fahrstraße, ohne die Alleen, Rasenplätze und grünen Hecken war, welche ihn jetzt verschönern, und den nächsten Umkreis der eigentlichen Stadt einer Art von Garten gleich machen. Jetzt hatten sie das Kärnthnerthor erreicht. Eine enge Straße, hohe Häuser, die zu beyden Seiten Licht und Luft benahmen, empfingen sie, laut wiederhallte das Rollen ihrer Räder von den nahen Mauern, die Menge der Menschen, die sich hier in den Gassen bewegten, die rasselnden Lastwägen, die schönen, obwohl seltnen Kutschen, die ihnen begegneten, die mannigfaltigen Buden und Handwerksläden in den Häusern, alles drängte betäubend auf Katharinen ein, sie verstummte ganz, sie schaute nur, und Pater Isidor störte ihr Erstaunen nicht. Auch wäre es bey dem Getöse der volkreichen Stadt, das ihrem ungewohnten Ohr um so lauter und befremdender tönte, vergeblich gewesen, durch irgend eine Antwort sich verständlich machen zu wollen. So saßen sie Alle still, bis der Wagen endlich nach Pater Isidors Befehl in eine Straße rechter Hand einbog, und nun auf einem kleinen freyen Platz, der sich

links zwiſchen hohen Mauern und einem Hauſe hinzog, das wunderlich mit dunkeln in Form eines Hügels vor demſelben aufgehäuften Steinmaſſen ausgeſchmückt war, auf welchen die drey Kreuze von Golgatha, die buntgemahlten Statuen der heiligen Jungfrau und des heiligen Johannes erſchienen, das Portal der Kirche und der Eingang in ein Kloſter ſich zeigte. Das ſind die Himmelpfortnerinnen, ſagte Pater Iſidor, und hier iſt das Aſyl, das die Gnade des Himmels eurer unerfahrnen Jugend vor den drohenden Stürmen der Welt eröffnet.

Dieſe Worte drangen mit ſtechendem Schmerz in Katharinens aufgereizte, und bis zur Betäubung von der Neuheit der ſie umgebenden Gegenſtände erfüllte Seele. Ach Gott! rief ſie mit einem Ton des Schreckens, den Pater Iſidor, durch eine zweyte Frage, die Katharinens ältere Begleiterinn an ihn richtete, zerſtreut, überhörte. Und dieß Gebäude? fragte Frau Margareth — da gegenüber mit dem Calvarienberge? Iſt das auch ein Kloſter?

Nein, erwiederte Pater Iſidor: Das iſt das Amthaus [2]), ein Gefängniß, wohin jene Miſſethäter, die zum Tode verurtheilt werden, kurz vor der Vollſtreckung ihres Urtheils

von der Schranne weggebracht, und hier aufgesetzt werden.

Ein Gefängniß für die zum Tod Aufgesetzten, gegenüber von dem Kloster, wo auch ich in meinen jungen Tagen der Welt zu sterben verurtheilt bin! dachte Katharine, und ein Thränenstrom, durch alle die verschiedenen Gefühle, welche in den zwey letzten Tagen durch ihr Gemüth gezogen, ihr ausgepreßt, stürzte aus ihren Augen. Aber in dem Augenblicke hielt auch der Wagen vor einem kleinen Hause mit zwey hohen Giebelspitzen, vergitterten Fenstern von ungleicher Lage und Höhe, und einer kleinen Eingangsthüre, welche in einen dunkeln Gang führte. Das Haus stand ungefähr auf derselben Stelle, auf welcher viele Jahre später sich der herrliche Pallast des Prinzen Eugen erhob, der jetzt noch zum Gebäude der Münze und zur Bewohnung der Dicasterien dient, und gehörte der Oberstinn von Preysing selbst, welche, seit der Tod ihres Gemahls, der im kaiserlichen Dienst gefallen, ihr die unerwünschte Freyheit gegeben, ihren Aufenthaltsort selbst zu bestimmen, sich in Wien niedergelassen hatte, wo ihre verheirathete Tochter lebte. Die Frau von Preysing war von Geburt eine Spanierinn, aus ei-

ner der ersten Familien, die ihren Mann, als er im Gefolge des kaiserlichen Gesandten Grafen von Khevenhüller nach Spanien kam, kennen lernte, und ihm gern Vaterland, Familie, und den Glanz des vornehmen Lebens opferte, um jedes Schicksal mit ihm zu theilen. Mehr als dreyßig Jahre war sie ihm in dem unstäten Gewirre des kriegerischen Lebens gefolgt, und hatte von mehreren Kindern, welche sie ihm auf Märschen und in verschiedenen Standquartieren geboren, nur eine Tochter übrig behalten, die, ebenfalls an einen kaiserlichen Offizier, den General Graf Dünewald, verheirathet, für jetzt in Wien lebte. Frau von Preysing, sehr hoch an Jahren, verließ ihr Haus fast nicht mehr, als nur um in die Kirche, und selten zu ihrer Tochter zu gehn; Frau von Dünewald hingegen, deren Gemahl einen bedeutenden Posten beym Hofkriegsrath bekleidete, eine junge, hübsche, lebensfrohe Frau, besuchte den Hof, die Gesellschaften, und belebte durch ihre Gespräche und Erzählungen, wenn sie zur Mutter kam, deren stille Einsamkeit.

Vor dem Hause dieser Matrone nun stieg Pater Isidor ab, und ging hinauf, um die Ankunft seiner Schutzbefohlenen zu melden. In

diesem Augenblicke fiel der Gedanke, vor völlig fremde Menschen hinzutreten, und sich ihnen als ihre Hausgenossinn anzukündigen, mit Centnerlast auf Katharinens Herz. Am allerliebsten wäre sie aus dem Wagen gesprungen, und wieder nach Schloß Clamm zurück gekehrt; und als der Geistliche nach einigen Minuten wieder kam, um sie hinauf zu führen, folgte sie ihm mit Zittern und Herzklopfen. Schon der Eintritt in den dunkeln Hausgang, der nur rückwärts durch ein kleines Oberfenster aus dem engen Hofe Licht empfing, und in welchem eine rothglühende Ampel in Herzform vor der lebensgroßen Statue einer unbefleckten Empfängniß brannte, dann die finstere Wendeltreppe, auf welcher sie fast mit den Händen den Weg suchen mußten, beklemmte ihr die Brust, und vermehrte ihre düstern Vorstellungen. An der geöffneten Hausthüre empfing sie eine hagere ältliche Gestalt in hoher Fontangehaube mit steifem Rocke und Manschetten, welche breit von beyden Ellenbogen wegstarrten, die Kammerfrau der Oberstinn, und führte sie über den weiten Vorplatz, auf dem schwere hohe Schränke standen, und wo durch eine Seitenthür ein Blick in die helle, mit blankem Messing-, Kupfer- und

Zinngeschirr in allen erdenklichen Formen ausgeschmückte Küche fiel, zu den Zimmern der Herrschaft.

Dieß waren hohe, aber finstere Gemächer; das erste bloß weiß getüncht und mit großen Familienbildern geziert, die neben einem ungeheuern Ofen und zwischen dunkeln braunen Thüren halbkenntlich an den Wänden niederhingen; das zweyte prangte mit düstern Niederländer-Tapeten, hochlehnigten Sophen und Armstühlen von genähter Arbeit, einem Denkmahl des Fleisses der Frau vom Hause, und einigen Schränkchen von chinesischem Lack; zum dritten stieg man in der Ecke einige Stufen hinauf, ein ziemlich helles Kabinett, das gewölbt und niedriger als die übrigen, mit einem gothischen Doppelfenster auf den Hof hinaus, einem Hausaltare in einer tiefen Nische, und einem Waschbecken mit Kugel in einer andern, beynahe wie eine Kapelle aussah, und vielleicht auch in alter Zeit zu solch einem Gebrauche mochte gedient haben. Jetzt war es zum Schlafgemach der Matrone höchst reinlich und zierlich eingerichtet, und würde in dem freundlichen und frommen Geist, dessen Gepräge es trug, Katharine angenehm angesprochen haben, wenn ihr Gemüth nicht durch

alles Vorhergehende befangen gewesen wäre. Selbst der Anblick der Frau vom Hause, die hier mitten im Zimmer stand, die Eintretenden zu empfangen, ergriff sie beängstigend. Es war eine kleine hagere Gestalt, die man noch jetzt in hohen Jahren niedlich nennen konnte, im schwarzen Schleppkleid, das sie seit ihrem Witwenstande nur mit Grau wechselte, einer Haube von blendend weißen Spitzen, und einem eben solchen knapp anliegendem Halstuch. Die feinen durchs Alter scharf gewordenen Züge, das schneeweiße Haar, welches wohl gekräuselt sich um Stirn und Schläfe legte, stachen seltsam mit großen dunkeln Augen ab, deren Feuer die Jahre nicht hatten verlöschen können, und diese Augen so wie der ganze lebhafte Ausdruck der Gestalt, die rasche und doch stolze Art ihrer Bewegungen, endlich aber die französische Sprache, in welcher sie Katharine anredete, und die diese nur halb verstand, vollendeten des Mädchens Bestürzung, und statt aller Antwort fing sie heftig an zu weinen.

Frau von Preysing war im ersten Augenblick unangenehm überrascht. Sie sah den Geistlichen befremdet an; aber im nächsten machte die Erfahrung, welche ein langer Umgang mit der

Welt ihr gegeben, sie nachsichtig mit der Angst des Landmädchens. Freundlich trat sie ihr näher, faßte ihre Hand, und redete ihr in etwas fremdartigem Deutsch mit mütterlichem Tone zu. Auch Pater Isidor bemühte sich, seine Pflegbefohlene zu ermuthigen, und Katharine sah sogleich selbst das Unschickliche ihres Betragens ein. Schnell trocknete sie ihre Thränen, entschuldigte ihre Bestürzung, und bath in sehr anständigen Ausdrücken die Frau von Preysing, Geduld mit ihr zu haben. Die Art, wie sie das sagte, der klare Blick ihres schönen braunen Auges, und der Ausdruck von Wahrheit und Kindlichkeit in den angenehmen Zügen nahmen die Matrone günstig für sie ein, und sobald einige Reden gewechselt waren, stellte sich, besonders durch Pater Isidors Dazwischentreten, der mit Anstand und Besonnenheit hier den Mittelsmann spielte, ein ganz leidliches Verhältniß her, welches die natürliche Herzensgüte beyder Theile vortheilhaft unterhielt.

Freylich kam in den ersten Tagen Katharinen noch Vieles befremdend vor, und Pater Isidor's Anwesenheit, die ihr zu Hause oft drückend gewesen war, hatte hier, wo sie von lauter fremden Gesichtern umringt war, etwas Tröstendes

für sie. Auch daß sie hier nichts als sehr betagte Menschen sah, die Dienstleute der Oberstinn, die alle seit langen Jahren in diesem Hause dienten, schien ihr im Anfange störend; denn sie und ihre Sabine, waren die einzigen jungen Personen. Diese alten Leute waren aber alle so treu und ergeben, die Oberstinn wußte so gut Freundlichkeit mit Würde zu vereinigen, daß Katharinens Brust von Tag zu Tage freyer wurde, und als endlich die Tochter vom Hause, Frau von Dünewald, welche eine Jagdparthie einige Tage fern gehalten hatte, eines Morgens bey ihrer Mutter eintrat, das schöne junge Weib, dessen Haltung und Anzug den feinsten Weltton verkündeten, der Matrone mit kindlichem Ungestümm sich an den Hals warf, und so ganz nur Tochter und fröhliches Jugendwesen schien; da ging Katharinen das Herz auf, und sie fing an, sich heimisch unter diesen Menschen zu fühlen, welchen eine feinere Bildung und der Umgang mit der Welt nichts von ihrem innern Gehalt und ihrer Herzlichkeit benommen hatte.

Aber auch die Oberstinn und ihre Tochter lernten allmählich Katharinen näher kennen, die einem noch nicht zu seinem völligen Glanze geschliffenen Diamant glich, welcher nur einer leich-

ten Nachhülfe äußerer Bildung bedurfte, um im hellsten Licht zu strahlen, und in der großen oft verkehrten Welt durch die frische Reinheit und unverfälschte Eigenthümlichkeit eines unverdorbenen Characters die wärmste Achtung zu verdienen. Wie aber des Mädchens Inneres sich allmählich vortheilhaft vor den Blicken ihrer Hausgenossen entfaltete, wurde es auch der Oberstinn immer klarer, daß es mit dem Klosterberuf nicht ganz richtig sey, und daß sie diesen Schritt, der, um würdig gethan zu werden, aus innerm Antrieb, und nach reifer Überlegung geschehen sollte, nur aus Gehorsam, und einer Art von Verzagtheit thun würde, wenn nähmlich eine, wie es schien, nicht sehr sichere Aussicht, auf welche das arme Mädchen als auf den letzten Anker ihrer Hoffnung baute, sie täuschen, und dem Drang unausweichbarer Verhältnisse hingeben sollte.

In dieser Erkenntniß, welche sich mit jedem Tage mehr in der würdigen Matrone befestigte, nahm sie sich vor, Katharinens Zutrauen zu gewinnen, und, wenn sie dann von dem Stande der Dinge, der ihr in vielen Stücken anders zu seyn schien, als ihn Pater Isidor geschildert, besser unterrichtet seyn würde, alles, was sie ver-

mochte, anzuwenden, um einen Entschluß rückgängig zu machen, der nach ihren Grundsätzen zu nichts Gutem führen, wohl aber des armen Mädchens Glück in dieser und jener Welt zerstören konnte. Sie sprach darüber mit ihrer Tochter, der Generalinn, und beyde nahmen sich vor, ihre Schutzbefohlne genau zu beobachten, zugleich aber durch ein liebevolles offnes Benehmen das schüchterne Mädchen zu Vertrauen und gleicher Offenheit einzuladen.

Dieses zu bewirken, ward ihnen im Ganzen nicht schwer. Katharinens Charakter hatte keine versteckten Tiefen, und die Reinheit ihres Bewußtseyns machte, daß sie an keine Verstellung dachte, weil sie keiner bedurfte. Schwerer wurde es mit dem Vertrauen. So frey und ohne Rückhalt sie vor ihrer Beschützerinn handelte und sprach, wie ihr Gefühl es ihr jedesmahl eingab; so hielt doch eine zarte Scheu, die zum Theil von ihrer Bescheidenheit herrührte, sie ab, über die Vorfälle ihres Lebens mit Frauen zu sprechen, für welche ja diese Begegnisse, so wie die Person, die sie erlebt, nur von geringer Wichtigkeit seyn konnten.

Großen Eindruck machte Alles auf sie, was die Generalinn in den vielen Stunden, die sie

bey ihrer Mutter zubrachte, von dem Leben in der Welt, von den Sitten und Zerstreuungen derselben mit all der Lebhaftigkeit erzählte, mit der sie selbst, eine frohgesinnte, von Glück, und von einem schuldlosen Bewußtseyn gehobene junge Frau, es aufgefaßt hatte. Selbst ein kleiner Zug von Satyre, der ihr eigen war, und die Gabe, die Personen ihrer Bekanntschaft durch Beschreibung lebendig zu charakterisiren, und ganze Gespräche mit genauer Beobachtung des Tones und der Sprechart der Geschilderten wie kleine Komödien vor den lachenden Zuhörerinnen aufzuführen, reizten Katharinens natürlichen Frohsinn; und wenn ihr Herz sich mit kindlicher Ehrfurcht vor der Oberstinn neigte, zog ihre jugendliche Lust sie zur Generalinn, deren Gegenwart und Unterhaltung immer ein Fest für das einsame Mädchen war. Da saß sie oft mit offenen Augen und Ohren, und sog die bald komischen, bald unglaublichen Geschichten und Beschreibungen von Festen, Opern, Bällen, und dem ganzen Treiben der großen Welt, wie es sich zwar etwas langsamer und förmlicher, als jetzt, an Leopold des Ersten Hofe gestaltete, mit begierigem Geist ein, und wollte sich oft halb todt

über alle die Anekdoten lachen, welche die Generalinn so lebendig vorbrachte.

Mit Vergnügen sah die Generalinn, nicht ganz ohne Besorgniß ihre Mutter, die unverhehlte Freude, welche das Mädchen bey solchen Erzählungen empfand, und den lebhaften Antheil, den sie an Allem nahm, was in jener ihr noch unbekannten und verschlossenen Welt vorging. Frau von Preysing sprach mit ihrer Tochter darüber, ob es wohl bey der Ungewißheit von Katharinens Zukunft gerathen sey, sie mit einer Lebensweise und mit Freuden bekannt zu machen, die ihr vielleicht ewig versagt bleiben könnten. Mit nichten! erwiederte die Generalinn: Gerade weil ihre Zukunft noch ungewiß ist, und doch auf ihren Entschluß wenigstens E t w a s ankommen wird, soll sie diese Welt näher kennen lernen, der sie entsagen will. Seht, Mutter! Ich habe Lust, sie in einige Häuser meiner Bekannten mitzunehmen. Sie soll nicht in den Strudel der Unterhaltungen, sie soll nicht in den Glanz des Hofes kommen, aber sie soll doch Menschen sehen, und wissen, wie junge Leute ihrer Art zu leben pflegen.

Aber wenn es uns nicht gelänge, sie dem Kloster zu entziehen? wenn sie dem Zwange

doch folgen müßte? erwiederte die Mutter: Hätten wir dann nicht das Übel ärger, und sie vollends unglücklich gemacht?

Das ist nicht wahrscheinlich, liebe Mutter! entgegnete die Generalinn: Katharine ist unerfahren, aber es mangelt ihr nicht an Beurtheilungskraft und an Klugheit, so ängstlich und unbeholfen sie auch manchmahl scheint. Ihr Verstand wird sich durch Umgang und Erfahrung entwickeln, ihr Charakter Festigkeit gewinnen, und sie eben dadurch in den Stand gesetzt werden, unbilligen Forderungen den gehörigen Widerstand entgegen zu setzen.

Ich habe mir das selbst öfters gedacht, antwortete die Matrone: Klare Einsicht und Selbstprüfung haben noch Niemand geschadet, und es wäre ja unrecht von uns, wenn wir sie wissentlich in ihr zeitliches und ewiges Unglück gehen ließen, ohne sie gewarnt, und ihr die Wichtigkeit jenes Schrittes deutlich einsehen gemacht zu haben.

Um so mehr, fuhr die Generalinn fort, da ich mich sehr irren müßte, wenn Amor nicht schon eine Wohnstätte in diesem kleinen Herzchen hätte. Sie ist zwar, bey aller ihrer Offenheit, nicht sehr mittheilend, aber ich habe sie

genau beobachtet, und ich wette, sie ist verliebt gewesen und ist es wohl noch.

Dann wäre ihr Schicksal sehr beklagenswerth, sagte die Mutter.

Entsetzlich wäre es, fiel die Generalinn ein, und unverantwortlich von uns, wenn wir die Gefahr für sie sähen, und nicht alles anwendeten, um sie abzuwenden.

Liebes Kind! sagte die Oberstinn nach einigem Stillschweigen: Laß uns nichts übereilen! Mag Katharine lieben oder nicht, sie ist ein holdes Geschöpf, dem zu seiner vollkommenen Ausbildung nichts mangelt, als etwas mehr Begriff von seinem eigenen Werth und etwas mehr Haltung im äußern Betragen, und es wäre mir unendlich leid, wenn sie nicht so glücklich werden sollte, als sie es verdient; darum will ich meinerseits —

Ihr willigt also ein, Mutter, daß ich sie ein Bißchen in die Welt führe? Etwa auf einen Ball jetzt im Fasching —

Wo denkst du hin? fiel die Oberstinn ein: Was würde die Familie des Mädchens, was würden der Hof und die Stadt sagen, wenn man erführe, daß ich gestattet habe, ein künftiges Klosterfräulein auf den Ball zu führen? Nein,

mein Kind! In ein Paar stille Familien zu Besuchen magst du sie wohl mitnehmen, auch allenfalls nach Hof, wenn irgend ein Fest dort gegeben wird, aber — auf keinen Ball. Das durchaus nicht! Das soll man mir, die die hochselige Kaiserinn mit ihrem Vertrauen beehrte, nicht nachsagen.

Das Gespräch mußte abgebrochen werden; denn der Gegenstand desselben, Fräulein Katharine, trat in diesem Augenblicke ins Zimmer, und nahm ihren Platz am Stickrahmen ein, auf welchem die Damen des Hauses nach der Sitte der damahligen Zeit, nicht zum Zeitvertreib, wie jetzt die Mode will, sondern zum Nutzen ihres Hauswesens, den Überzug eines hochlehnichten Kanapehs eingespannt hatten, welcher in künstlicher Nähterey den König Salomon vorstellte, wie er auf einem viel geschnörkelten Thron sitzend das berühmte Urtheil zwischen den etwas steifgliederichten Müttern über die Theilung der Kinder sprach, deren eines eben unter den Händen der Matrone entstand, während das Andere schon ganz fertig, nur etwas unförmlich, in den Händen des rauhen Kriegsknechtes schwebte.

Die beyden Damen waren verstummt; aber

die Generalinn half sich schnell, indem sie mit einer leichten Wendung, eines der letzten Worte ergreifend, fortfuhr: Ja! die selige Kaiserinn! Ich möchte sie gekannt haben.

Das war ja eine Prinzessinn von Spanien? fragte Katharine.

Die Infantinn Theresia Margaretha, erwiederte die Oberstinn: Meine gnädige Frau! Ach, und ein wahrer Engel!

Sie starb jung, wie ich mich erinnere gehört zu haben? sagte Katharine.

Im siebenten Jahre einer glücklichen Ehe, viel zu früh für ihren Gemahl und die Welt, erwiederte die Oberstinn: Aber ich dachte es damahls gleich, wie wir in Schottwien ankamen, und die Brillantrose verloren ging.

In Schottwien? rief Katharine lebhaft: Waret ihr in Schottwien?

Ach, erzählt dem Fräulein doch die Geschichte mit der Rose! Fräulein Volkersdorf wird sich freuen etwas zu hören, was in der Nähe ihres Geburtsortes vorfiel, und was an sich recht anziehend ist.

Die Generalinn wußte recht gut, daß sie mit dieser Bitte nicht allein Katharinen, sondern auch ihrer Mutter Freude machte; denn jene

Hofgeschichten und die Zeit ihres Dienstes bey der verstorbenen Kaiserinn waren ihr Lieblings Thema. Diese Prinzessinn, an deren Seite die Oberstinn am Hofe zu Madrid aufgewachsen war, hatte bey ihrer Verheirathung vor allen die Jugendgespielinn zu ihrer Begleiterinn nach Wien gewählt, welche durch ihre eigne Vermählung an einen österreichischen Offizier schon halb diesem Lande angehörte. Diese Epoche fiel dann mit der Zeit zusammen, wo die ehmahlige Gräfinn Fuentes schön und gesucht gewesen, wo sie am Hofe der Kaiserinn ein glänzendes, obwohl stets beyspielvolles Leben geführt, und auf dem schlüpfrigen Boden des Hofes nicht allein ihren unbescholtenen Ruf, sondern ihr reines Gewissen und die Achtung der Bessern behauptet hatte. Diese Erinnerungen waren der würdigen Matrone noch jetzt zu angenehm, als daß sich nicht ihr Geist bey schicklicher Veranlassung in den längst verlassenen Gefilden einer glänzenden Jugend ergangen, und mit Vergnügen die Bilder einer Zeit hervorgerufen hätte, in welcher sie alles umgab, was das Leben des Menschen schön und werth macht.

Ihr seyd über Schottwien gekommen? frag-

te Katharine lebhaft: So kennt ihr vielleicht auch unser Schloß Clamm?

Kaum, liebes Fräulein, erwiederte die Oberstinn: Jene Reise ist lange her. Ich fuhr in der Suite meiner Frau, der hochseligen Kaiserinn Infantinn. Alles war mir neu, und der befremdenden Gegenstände in meiner Nähe zu viel.

Ich begreife, sagte Katharine: Ihr hattet wohl nicht Zeit, auf ein altes Gemäuer zu achten, daß an eurem Wege von der Höhe herab sah.

Hätte ich damahls ahnen können, antwortete die Oberstinn sehr freundlich, daß mir der Himmel viele Jahre darnach ein so holdes Kind aus jenem Schlosse zuführen würde, ich hätte doch wohl mit einem Herzen voll guter Wünsche zu dem alten Gemäuer, wie ihres zu nennen beliebt, hinaufgeblickt.

Katharine küßte die Hand der Matrone voll Innigkeit, und fuhr dann fort: Aber wie war es denn mit der Brillantrose?

Gleich sollt ihr hören. Es schwebt mir alles noch so hell vor, als wäre es gestern geschehen, sagte die Matrone.

Ihr habt aber auch ein treffliches Gedächtniß, Mutter! fiel die Generalinn ein: Erzählt

uns doch Alles, die Verkleidung des Kaisers, und den ganzen Empfang!

Die Verkleidung des Kaisers? rief Katharine voll Neugier: Ach gnädige Frau! erzählt, erzählt! Ich bin gar zu begierig.

Gern, liebes Kind! entgegnete die Matrone: Es war eine lange Reihe von Wagen, wie wir da auf der Straße von Wälsch-Tyrol heraus über Grätz zogen. Der Kardinal Graf Harrach, und der Fürst Dietrichstein hatten uns in Roveredo von unserm Minister übernommen, wo die Bedienung meiner Frau bis auf Wenige zurückgeschicket wurde, und von ihren Damen nur ich bey ihr blieb. [3]) Jene beyden Herren fuhren in ihren Staats-Kutschen voraus. Ihnen folgten mehrere Wagen mit kaiserlichen Kammerherren und Pagen; dann kamen die deutschen Damen, welche der Kaiser seiner Braut entgegen gesendet hatte, und endlich folgte der Wagen der kaiserlichen Braut selbst, in welchem sie mit ihrer Oberhofmeisterinn saß.

Und wo fuhrt Ihr, gnädige Frau? fragte Katharine.

Ich hatte die Ehre mit der Braut selbst zu fahren, und ich fühlte wohl dankbar die Auszeichnung, die mir dadurch ward.

War die Kaiserinn schön?

Eben nicht regelmäßig schön, aber sehr liebenswürdig, und unendlich gut. Nun hört nur weiter! Wir waren in Schottwien angekommen, und dachten uns ein wenig zu erhohlen, und zu ruhen, ehe wir in der Hauptstadt eintrafen. Es war ein glänzendes Frühstück für uns bereitet, wir aßen, und dachten weiter an nichts; nur meine allergnädigste Frau war in sichtbarer Bewegung, denn freylich ihr stand nun die Entscheidung ihres Schicksals bevor. Da zog uns auf einmahl ein Geräusch und lautes Pferdegetrappe ans Fenster. Wir sahen hinab, und erblickten eine ziemliche Anzahl sehr prächtig gekleideter Cavaliere, von Reitknechten mit Handpferden begleitet, die enge Straße herauf kommen, und gerade vor dem Hause halten, das man zu unserm Empfange eingerichtet. Was mag das seyn? sprach die Infantinn zu mir, und sah verwundert die Herren absteigen. Sie kamen die Treppe herauf, und bald darauf meldete man der Oberhofmeisterinn einige Herren vom Hofe Seiner Majestät, welche den Auftrag hätten, die kaiserliche Braut an der Grenze des Erzherzogthums Österreich zu bewillkommen, und um die Erlaubniß derselben vorgestellt

zu werden bäthen. Es war ein kitzlicher Augenblick; denn in unsern Verhaltungsbefehlen stand nichts von einer solchen Bewillkommung, auch waren Ihro Durchlaucht durchaus nicht darauf vorbereitet. Aber sey es, daß ein lebhafteres Vorgefühl in meiner kaiserlichen Gebietherinn sprach, sey es, daß Neugierde sie trieb, sie nahm es auf sich, die Herren vorzulassen, und Fürst Dietrichstein bekam den Auftrag, sie einzuführen. Sie traten ein, lauter junge wohlgebildete Herren in kostbaren, aber für die Reise geschickten Campagne-Anzügen. Der Fürst nannte sie uns; einen Grafen Harrach, Brenner u. s. w., lauter wohlbekannte Nahmen, und endlich einen Grafen von Falkenstein. Bey Nennung dieses letzten Nahmens, der mir fremder klang, sah ich die Prinzessinn einen scharfen Blick auf den bezeichneten Cavalier werfen, und eine flüchtige Röthe über ihr Gesicht gleiten, so wie es mir schien, dieselbe Bewegung in den Zügen des jungen Mannes zu sehen.

Das befremdete mich nicht wenig; ich beobachtete ihn daher sehr genau. Es war ein junger Mann von etwa 25 bis 26 Jahren, von mittlerer Größe, schlankem Körperbau, und ernsten aber feinen und bedeutenden Gesichtszügen,

die man wohl hübsch hätte nennen können, wenn nicht die Unterlippe zu stark gewesen wäre.

Nun was war es mit diesem Grafen Falkenstein? rief Katharine.

Nur Geduld, mein Kind! antwortete die Oberstinn: Ihr werdet gleich hören. Die Cavaliere näherten sich, einer nach dem andern, meiner Gebietherinn, welche sich auf einem mit dunkelrothen Sammt überzognen, und mit goldnen Franſen reich besetzten Armsessel niedergelassen hatte, und jedem Cavalier, wie er sich auf ein Knie vor ihr niederkniete, die Hand mit vieler Anmuth zum Küssen reichte. Graf Falkenstein war der letzte. Auch er nahte nun, und ich glaubte einige Verwirrung in seinen Zügen zu lesen, welche von einer ihnen sonst nicht gewöhnlichen Lebhaftigkeit beseelt schienen. Ich sah ihn scharf an. Jetzt senkte auch er ein Knie, und empfing die Hand der Prinzessinn; sein Aug erhob sich mit einem wunderbaren Ausdruck, der wie ein aufgehender Lichtstrahl sich schnell zeigte, und schnell wieder in dem gewohnten Ernst erlosch. Plötzlich sah ich meine Frau sich mit Heftigkeit und glühender Röthe im Gesichte erheben, und sich vor dem Grafen, der schnell wieder aufgestanden war, mit einer Be-

wegung verneigen, als wollte sie sich in die Kniee senken. Der Graf verhinderte es, indem er sehr ehrerbiethig, aber sehr eifrig ihre beyden Arme faßte, und nun beyde Hände, eine nach der andern, mit lebhafter Bewegung an seine Lippen drückte. Erstaunt, betroffen, sahen wir alle auf diese befremdende Scene hin, die nur einige Secunden gewährt, aber so vieles enthalten hatte, was unsere Verwunderung erregen konnte; doch ehe wir noch nach der Lösung des Räthsels fragen konnten, wurde es uns mit den Worten erklärt, daß es der Monarch, der glückliche Bräutigam selbst, sey, den seine verliebte Ungeduld der Erwählten früher entgegen geführt, als es eigentlich die Etikette der beyden Höfe bestimmt hatte. Unter seiner Verkleidung hatte er sie unbemerkt zu sehen gehofft; aber die Ähnlichkeit der Züge des jungen Grafen mit dem ihr vom Wienerhof übersandten Portrait ihres künftigen Gemahls, und des fremden Cavaliers etwas verlegenes Wesen hatten schon im ersten Augenblick sie etwas ahnen lassen; wie aber der Unbekannte ihre Hand fassend es wagte, sie zärtlich zu drücken, und zugleich ein ausdrucksvoller Blick diese Handlung sowohl erklärte als entschuldigte, da erkannte die Prinzessinn

ihren Gemahl, und gedachte sich vor dem ersten Monarchen der Christenheit auf ihre Kniee niederzulassen, welches aber der Kaiser aufs artigste zu hindern bemüht war.

Ach, das ist hübsch, rief Katharine: Der Kaiser kommt verkleidet zu seiner Braut, drückt ihr die Hand, und sie erkennt den Geliebten; das ist ja wie in den Geschichten von Rittern und Prinzessinnen.

Allerdings, fiel die Generalinn ein: Wenn man den Herrn jetzt sieht, sollte man kaum glauben, daß er eines solchen jugendlichen Streiches je fähig gewesen.

Meine Tochter! sagte die Matrone: Es war auch ein Jugendstreich, wie du es nennst, und wenn gleich mit Anmuth und zartem Sinn ausgeführt, so will es mich doch jetzt bedünken, als wäre er nicht ganz der Würde eines deutschen Kaisers und Monarchen so großer Länder gemäß. — Damahls freylich — ich war 23 Jahre alt — urtheilte ich, wie Fräulein von Volkersdorf, und fand den Gedanken allerliebst.

Das ist er auch, Mutter, ich sage es euch, erwiederte die Generalinn: und der Kaiser darf jetzt bey der nächsten offenen Tafel noch einmahl so ernst darein sehn, und in dem mit schwarzen Spitzen fri-

sirten Kleid noch so unbeweglich da sitzen, ich will an den Auftritt in Schottwien denken, und nur den Grafen von Falkenstein in ihm sehn.

Aber was war es denn mit der Brillantrose? fragte Katharine mit lebhafter Neugierde.

Ja, ich bin mit meiner Erzählung noch nicht zu Ende. Als die höchsten Herrschaften sich so, wie ich es erzählt, zu gegenseitiger Freude aufs liebreichste erkannt und gegrüßt hatten, ließ meine gnädigste Frau alsogleich die kostbaren Geschenke herbey bringen, welche sie für ihren erlauchten Gemahl bestimmt, und, in so weit es weibliche Arbeiten waren, selbst an ihre Verfertigung Hand angelegt hatte. Unter ihnen befand sich ein Hut, mit überaus feinen hochrothen Federn umrändert, und mit einer Rose von auserlesenen Brillanten als Hutknopf verziert. Der Kaiser zeigte sich sehr erfreut über alle die herrlichen Gaben, und ließ den Hut, der ihm sonderlich wohlgefiel, nicht mehr aus der Hand, ja als es nun zum Abschied kam, gab er den seinigen mit den übrigen Geschenken seiner fürstlichen Braut einem der Kammerherrn, um Alles nach Wien zu bringen; jenen Hut aber nahm er mit sich, und als wir den vor dem Haus Aufsitzenden zusahen, hatte er

ihn auf und schien sich sehr wohl in dem ihm werthen Schmucke zu gefallen. Aber noch ehe er in der Neustadt ankam, gewahrte Graf Czernin, sein Kammerherr, daß die brillantne Rose verloren war. Man schickte sogleich Reitende zurück, und in den umliegenden Dörfern wurde der große Verlust verkündet; wirklich auch brachte nach mehreren Tagen ein Bauer aus Gloggnitz, wie es hieß, den Juwel in die kaiserliche Hofburg, und empfing eine angemessene Belohnung.

Nun so war ja das Brautgeschenk wieder in die rechten Hände gekommen? sagte Katharine.

Ja, aber nur nach Gefahr und Sorge. Es gab Manche, die diesen Zufall für eine Vorbedeutung einer noch größeren, und auch glücklich abgewendeten Gefahr ansehen wollten. Man sagte nähmlich: einige Ungrische Malcontenten hätten von dem Ritt des Monarchen nach Schottwien, und von der geringen Anzahl seiner Begleiter Nachricht bekommen, ihm aufzulauern, und sich seiner geheiligten Person zu bemächtigen gedacht, und nur die außerordentliche Eile, mit welcher ein verliebtes Verlangen den Kaiser auf seiner Reise getrieben, habe jenen unseligen Anschlag vernichtet.

So hat ihn also die Liebe bewahrt! rief Katharine: Das ist schön!

Wenn ihr es also auslegen wollt, mein Fräulein! fuhr Frau von Preysing fort: Mir kam es anders vor. Es fiel mir wie eine schwere Ahnung aufs Herz, als wir noch denselben Abend in Neustadt von dem Verlust dieses Juwels hörten. Es war dem Kaiser das Liebste, und vielleicht unter den übrigen Prachtstücken das Kostbarste. Er verlor es bald — so verlor er auch bald, die ihm von Allem, was er besaß, das Liebste und Kostbarste war, seine Gemahlinn.

Aber die Brillant-Rose fand sich ja wieder! sagte die Generalinn.

Man sagte es allgemein. Manche indessen gab es, die behaupten wollten, die verwitwete Kaiserinn Mutter habe, als sie den Verlust vernommen, und den Trübsinn ihres Sohnes gesehen, der in seinem ernsten Gemüth vielleicht eben so dachte wie ich, mit der Oberhofmeisterinn der Infantinn heimlich Rücksprache genommen, eine zweyte Brillant-Rose nach der Zeichnung der ersten, welche sich glücklicherweise noch in den Händen der Oberhofmeisterinn befand, machen, und ihrem Herrn Sohn auf eine glaubliche Art zustellen lassen. Wie dem immer sey,

seine Frau ward ihm bald entrissen, und sie wird er erst dort wieder finden, in der rechten Heimath, die sich einst dem Kaiser wie dem Unterthan am Ende der Reiche öffnet, so wie er das auf dem Weg verlorne Juwel in seiner Hofburg wieder fand.

So endigte sich dieß Gespräch, und diese und manche solche Unterhaltungen führten endlich dazu, Katharinen immer heimischer in diesem Hause, und die beyden Frauen dem reinen, unschuldsvollen, und doch so verständigen Mädchen immer geneigter zu machen. Aber auch die vorgefaßte Meinung, daß sie nicht fürs Kloster tauge, und die Liebe ihrem Herzen nicht ganz fremde sey, wurde beyden Frauen immer deutlicher. So offen auch Katharinens Charakter war, hatte sie es noch nicht über sich vermocht, von den Geheimnissen ihrer Brust oder ihren Familienangelegenheiten, wie sonst wohl fröhliche, junge Mädchen pflegen, zu sprechen. Jetzt aber stand ihr doch eine Mittheilung dieser Art bevor, und gerade über einen Punct, über den sie sehr ungern sprach: nähmlich über Ludmillen. Es war allmählich Zeit, den Brief derselben zu beantworten, der schon seit mehreren Wochen in Katharinens Händen war; aber es hatte lange be-

durft, bis der unangenehme Eindruck, den er auf ihr Herz gemacht, so weit verklungen hatte, daß die Rücksicht auf schwesterliche Pflicht wieder die Oberhand gewann, und sie sich mild genug gegen beyde Gatten gestimmt fühlte, um die sonderbare Epistel ohne Bitterkeit zu beantworten. Sie überging dabey alles, was ihr eignes Verhältniß zu Zriny betraf, berührte überhaupt die Vergangenheit wenig, und begnügte sich bloß von ihrem und ihrer Mutter jetzigen Befinden, und andern Familiennachrichten zu sprechen, wobey ein geheimer Stolz sie vermochte, jede Klage über das ihr um Ludmillens willen aufgedrungene Schicksal und ihre zerstörte Hoffnung zu vermeiden. Der Brief gerieth daher etwas kurz, aber er sprach ein schwesterliches Gemüth aus, und war ganz dazu geeignet, wenn es Ludmillen in ihrer jetzigen glänzenden Lage Ernst war, mit ihren fernen Verwandten im freundlichen Verkehr zu bleiben, dieß zu unterhalten.

Nun handelte es sich aber um die Art und Weise, diesen Brief durch die Generalinn an den französischen Bothschafter zu befördern, zu welchem Katharinen, die äußerst eingezogen lebte, kein anderer Weg übrig blieb. Katharine überlegte lange und ernstlich. Daß sie eine Schwe-

ſter gehabt, daß dieſe auf eine unbegreifliche Art verſchwunden, das konnte, wie ſie leicht vermuthete, den Damen des Hauſes nicht verborgen geblieben ſeyn, und daß man nie mit ihr darüber geſprochen, war ſehr natürlich aus jener Schonung zu erklären, welche feinfühlende Menſchen gern gegen Andere über Dinge beobachten, deren Erwähnung für dieſe etwas Schmerzliches oder gar Beſchämendes hat. Es war alſo vorauszuſetzen, daß, wenn Katharine der Generalinn den Brief an eine bisher nie genannte Frau von Villecamp in Paris gäbe, dieſe den Zuſammenhang vermuthen, und ihrer jungen Freundinn eine ſo überflüßige Zurückhaltung nur übel nehmen könnte, beſonders da es in ihrer Macht ſtand, über jene Frau, an welche der Brief lautete, Erkundigungen im Hauſe des Bothſchafters, und bey ſo vielen hier anweſenden Franzoſen einzuziehen. Sie beſchloß daher, mit der nöthigen Vorſicht der Generalinn zwar zu entdecken, daß jene Frau von Villecamp ihre Schweſter ſey, ſie aber zu bitten, daß ſie vor der Hand nicht weiter in ſie dringen, und ihr erlauben möchte, über die übrigen Verhältniſſe derſelben jenes Stillſchweigen zu beobachten, das ihre Schweſter ſelbſt von ihr verlangt,

und das aufs genaueste mit wichtigen Familienverbindungen zusammenhinge.

Die Generalinn nahm den Brief, umarmte Katharinen, und versprach ihr, nicht allein den Brief aufs beste zu besorgen, sondern auch nicht weiter in ihr Geheimniß zu dringen, das sie mit billiger Anerkennung ehren wolle.

Auch gab sie wirklich bey der nächsten Assemblee dem Bothschafter den Brief selbst mit einer dringenden Empfehlung. Der Bothschafter besah die Adresse, und lächelte sonderbar: Kennt ihr diese Frau von Villecamp, gnädige Frau?

Durchaus nicht. Der Brief wurde mir bloß zur Bestellung übergeben, weil man dachte, ich würde den kleinen Anspruch an Eure Gefälligkeit machen dürfen, euch seiner anzunehmen.

Ihr machet mich stolz, gnädige Frau, indem Ihr mir Gelegenheit verschaffet, Euch einen, wenn auch den kleinsten, Dienst zu leisten. Der Brief und seine treuste Überantwortung soll mir eine Angelegenheit seyn; und daß er nicht von Euch gerade, oder Jemand, der euch nahe anging, käme, war mir auf den ersten Augenblick klar.

Wie so? fragte die Generalinn lebhaft.

Je nu! Ich kenne Euren Geist, Eure Welt-

erfahrung; aber ich schmeichle mir auch, mit den Grundsätzen bekannt zu seyn, welche die Gräfinn von Dünewald seit ihrem Eintritt in die große Welt geleitet haben, und so glaube ich mit Zuversicht versichern zu können, daß, wenn Euch diese Frau von Villecamp auch dem Nahmen oder der Person nach bekannt seyn möchte, Ihr doch durchaus in keinerley Verbindung mit ihr stehen würdet.

Und warum nicht? Ich habe schon gesagt, daß ich diese Frau durchaus nicht kenne. Aber ich möchte doch wissen, warum ich sie auch nicht kennen sollte oder dürfte; denn das scheint mir so ziemlich aus Euren Reden, Herr Marquis, hervorzugehn.

Weil — nun, meine Gnädige, weil Frau von Villecamp zu den Frauen gehört, die das Gerücht etwas seltsam von sich sprechen machen, und die sich über das Qu'en dira t'on so ziemlich erhoben zu haben scheinen.

Sie hat also einen schlimmen Ruf? fragte die Generalinn etwas schneller, als sie selbst gewollt hatte, denn sie hätte gern ganz unbefangen geschienen; und jetzt gab der Antheil, den sie an Katharinens Schwester nahm, ihrem Ton wider ihren Willen eine größere Lebhaftigkeit.

Eine sehr natürliche Ideenverbindung ließ indessen den Bothschafter in dieser heftigeren Rede nichts als die Besorgniß eines zarten Ehrgefühls sehen, das von dem Gedanken, auch nur in dem fernsten Verhältniß zu einer zweydeutigen Person zu stehn, aufgeschreckt wurde.

Mit beruhigendem Tone erwiederte er daher: So arg ist es nicht, gnädige Frau! Aber sie gehört zu den Frauen, die sich ein wenig über die Formen hinausgesetzt haben. Ihr Haus ist der Sammelplatz der schönen Geister, der Künstler, glänzenden Frauen und geistvollen Männer.

An diesem letzten sehe ich nichts Übles. Das thut in Paris so manche anständige Frau, deren Verhältnisse es erlauben; und das ists eben, was die Societät dort so angenehm, und den Einfluß unseres Geschlechts auf den geselligen Ton, wie auf die Bildung der Männer mächtig und wohlthätig macht.

Gewiß — aber ich hatte die Ehre Euch zu sagen, daß Frau von Villecamp sich über die Formen wegsetzt.

Und was versteht Ihr darunter, Herr Marquis?

Je nu — was man eben unter Formen

versteht. Die Form ist die äußere Gestalt unseres Seyns und Wirkens in der Welt, nach welcher wir unser Betragen und die Welt ihr Urtheil über uns einrichten muß. Diese muß daher vor allem deutlich zu erkennen, und den hergebrachten Gesetzen gemäß seyn. Der Frau von Villecamp aber beliebt es, bisher die Welt eben über diese Form ihrer Erscheinung in einiger Ungewißheit zu lassen.

Wie so?

Weil man nicht recht weiß, wer sie ist, noch wer sie war.

Sie soll die Witwe eines Niederländischen Offiziers —

Und aus Deutschland gebürtig seyn, fiel der Gesandte ein. Das ist die kurze Auskunft, welche sie allen, die sich darum bekümmern, zum Besten gibt. Aber glauben Sie denn nicht, daß eine Frau von so vielem Reiz und Geist, als diese Frau von Villecamp, die plötzlich wie aus den Wolken gefallen in Paris erscheint, Adressen an einige ansehnliche Häuser, und Geld hat, um mit Anstand, ja mit einem gewissen Glanz aufzutreten, Aufsehen genug gemacht und die Welt aufgefordert habe, sich um sie zu bekümmern?

Das begreife ich

Nun, und da hat man sich denn erkundigt. Es hat Neugierige, es hat — Unbescheidne, wenn Ihr wollet, gegeben, die sich über das Regiment, wobey der selige Herr Gemahl gestanden haben sollte, über die Provinz, worin man gelebt, über die Stadt, in der man gebohren worden u. s. w., etwas nähere Auskünfte zu verschaffen versuchten, und da wollten denn die Nachrichten nicht recht in einander passen.

Das kann eben sowohl Zufall, oder Mangel an richtigen Nachweisungen seyn; denn ich denke doch, man wird sich mit diesen Fragen nicht an Frau von Villecamp selbst gewendet haben.

Das wohl nicht, auch wäre es eben nicht nöthig gewesen. Manche Dinge lassen sich ohne Zauberey errathen, und wenn man auch nicht jedes geheime Motiv weiß, so läßt sich doch genug vermuthen. Das Verhältniß, in welchem diese Frau zu dem Grafen von Zriny steht —

Zriny? Doch nicht der Kammerherr? der Schwager des Tököly?

Derselbe, ein junger Ehrgeiziger voll Plane, voll Bestrebungen, eben so unternehmend bey Weibern, als in seinen hochfliegenden Entwürfen. Man sagt sich ins Ohr, er habe diese sogenannte Niederländische Witwe nach Paris

gebracht — sie sey ein ungrisches Fräulein, das er entführt.

Ein schneller Lichtstrahl zuckte vor der Gräfinn auf, sie fragte weiter, und erfuhr endlich alles, was man sich in Paris lästerliches und lächerliches über die Schwester ihrer jungen Freundinn zu sagen erlaubt hatte, und das Ganze lief darauf hinaus, daß die Bessergesinnten an eine heimliche Heirath glaubten, indeß der große Haufe Ludmillen unter die Classe der ausgehaltenen Weiber rechnete, und der Ton, den man gegen sie beobachtete, dadurch bestimmt wurde.

Die Generalinn hüthete sich wohl, Katharinen mit dem ganzen Umfang der Nachrichten, welche sie erhalten hatte, bekannt zu machen; aber ihre eigene Neugierde war zu sehr gereizt, als daß sie es nicht hätte versuchen sollen, etwas Näheres zu erfahren. Es wurde ihr auch eben nicht schwer, aus dem arglosen, und nur an Recht und Wahrheit glaubenden Kinde manches zu locken, was ihre Vermuthung beynahe zur Gewißheit erhob; ja sie erfuhr Vieles, was diese gewiß selbst nicht sagen wollte, und gewiß nicht verrathen zu haben meinte. Der klugen, welterfahrnen Frau genügte ein Wink, ein entschlüpfter Ausdruck. Sie wußte beynahe Alles,

was sie zu wissen verlangt hatte; aber sie ließ es Katharinen nicht merken, sondern rieth ihr nur, dieser Frau von Villecamp und ihrer, wenn auch noch so fernen, Bekanntschaft mit derselben in Gesellschaften gar nicht zu erwähnen, und selbst bey Veranlassungen nichts dergleichen zu thun, als kenne sie dieselbe, oder wisse etwas von ihren Umständen. Der geheimnißvolle Schleyer, den ihre Schwester selbst über die Art ihrer Existenz in Paris gebreitet hatte, diente ihr zum wahrscheinlichen Vorwand; im Grunde wollte sie bey der Rolle, welche Ludmille spielte, durchaus ihre junge Freundinn nicht in Verlegenheiten gerathen lassen. Katharine versprach es gern, und hielt auch pünctlich das besonnenste Stillschweigen, so daß die Generalinn sich nicht genug über diese Mischung von kindlicher Unbefangenheit und reifem Ernst, von ungeheuchelter Wahrheitsliebe und kluger Zurückhaltung in dem Charakter ihrer jungen Pflegebefohlnen wundern konnte.

Indessen war es nicht möglich, der Lebensweise in Paris, und einiger sich darauf beziehenden Umstände zu erwähnen, ohne nicht auch die häßliche Kehrseite der großen Welt mit einigen Worten zu berühren. Katharine entsetzte

sich darüber; sie konnte, sie wollte es nicht glauben, daß die Menschen so verderbt, und doch so ungestraft bleiben könnten, als es aus Manchem hervorging, was sie bey dieser und andern Gelegenheit über das Treiben der Großen, Mächtigen und Reichen in der Welt hörte; und es hätte ihr nicht zu verwundern geschienen, wenn Gott von Neuem Feuer vom Himmel hätte regnen lassen, um das Sodoma an der Seine zu verzehren, in dessen verderblichem Abgrunde leider ihre Schwester lebte. Die Generalinn mußte über diesen frommen Eifer lächeln, und versicherte Katharinen, daß es in der Welt durchaus nicht so hergehe, wie Heldengeschichten oder moralische Schriften es schilderten, und Tugend und Laster bey Weitem weder im einzelnen Charakter, noch auch in den vergeltenden Schicksalen so strenge gesondert wären, als es jene zur Ergötzung oder Erbauung darzustellen pflegten. Es hielt schwer, Katharinen dieß glaubwürdig zu machen, und trotz allem, was ihre beyden älteren Freundinnen ihr hierüber sagten, konnten sich des Mädchens strenge Begriffe von Recht und Unrecht nicht mit dem Gange des gewöhnlichen Lebens aussöhnen.

So unangenehm im ersten Augenblicke sol-

che Erfahrungen für Katharinens Gefühl waren, welche nicht sowohl aus Reizbarkeit oder Hang zur Schwärmerey, sondern aus Herzensreinheit und überströmender Güte sich viel zu schöne Vorstellungen von der Welt und den Menschen gemacht hatte, so dienten sie doch sehr, ihren Verstand aufzuklären, und unter der Leitung der würdigen Matrone, welche sich ein Vergnügen daraus machte, des Mädchens bildsamen Geist zu entwickeln, sie in richtigen Ansichten und treffender Beurtheilung allmählich einen genügenden Ersatz für die schöneren Gefühle finden zu lehren, welchen sie bisher so ziemlich die Leitung ihrer Schritte überlassen hatte. Diese geschärfte Beobachtung führte sie im Verlaufe der Zeit auch dahin, das Kloster und das Leben seiner Bewohnerinnen mit ganz andern Blicken zu betrachten. Zwar hatte sie immer davor gezittert, und die dunkle Kirchenmauer, die ernst und hoch, gerade dem Kerker des Amthauses gegenüber, wie eine Scheidewand zwischen Leben und Tod emporstieg, hatte sie bey jedem Blick darauf mit Grauen erfüllt. Indessen hatte sie das Kloster doch für eine Freystätte der Tugend, für einen Hafen der Ruhe gehalten, in welchem ein leidenmüdes Herz nach den Stür-

men des Lebens Frieden finden könnte. Sie hatte an ein dem Gebeth und frommer Betrachtung geweihtes Leben seiner Bewohnerinnen, und ihre Abgezogenheit von allen irdischen Sorgen geglaubt. Eine nähere Bekanntschaft mit denselben durch die öfteren Besuche, welche sie, dem Willen ihrer Mutter gemäß, im Kloster abstatten mußte, zerstreuten nach und nach auch diese schöne Täuschung. Wohl fand sie unter den Klosterfrauen manche reine, fromme Seele, deren in Gott verborgenes Leben jenen Vorstellungen entsprach; aber im Ganzen herrschte keine selige Ruhe, keine wahre Entfremdung von der Welt. Eifersucht, Neid, Hochmuth bewegten auch hier die Gemüther der größern Menge, und jede Nachricht oder Neuigkeit von der Welt, außerhalb ihren Mauern, wurde mit Begierde aufgenommen, und wirkte mit mehr oder minderer Gewalt auf die kleine Anzahl von Menschen, deren Leidenschaften, Wünsche und Kräfte sich in dem engen Raum nur desto lebendiger bewegten.

Das wurde Katharinen immer mehr und mehr klar, und befestigte den längst gefaßten Entschluß, ohne Sandors Einwilligung sich durchaus zu keinem entscheidendem Schritte bestim-

men zu lassen. Auch hatte sie unter dem Schutze der Generalinn angefangen, einige sehr angesehene Häuser ihrer Bekannten zu besuchen. Man hatte sie, um ihrer Begleiterinn willen, im Anfange freundlich aufgenommen, und man fuhr damit fort, sie mit Achtung um ihrentwillen zu behandeln, wie sich das anspruchslose, freundliche Gemüth des Mädchens, ihr richtiger Verstand, ihre Güte im näheren Umgang entfalteten. Diese Anerkennung, welche sie über ihr Hoffen fand, erhöhte ihrerseits Katharinens Vergnügen an diesen Kreisen, gab ihr mehr Zuversicht zu sich selbst, und in dieser Zuversicht auch mehr Freyheit und Sicherheit des Betragens, welches wieder dazu diente, ihre Stellung gegen ihre Umgebungen angenehmer zu machen, und nach und nach den Anstrich übertriebener Ängstlichkeit, den sie aus ihrem einsamen Leben und gedrückten Verhältnissen mit sich gebracht hatte, von ihrer Person abzustreifen.

Mit Vergnügen sah die Oberstinn diese vortheilhafte Veränderung an ihrer Pflegebefohlnen, und beförderte sie, wie sie konnte, nur mit der einzigen Einschränkung, daß sie das Besuchen eines Balles als durchaus unzulässig für

ein Mädchen verboth, das doch einmahl für's Kloster bestimmt war, es mochte sich nun diese Bestimmung noch künftig wenden, wie sie wollte.

Das Ende des Carnevals war indessen auch herangekommen, und da man zu jener Zeit keine Ahnung davon hatte, daß es auch nur möglich wäre, in der Fastenzeit diese weltlichen Unterhaltungen fortzusetzen, so war mit dem Eintreten des Aschermittwochs ein gänzlicher Abschnitt in der Lebensweise der tanzlustigen Welt gemacht, und alle leisen Wünsche und Versuchungen, die sich wohl zuweilen in Katharinens Herzen regten, wenn sie von den Freuden hatte reden hören, welche ihre neuen Bekannten hier oder dort auf einem Ball genossen, hatten nun ein Ende.

Überdieß schien die Zeit selbst im Allgemeinen sich also zu gestalten, daß die Bußübungen der Fastenzeit und die ernsten Betrachtungen über die Vergänglichkeit und Eitelkeit aller irdischen Dinge, welche die Kirche in diesen Wochen ihren Bekennern empfiehlt, vielmehr sich zu der Lage der Umstände schickten, als die heitern Zerstreuungen des Carnevals. Es erschienen nähmlich am politischen Himmel allerley Vorzeichen, welche diejenigen, die sich auf ihre Deu-

tung zu verstehen glaubten, auf wichtige Ereignisse sehr unangenehmer Art, nähmlich auf neue Unruhen in Ungarn, und sogar auf einen nahen Türkenkrieg schließen ließen. Katharine hörte alles das, was der kluge und in den Welthändeln erfahrene Pater Isidor in seinen Gesprächen mit ihrer Mutter angedeutet hatte, jetzt von verschiedenen Seiten vollständiger und näher entwickeln, Tököly's Unterhandlungen mit der Pforte, seine Aufreizungen derselben zum Bruche des Waffenstillstandes, (wie damahls jeder Friede mit dem Erbfeinde der Christenheit genannt wurde, mit dem ein eigentliches Friedensbündniß zu schließen, einer christlichen Macht nicht erlaubt schien) die Rüstungen der Türken u. s. w. Man war am Hofe zu Wien zu gut von diesen Bewegungen unterrichtet, und hatte zu viel von der Macht der Osmannen und dem aufgeregten Zustande der Ungarischen Mißvergnügten zu befürchten, um nicht alle möglichen Vorkehrungen zu treffen, die ein solches Unglück entweder abzuwenden, oder ihm mit Kraft zu begegnen geeignet waren. [4])

Nachdem also die Negociationen des Grafen Caprara, den der Kaiser zu diesem Zwecke schon

im vorigen Jahre nach Constantinopel geschickt hatte, fruchtlos geblieben, ja sogar von dem Großvezier, dem eine astrologische Prophezeyung die Eroberung von Wien zugesichert hatte, mit unwürdiger Kälte waren behandelt worden, und die Berichte dieses Diplomaten von den furchtbaren Zurüstungen der Türken, und der Stärke ihrer Kriegsmacht, die Größe der dringenden Gefahr anschaulich machten, trachtete Leopold sich durch Bündnisse aller Art zu verstärken, und im Innern seiner Staaten die nothwendigen Vorkehrungen zu treffen.

Ein Bündniß mit dem Churfürsten von Bayern, Aufforderungen an die Reichsfürsten, bey einem Kriege, der die Vormauer der Christenheit, Wien, bedrohete, ihre Contingente vollzählig, und mit größter Schnelligkeit zu stellen, und endlich ein Versuch, den König von Pohlen, Sobiesky, den die Stellung seines Reiches und seine Privatverhältnisse zum Racheengel der Türken machten, in den Bund gegen die Pforte zu ziehn, das waren die auswärtigen Maaßregeln, welche der Hof zu treffen suchte, um bey einer dringenden Gefahr sich in den

nöthigen Vertheidigungsstand zu setzen. Werbungen, Magazinirung, und ähnliche Vorkehrungen bothen die vorhandenen Kräfte im Innern auf; und alle diese Anstalten und Bewegungen, so wie sie Jedem mehr oder weniger bekannt waren, erfüllten die Gemüther mit Sorge und Unruhe, und verscheuchten, besonders bey der Generalinn von Dünewald, der, wenn der Krieg zum Ausbruch kommen sollte, eine Trennung von dem geliebten Gemahle bevorstand, jeden Gedanken an Unterhaltung und Faschingslust.

Indessen trieben, wie es bey Annäherung großer, die Welt erschütternder Bewegungen immer zu gehen pflegt, die zwey mächtigsten Leidenschaften des Menschen, Hoffnung und Furcht, auch jetzt ihr Spiel, und die Aussichten auf eine noch mögliche Beylegung der blutigen Entscheidung, oder auf bedeutende Hülfe, um ihr zu wehren, wechselten fast jede Woche ein Paarmahl mit den beunruhigendsten Gerüchten von der Abtrünnigkeit irgend eines Reichsfürsten, von Rüstungen in Frankreich, von der Weigerung oder den ungeheuern Forderungen, welche Sobiesky als Preis seines Beytritts zu machen wage. Vielleicht leben nur Wenige in der ge-

gemwärtigen Generation, die diesen Zustand ängstlicher Spannung und Ungewißheit vor drohenden großen Ereignissen nicht aus eigener Erfahrung kannten. Man wird es daher begreiflich finden, daß auch die Bewohner Wiens vor hundert und fünfzig Jahren von eben denselben Wogen der Ungewißheit hin und her getrieben wurden, bis endlich nach und nach bestimmte und verläßliche Nachrichten von dem Zusammenrücken einer beträchtlichen Reichsarmee, über welche der allgemein verehrte Held, Prinz Carl von Lothringen, den Oberbefehl führen sollte, von der bedeutenden Hülfsmacht, die der Churfürst von Bayern zu stellen gesonnen war, und endlich von der lang erwünschten und lang erwarteten Entscheidung des Königs von Pohlen nach Wien gelangten, und dieß letzte Ereigniß vor allen die sehr gedrückten Gemüther mit Zuversicht und Glauben erfüllte; denn so groß war der Ruhm und die Wirkung der Persönlichkeit dieses Fürsten, daß die bloße Aussicht auf seinen Beytritt und seine thätige Mitwirkung den Bedrängten so viel galt, als die Zusage einer bedeutenden Hülfsarmee.

Mit dem Grafen von Wallenstein, welchen Kaiser Leopold nach Warschau abgesendet hatte,

um jenes wichtige Geschäft zu negociren, und der nun mit der frohen Bothschaft der Zusage in Wien ankam, langte auch ein außerordentlicher Gesandter der Krone Pohlens an, dessen Auftrag dahin lautete, sich mit Sr. kaiserlichen königlichen Majestät über die Maßregeln, wie die geschloßne Allianz den bestmöglichen Zweck auf die kräftigste Weise erreichen könnte, im Nahmen seines Monarchen und der Republik Pohlen zu besprechen.

So hart bedrängt in jenem Zeitpunct auch der Hof und das Land sich fühlte, so achtete doch Kaiser Leopold seinen neuen Bundsgenossen zu sehr, und hatte zu hohe Begriffe von der Würde seiner Kaiserkrone, und seines Hofes überhaupt, um nicht bey dieser Gelegenheit alle jetzt beengenden Gedanken für einen Augenblick bey Seite zu setzen, und den Abgesandten seines erlauchten Freundes mit aller der ruhigen Hoheit und mit all dem Glanze zu empfangen, der sonst in friedlichen Zeiten den Hof dieses Fürsten bezeichnete. Die Antritts-Audienz, die offene Tafel, der Kammerball am Abend, athmeten dieselbe Ordnung, dieselbe feyerliche spanische Etikette, welche man stets den Kaiser und seine Familie

wie einen strahlenden Nimbus umgeben zu sehn gewohnt war; und die Gräfinn von Dünewald, deren Herz bey der Aussicht auf eine Beylegung der Feindseligkeiten, welche der entscheidende Beytritt der Pohlnischen Macht von Seite der Pforte hoffen ließ, sich wieder in fröhlichem Muth erhob, beredete ihre Mutter leicht, daß sie ihr erlaubte, Katharinen auch einmahl zu irgend einer dieser Feyerlichkeiten mitzunehmen, um ihr doch einen Begriff von Hof-Galla, Festen u. s. w. zu geben. Nach längerer Überlegung wurde beschlossen, Katharinen den Genuß der großen Oper zu verschaffen, als eines Schauspiels, welches einzig in seiner Art, viel seltner, als jene gewöhnlichen Hoffeyerlichkeiten, und seiner anständigen Einrichtung wegen am schicklichsten für die künftige Novize schien. Zu dieser Oper ward nach einem ganz neuen Plane das große Wasserbecken in dem Garten des kaiserlichen Lustschlosses, die Favorite, überbaut, *) zu einem eben so geräumigen als prächtigen Theater zugerichtet, und alle nöthigen Vorkehrungen für die Bequemlichkeit und das Vergnügen der zahlreichen Zuseher getroffen worden.

Katharine hörte schon durch mehrere Tage von den Zubereitungen, von den Herrlichkeiten

dieſes Schauſpiels reden, und ihre jugendliche Phantaſie entwarf ſich glänzende Bilder von den nie geſehenen Freuden. Schon die Gelegenheit, eines ihrer ſchönſten Kleider, das ihr im vorigen Jahre ihr Oheim geſchenkt hatte, unter der Anleitung der Generalinn anzuziehn, welche über Haarputz und kleine Verſchönerungen mit Kennerauge wachte, und die Erkenntniß, wie viel ihre an ſich hübſche Geſtalt durch dieſe ſorgſamere Toilette gewonnen hatte, machte einen großen Theil des Vergnügens aus, das jener Tag ihr brachte. Wirklich ſah Katharine ſehr gut aus in dem Kleide von blaßgrünem Seidenſtoff, der ſchwer und reich mit Blumen von bunter Seide und Silberfaden durchwirkt war, und die lange Taille eng umſchließend dann in reichen Falten bis an die Füße herabfloß. Unten herum am Saume des Rockes lief ein Beſatz von Silberſpitzen, die Ärmel waren weit, bauſchicht und öffneten ſich in einer Schweifung am Ellenbogen. Aus dieſem geſchweiften Ende des Ärmels der Manſchette des Kleides fielen eben ſo geſchweifte Manſchetten von feinen Brüſſlerkanten, und der weiße rundliche Arm blickte gar anmuthig aus dieſer koſtbaren Umhüllung hervor. Die eingehängte Schleppe

aber von dunkelfarbigem Atlas war auf beyden Hüften leicht aufgeschürzt, und folgte rückwärts in mahlerischen Falten den Schritten des Mädchens. Eine Krause von schönen Kanten umränderte den weißen Busen, ihn züchtig halb verhüllend, und man wußte nicht, ob einige Schnüre echter Perlen, welche die Oberstinn aus ihrem Geschmeide für diesen Tag hergab, um ihren Liebling zu schmücken, den schön geformten Nacken mehr zierten, oder mehr Zierde von ihm empfingen. Ihr braunes Haar war von der Kammerfrau der Generalinn nach der damahligen Mode vorn an der Stirn in reiche Locken gelegt, die sich über derselben in zwey beträchtliche Spitzen erhoben, zwischen welchen der Glanz des glattgekämmten Scheitelhaares sichtbar war. An den Seiten lag das zarte Gekräusel fester am Kopfe, und war stellenweise von Perlenschnüren niedergehalten, deren bescheidner Glanz sich neben dem glänzenden Braun des Haares gar vortheilhaft ausnahm. An ihrem linken Arm aber hing an einem reichdurchwirkten Band ein schöner Fächer von Perlenmutter, bestimmt, sowohl in der Hitze ihr Gesicht zu kühlen, als in verlegenen oder unausgefüllten Augenblicken ihr zur

bequemen Beschäftigung zu dienen. Ob nun eine Dame der heutigen Welt diesen Anzug vielleicht steif und geschmacklos nennen würde, so war er doch in seiner Zeit schön, und Niemand, der ihn nicht wohlgewählt und anmuthig gefunden hätte. Katharine mußte selbst beyfällig lächeln, als ihr ihre Gestalt aus dem Spiegelglase entgegen strahlte; und ganz zufrieden mit ihrem Aussehn erwartete sie nun die Stunde, wo die Generalinn sie mit dem Wagen abzuhohlen versprochen hatte. Wie dehnten sich nicht die Augenblicke zu Viertelstunden, und diese zu Stunden, für das harrende Mädchen, bis endlich das Rollen des Wagens in der engen Straße — denn dazumahl gab es nicht so viele Equipagen in Wien, wie jetzt — die Annäherung der Generalinn verkündete! Die schwere Staatskutsche mit den hohen Glasfenstern und der fast eyrunden Decke hielt vor dem Hause; der Kutscher saß in seiner Perücke, bordirtem Hut und steifem Rock auf dem Bocke, und zwey Bediente in eben solcher Livree, nebst einem kleinen Mohrenpagen, sprangen von hinten herab, um den Schlag zu öffnen, aus welchem die Generalinn, eine weite schwarze Kappe über das frisierte Haar gezogen, und in ei-

nen langen Hermelin-Pelz gehüllt, den ein reicher Gürtel zusammenhielt, heraus stieg, und die Treppe hinauf eilte. Katharine wollte schon ihre warme Hülle über sich werfen; aber die Oberstinn ermahnte sie zu warten, bis ihre Tochter sie in ihrem Putz gesehn habe. Das geschah denn auch; die Generalinn war zufrieden, die beyden Damen stiegen in den Wagen, die Kutsche fuhr die Himmelpfort- und Kärntnerstraße hinauf, und nun that vor dem Kärntnerthor sich die weite Aussicht auf die umliegenden Vorstädte und die mit Wein- und andern Gärten bepflanzten Anhöhen auf. Es dämmerte bereits, die Gegenstände waren nicht mehr deutlich zu erkennen; auch war das Glacis nicht, wie jetzt, durch viele Wege und leuchtende Alleen von Laternen durchschnitten, für gewöhnlich brannte hier kein Licht, und nur aus den fernen Häusern dämmerte hier und dort ein ungewisser Schimmer. Heut aber waren des Hoffestes wegen eine Menge Pechfackeln angezündet, die von dem Stadtthor an bis weit hinaus in die Favorite den Kutschen eine helle Straße vorzeichneten. Auch sah sich Katharine bald in der Reihe der nach demselben Ziel strebenden Wagen, und langsam, und nur ruckweise, ging die Fahrt vor

sich, nachdem sie einmahl in die Nähe des Schlosses gekommen waren. Ihnen entgegen, auf der andern Seite der breiten Straße, zog eine zweyte Reihe Wagen, und schlug einen Seitenweg ein, um die Verwirrung zu vermeiden. Dieses Schauspiel so zahlreicher Kutschen, glänzender Livreen, welche der Schein der Pechpfannen, und der Fackeln in den Händen der bunten Läufer, die ihrer Herren Kutschen voran eilten, sichtbar machte, endlich in der Nähe des Schlosses die Reiterwachen, das Gewühl der neugierigen Zuseher, die sich an der Pforte der hell erleuchten Favorite drängten, um die Equipagen und die Aussteigenden zu sehen; alles das war für Katharinen eben so neu als erfreuend. An der grossen Treppe hielt nun nach langsamen Vorrücken auch ihr Wagen. Reich gekleidete Bediente in kaiserlicher Livree, viele im spanischem Costüme, den schwarzen mit Gold reich besetzten Flügelkleidern, standen auf der hell beleuchteten Treppe, wo man, wie Katharine erstaunt versicherte, in jedem Winkel zum Spitzen klöppeln hell genug gesehen hätte.

Durch einen langen Gang, den Orangen, Aloen und Granatenbäume zu einer Art von Wintergarten nach dem Geschmack jener Zeit

umschuffen, und den über hundert krystallene Kronleuchter erhellten, ging der Weg zum Schauplatz. Hier erwartete erst Katharinen die größte Überraschung; denn in jenen Zeiten wußte man selbst in den Residenzen kaum von einer stehenden Bühne, und in Preßburg oder Neustadt gehörten solche Unterhaltungen zu dem Feenlande, von dem man nur vom Hörensagen sprach. Sie traten in den Saal, der aufs prächtigste verziert und mit unzähligen krystallenen Lustern, so wie mit spiegelnden Wandleuchtern erleuchtet war, die zwischen rothen goldbesetzten Drapperien angebracht waren. Vorn in der Mitte des Parterres, etwas vom Orchester entfernt, standen die mit rothem Sammt überzognen und mit Gold geschmückten Stühle für die höchsten Herrschaften. Hinter ihnen waren in langen Reihen Stühle und Bänke geordnet und nach den Abstufungen des Ranges den Inhabern der Billete angewiesen. Der Rang ihrer Begleiterinn verschaffte Katharinen einen rothdamastenen Sessel mit hoher Lehne unweit den Plätzen, welche für den Hof bestimmt waren, und nun drangen so viele und so glänzende mannigfache Gegenstände auf einmahl in ihre Sinnen, daß einige Augenblicke ihre Seele nur in

ihrem Auge war. Das reichgeschmückte Proscenium, das Orchester, das Gemählde auf der Courtine, dessen Wälder und Felsen sich zu Katharinens Erstaunen vor dem Luftzug, der zuweilen durchs Haus ging, zu bewegen schienen, selbst der ganz goldne zweyköpfige Adler, welcher in der Mitte an dem Vordertheil der Bühne schwebte, alles das waren für sie niegesehene, und nie gekannte Dinge, und daher eben so viele Gegenstände ihrer Neugierde, welche die Generalinn mit großer Gefälligkeit befriedigte, und sich eben so sehr an der Unerfahrenheit ihrer jungen Freundinn, als an dem oft treffenden Urtheil ergötzte, welches diese in ihrer Unbefangenheit fällte. Ein leises Geflüster, das sich allmählich verstärkte, das Wenden aller Blicke nach dem Eingange, endlich das allgemeine Aufstehn der Versammlung, die sich rings, wie auf ein gegebnes Zeichen, von ihren Sitzen erhob, und eine ehrfurchtsvolle Stille, die jenem Geräusche plötzlich folgte, verkündeten die Annäherung des Hofes. Die Generalinn trug Sorge, ihren Schützling so zu stellen, daß sie alles wohl beobachten konnte, und versprach ihr alle zu nennen, wie sie vorbeyziehen würden. So traten denn zuerst einige Paare der Leibgarde mit

gezognen Säbeln in den Saal; ihnen folgten Hofbediente in schwarzen, mit Gold verbrämten Flügelkleidern. Pagen in hellrother Spanischer Tracht, mit Gold reich besetzt, traten nach diesen ein, und ihren Zug schloß der Ceremonienmeister mit seinem Stabe, und jetzt, umringt und begleitet von einer Menge von Kammerherrn, Ministern in ihrem vollsten Staate, und dem Pohlnischen Gesandten, der mit seiner Suite in der weiten glänzenden Nationaltracht erschien, kam der Kaiser selbst. Gräfinn Dünewald flüsterte dieß ihrer Begleiterinn zu; aber das Bild, das sich ihr jetzt zeigte, war zu verschieden von dem, welches ihre Phantasie sich nach der Erzählung der Frau von Preysing entworfen, als daß sie eine solche Verwandlung sogleich für möglich hätte halten können. Es war ein Mann von mehr als mittlern Jahren, zartem Wuchs und mittelmäßiger Größe, in spanischer Hoftracht. Der Stoff seiner Kleider war schwerer schwarzer Seidenzeug reich mit Gold durchwirket, und dieß Kleid sowohl, als der lange spanische Mantel, der tief bis unter die Kniee reichte, über und über mit goldnen Spitzen besetzt und gleichsam gekräuselt. Eine Halsbinde von kostbaren Brüßlerkanten, die lang

über die Brust herabhing, eben solche Manschetten, und ein Degen, dessen goldner Griff mit Edelsteinen besetzt war, vollendeten den Anzug. In der Hand trug er den spanischen Hut von schwarzem Sammt mit wallenden Federn und brillantner Agraffe; aber trotz dieser Pracht ließen die alternden Züge des blassen Gesichts, die beynahe unbeweglich aus dem Lockenwald der Staatsperücke schauten, und deren natürlichem Ernst eine tief herabhängende Unterlippe fast den Ausdruck der Verdrießlichkeit gab, Katharinen kaum glauben, daß dieß derselbe Prinz sey, der in Schottwien seine Braut auf eine so romantische Weise empfangen hatte. Allein die Ehrfurcht, mit welcher sie diesen Herrn von allen seinen Umgebungen behandelt sah, und daß ringsum keiner unter den Herren war, den sie mit ihrer Idee besser hätte vereinigen können, zwang sie zuletzt das liebliche Bild ihrer Phantasie für diese förmliche strenge Wirklichkeit aufzugeben. Ihm folgte die Kaiserinn Eleonore, ebenfalls aufs prächtigste gekleidet; aber diese verblühte Gestalt, die vielleicht nie schön war, dieser Ausdruck von Strenge und andächtiger Selbstvernichtung, welche unter den reichen Hofgewändern diese Frau mit den Marterinstru-

menten einer Büßerinn, mit Cilicium und stachlichten Bändern an Armen und Füßen umgab, war ebenfalls weit von dem reizenden Bild der jugendlichen Infantinn entfernt, das aus jener Erzählung Katharinen vorschwebte. Doch war sie hier williger, die Verwechslung zuzugeben; denn es war ja nicht dieselbe Prinzessinn, und ungehindert von andern Betrachtungen, ergötzte sich ihr Blick an dem Überfluß von Geschmeide, den kostbaren Stickereyen, Brüßlerkanten, und geschmackvollen Stoffen, welche den Anzug der Kaiserinn und ihrer Damen zu einem sehenswürdigen Schauspiel erhoben. Der Hof hatte nun die für ihn bestimmten Plätze erreicht, und sein Niedersitzen gab das Zeichen, daß auch die übrige Versammlung ihre vorige Stellung wieder einnehmen durfte.

Katharine hatte noch nicht Zeit gehabt, die übrigen Personen des kaiserlichen Gefolges genauer zu betrachten, und wollte jetzt eben die Gräfinn um einige der nächsten Gestalten befragen, als die ersten Striche einer gewaltigen Simphonie, von des Kapellmeisters Fuchs Erfindung, ihr den Mund schloßen, und nun die Macht und der Fluß der Harmonie sich unaufhaltsam ihrer Seele bemächtigten. So wie vor-

hin ihre Seele in ihren Augen gewesen, so schien jetzt, und noch mit mehrerem Genuß, sich ihr innerstes Wesen in Töne aufzulösen, und auf den lieblich wechselnden Wogen der Musik wie in ein nie geahnetes Zauberland von Seligkeit zu dringen. Wie leblos saß sie neben der Generalinn, und nur das schnellere Athmen der jugendlichen Brust, und der lebhaftere Glanz ihrer Augen verriethen die tiefe Bewegung, in der ihr Innerstes sich befand. Jetzt rauschte der Vorhang auf. In prächtigen Kleidern, bey welchen die Formen des Zeitalters Carls des Großen, welche sie nachahmen sollten, auf eine etwas seltsame Art mit dem Geschmack der Zeit verschmolzen waren, so daß die Ritter zwar in Harnischen und Helmen erschienen, unter diesen aber die lange Quarreeperücke bis auf die Brust wallte, und jene sich am Gürtel in eine Art von steifem Reifrocke endigten, stand zierlich gereiht eine Schaar von Tänzern und Choristen unbeweglich auf der Bühne, welche einen herrlichen Saal in Alcinas Pallast vorstellte; denn die Oper hieß: Angelika Vincitrice d'Alcina, und beruhte auf einer Episode aus Arioſts berühmten Heldengedichte, Orlando Furioso. [6]) Die feyerliche Simphonie, welche zur Eröffnung der

Oper gedient hatte, fiel jetzt, als der Vorhang aufgegangen war, in eine fröhliche Tanzmusik ein; und nun erhoben, wie durch einen Zauberschlag beseelt, alle Ritter zugleich den gleichen Fuß, bewegten die Arme in anmuthigen Beugungen, und ein Ballet begann, zu welchem aus den Kehlen der Choristen, die ebenfalls als Ritter gekleidet an beyden Seiten des Theaters gereiht standen, ein freudiger Gesang ertönte, welcher die schöne Königinn in Alcina's Reich willkommen hieß. Nun erschienen in schimmernden Zügen Alcina, Medoro, Rugiero und Bradamante, jedes mit seinem Gefolge, und die Bühne füllte sich mit prächtig gekleideten Gestalten, deren fremdartige Anzüge, Pracht, Gesang und Tanz Katharinen bezauberten und betäubten. Nur langsam erhohlte sie sich von der Gewalt so vieler verschiedner Eindrücke, und vermochte dem Gang des Schauspiels zu folgen, das in etwas wunderlicher Zusammensetzung Angelikens und Medors Abentheuer mit Bradamantens Schicksale, welche ihren Rugiero aus Alcina's Zaubermacht befreyt, vermischte, und endlich noch, um dem anwesenden Hofe ein Compliment zu machen, einen heiligen Lorberhain oder Baum einflocht, der eine sinn-

reich schmeichelhafte Anspielung auf den Ruhm des Kaiserhauses war, und den zu suchen und zu sehen die schöne Königinn von Catay, Angelica, eigentlich nach der Zauberinsel gekommen war, wo schon Medor und Ruggiero gefangen und bezaubert sich aufhielten, und wo die Feye nicht nur die bewaffnete Macht ihrer Unterthanen, sondern auch die Ungeheuer des Meeres und all ihre Zauberkünste aufboth, um jene beyden Ritter in ihrem Gewahrsam zu behalten, und Bradamantens und Angelikens Versuche zu vereiteln.

Wenn schon das erste Chor, mit dem Ballete vereinigt, Katharinen in hohes Erstaunen gesetzt hatte, so vermehrte sich dieß noch um ein Großes, als die Personen des Schauspiels, deren Charakter und Schicksale, obwohl Ariost sie schwerlich für die Geschöpfe seiner Phantasie erkannt haben würde, ihr aus dem Programe, das man Deutsch und Italienisch vertheilte, bekannt wurden, ihre Reden in Recitativen deklamirten, und den bewegten Vortrag mit einer Arie schlossen. Davon hatte sie keine Vorstellung gehabt, und sie fühlte sich in einer bezauberten Welt, deren wunderbare Geschöpfe sich einander statt der kalten Sprache durch Tö-

ne und Harmonien mitzutheilen, und so sich vom Boden der gemeinen Wirklichkeit zu höhern Sphären zu erheben schienen. Der Chor und Ballet der Furien, welche Alcina zu ihrer Vertheidigung herauf beschworen hatte, und die mit den lodernden Fackeln, welche sie im künstlichen Tanze verwegen um sich schwangen, Katharinen die lebhafteste Angst vor Feuersgefahr einjagten, schloß den ersten Act, der Vorhang rauschte nieder, der Kaiser klatschte in die Hände, und gab dadurch das Zeichen, daß auch die gegenwärtige Versammlung ihr Wohlgefallen auf diese Art äußern dürfe. Das erfolgte denn auch, und während der Saal damit beschäftigt war, sammelte Katharine ihre betäubten Geister, war wieder fähig, um sich herum zu sehen, mit ihrer Begleiterinn von der unbeschreiblichen Herrlichkeit des eben Gesehenen zu sprechen, und sie nun, da die Eindrücke der nächsten Gegenstände wieder Eingang in ihre lebhaft erregte Seele fanden, zu bitten, daß sie ihr einige der wichtigsten Personen des Hofes und Adels, die sich nicht fern von ihnen befanden, nennen möchte.

Katharinens Augen folgten den leisen Andeutungen der Generalinn, aber ihr Geschmack stimmte nur selten mit der Wichtigkeit der Per-

sonen überein, und die bedeutendsten Herren, Minister, Feldmarschälle u. s. w. des damahligen Kaiserhofes, ein Lobkowitz, Montecuculi u. s. w. welche die Generalinn nannte, schienen ihr viel weniger des Ansehens werth, als einige schöngeputzte Hoffräulein, und jene schmucken Jünglinge in spanischer Tracht mit Flügelkleid und Federhut, die Edelknaben, die hinter den Stühlen der höchsten Herrschaften standen, jedes Winks ihrer Gebiether gewärtig.

Indem sie ihre Augen so von Gestalt zu Gestalt gleiten ließ, und musternd die Reihen durchlief, fiel ihr Blick plötzlich auf einen Gegenstand, der ihr Inneres auf eine eben so überraschende als heftige Weise erschütterte. Sie blickte noch einmahl hin, sie beugte sich vor, um recht zu sehen — keine Täuschung war möglich. Zriny, ihrer Schwester Vermählter, der Mann, der gewaltsam auf ihrer beyden Schicksal eingewirkt hatte, stand im prächtigsten Ungarischen Costüme unweit von ihr, und unterhielt sich lebhaft mit einer Dame, welche wohl nicht durch Schönheit, aber durch auffallende Pracht des Anzugs sich vor Vielen auszeichnete. Katharinens Aufmerksamkeit war aufs äußerste gespannt, sie sah unverwandt hin, und jetzt wandte sich

Zriny gegen die Seite, wo seine Schwägerinn saß. Eine augenblickliche Bewegung zuckte über sein Gesicht. Katharine erwartete mit Sicherheit seinen Gruß, oder seine Anrede, und schickte sich an, sie anständig aber nicht allzufreundlich zu beantworten, als er sich mit der entschiedendsten Fremdheit, wie von einer völlig unbekannten Person, wieder von ihr abwandte, und sein Gespräch mit seiner Nachbarinn fortsetzte. Das kam Katharinen unbegreiflich vor, und sie wußte sich's im ersten Augenblick nicht anders zu erklären, als daß er sie durchaus nicht hier vermuthet, und also nicht erkannt habe. Aber er sah wieder, und abermahl auf sie; sie saß ihm so nahe; damahls gab es keine Kurzsichtigen aus Mode, und Zriny hatte gute Augen, das wußte sie. Was konnte also die Ursache dieser Ungezogenheit seyn? Tief beleidigt gab sie allerley ärgerlichen Gedanken Raum, als ein Gespräch hinter ihr ihre Aufmerksamkeit fesselte.

Eine ältliche Dame sagte zu ihrer jungen Nachbarinn: Seht doch, wie Graf Zriny heut der stolzen Nichte des Ministers ** den Hof macht! Ich habe neulich gehört, er würde sie heirathen.

Wo denkt ihr hin? Das häßliche Geschöpf! erwiederte die Andere.

Je nu! Häßlich ist sie wohl, aber für einen Menschen, der wenig Vermögen hat, wäre sie doch eine gute Parthie. Sie hat Geld, das deckt manche Pockennarbe in ihrem Gesichte zu.

„Ich glaube nicht, daß Zriny so niedrig denkt, ein so unangenehmes Weib, wie diese Comtesse **, bloß um ihres Geldes willen zu heirathen.“

Da kennt ihr ihn nicht. Zriny ist erschrecklich eitel, seine Gedanken stehen nur nach Einfluß, Rang und Ansehn. Wer kann ihm das besser verschaffen, als der reiche und mächtige Onkel des Mädchens? O mit der Aussicht auf eine Präsidenten- oder Gouverneurs-Stelle in irgend einer Provinz kann man sich schon über einen häßlichen Eheschatz trösten!

„Diese Stellen werden Zriny wahrscheinlich nicht entgehn, auch ohne des Ministers Protection. Er ist des Kaisers Liebling, er hat alles, was erforderlich ist, eine brillante Carriere zu machen, Geist, Annehmlichkeit, Gewandtheit und eine schöne Figur.“

Ey! Ey! Wie beredt ihr im Lobe des Grafen seyd!

„Ich lasse ihm nur Gerechtigkeit über die Vorzüge widerfahren, die die ganze Welt mit mir anerkennt; denn da ist doch Niemand, der daran zweifelt, daß Zriny sein Glück bald machen, und dann unter den besten Partheien zu wählen haben wird.“

Warum nicht gar! Er hat kein Vermögen, die meisten Güter seiner Familie sind eingezogen, und es wird sich doch Mancher bedenken, sein Kind einem Manne zu geben, dessen Vater durch Henkers Hand gestorben ist.

„Diesen Vorwurf, wenn es ja einer ist, hat des Kaisers Gunst und erklärte Liebe für den Sohn längst von seinem Nahmen getilgt. Gewiß, ich sehe nicht ein, wie man dessen noch gedenken könnte, nachdem der Monarch es ganz vergessen zu haben scheint.“

Geht! Geht! Ihr seyd zu eingenommen für den Zriny. Es geht euch eben wie Vielen. Er hat mancher den Kopf verrückt. Er legt es auch darauf an, und möchte gern, daß alle in ihn verliebt wären, und sich Hoffnung auf ihn machten.

„Diese Rede könnte mich beleidigen, wenn ich nicht das Bewußtseyn hätte, daß sie mich gar

nicht trifft, und um euch zu beweisen, daß ihr mir groß Unrecht thut, sage ich euch, daß ich von verläßlicher Hand weiß, daß Zriny bereits verheirathet ist, und daß es also mit jenen Hoffnungen, wenn ich sie nähren wollte, nichts wäre."

Verheirathet? Was fällt euch ein!

„Ja, in Paris mit einer Niederländerinn."

Ach! Ich weiß, ich weiß! Ich habe auch davon gehört; Frau von Villecamp, oder Vieurcamp — so ein Nahme. Glaubt das nicht, daß er mit dieser Person verheirathet ist. Sie ist seine Mätresse, nichts weiter.

„Nicht doch. Sie ist die Witwe eines Niederländischen Offiziers, eine Frau voll Geist und Anmuth, wie ich gehört habe, in deren Haus sich alles sammelt, was auf Witz und Geist Anspruch macht."

Ja, das will ich glauben, daß sie hübsch ist. Eine Häßliche taugt nicht zu diesem Berufe. Aber ich versichere euch, und ich weiß es aus guter Quelle, es ist eine verworfene Creatur, und keine Frau, die auf ihren Ruf hält, geht mit ihr um. Männer mögen wohl zu ihr kommen, auch solche Personen unsers Geschlechts, die von gleicher Denkart sind; aber übrigens wird sie mit der Geringschätzung behandelt, die sie verdient.

„Aber wer soll diese Person eigentlich seyn? Was wißt ihr von ihr?“

Eine entlaufene Nonne, die er aus dem Kloster entführt, und in Paris einstweilen in Pension gegeben hat, bis er selbst hinkommen, und nun mit ihr das Leben führen konnte, wie man es eben mit solchen Weibern führt. Ey, sagt mir doch, wenn er verheirathet wäre, warum wohnte er denn nicht mit ihr zusammen? Warum führte sie seinen Nahmen nicht?

„Das können Familien-Rücksichten —“

Ihr seyd sehr gefällig, wenn ihr so was glaubt. Es ist weiter nichts als eine gewöhnliche Liebesintrigue, deren er schon mehrere gehabt hat, und die so lange dauern wird, als ihm das Weib gefällt. Dann läßt er sie sitzen, findet sich allenfalls mit einem Stück Geld ab, und sie geht in die Hand eines Andern über.

„Das scheint mir doch nicht ganz so. Wenigstens muß er ihre erste Liebe gewesen seyn, wenn sie vorher Klosterfrau gewesen ist.“

Klosterfrau?

„Nun, oder Pensionäre in einem Straßburgischen Kloster. Das wollen wir so genau nicht nehmen. Eine Person aber, die mit einem Man-

ne durchgeht, die sich von ihm aushalten läßt, und wenn sie wirklich mit ihm verheirathet wäre, doch einwilligt, vor der ganzen Welt als seine Mätresse zu erscheinen, muß wenigstens kein Tugendspiegel seyn. Welches rechtschaffene Weib würde sich zu einer so erniedrigenden Rolle entschliessen!"

Bis hierher hatte die ältliche Dame gesprochen, und, ohne daß sie es ahnte, durch jedes ihrer Worte einen Stachel in Katharinens Herz gedrückt, als sich die Accorde von der Symphonie des zweyten Aktes hören ließen, und ein lautes: St! St!, welches hinter ihnen ertönte, den Sprechenden Stillschweigen auferlegte. Sie verstummten; aber Katharine hatte genug gehört, um zu beurtheilen, in welchem entwürdigenden Lichte ihre Schwester erschien, wie hart man über sie absprach, und wie wenig Glück aus der räthselhaften Verbindung mit diesem Manne hervorgegangen war, der sich seiner Bande hier zu schämen, andere Verbindungen zu suchen schien, und durch sein Benehmen einen so verdächtigen Schein auf diejenige werfen konnte, mit der er doch nach Ludmillens eigenem Geständniß rechtmäßig vermählt war, und die um seinetwillen so vieles geopfert hatte.

Diese düstern Gedanken raubten den Scenen des zweyten Aktes, welche sich nun vor Katharinens Augen entfalteten, manches von dem Zauber, welchen sie sonst über dieselbe ausgeübt haben würden. Denn der Anblick zweyer Inseln, zwischen welchen die wirklichen Wellen des Teiches, über dem das Theater erbaut war, erschienen, mehrere prächtige Schiffe, die sich auf diesen Fluthen mit Rudern bewegten, ein großer feuerspeyender Berg, der auf Alcinas Geheiß sich näher bewegte, sich dann öffnete, und ein Ungeheuer gebar, das Angeliken, welche an einen Fels des Ufers gebunden war, verschlingen sollte, dann dasselbe Ungeheuer durch den Schild, welchen Ruggiero trug, versteinert, und zuletzt auf des Zauberers Atlantes Befehl in zwey Schiffe verwandelt — dieß alles vereint mit dem Reiz der Musik, des Spiels und glänzender Costüme wäre wohl im Stande gewesen, das sprachlose Erstaunen, worein der erste Akt das unerfahrne Landmädchen versetzt hatte, zu vermehren, oder zu verlängern. Aber Katharinens Gemüth war befangen. In der bösen Zauberinn und ihren trüglichen Künsten sah sie Zriny's leibhaftes Bild; ihre Schwester war die arme Angelika, auf der wüsten Insel der unbekann-

ten Stadt Paris angefesselt, und bereit, von dem Ungeheuer der üblen Nachrede und der Schande verschlungen zu werden. Aber leider der helfende Ruggiero, die treue Bradamante fehlten, wenn nicht sie selbst und ihr guter Sandor diese Rollen übernehmen wollten. Das gelobte sie sich aber auch im schwesterlichen Herzen, und nahm sich vor, wenn sie erst überall nähere Kunde eingezogen, und sich von den Schritten, die hier zu thun möglich wären, deutliche Ansichten verschafft haben würde, sogleich an Sandor und ihren Onkel zu schreiben, und ihnen Ludmillens Schicksal und des Grafen Tücke recht an's Herz zu legen.

Dieser Entschluß, den sie während des zweyten Zwischenaktes zu fassen sich muthig genug fühlte, gab ihr die genugsame Ruhe, um nun wieder mit minder bewegter Seele den erfreulichen Schluß der Oper, und den feyerlichen Rückzug des Hofes zu betrachten, der in derselben stattlichen Ordnung, wie er den Saal betreten, ihn auch wieder verließ. Jetzt erhoben sich auch die Zuschauer, und schickten sich an, den Schauplatz zu verlassen, indem einige dem Hofe unmittelbar folgten, andere durch die verschiedenen Ausgänge zu ihren Equipagen zu ge-

langen suchten. Katharine sah Zriny unter den ersten, und ganz dicht hinter der prächtigen Dame, welche er den ganzen Abend wenig verlassen hatte, und die ebenfalls sich an die unmittelbaren Begleiterinnen der Kaiserinn angeschlossen hatte. Der ganze Zug ging wieder an dem Orte, wo Katharine stand, vorüber, und der Falsche, Treulose schritt an ihr hin, ohne sie eines Blickes, eines Zeichens der Bekanntschaft zu würdigen. Ganz empört in ihrem Innern, und fest entschlossen, alles, was sie zur Rettung ihrer Schwester thun könnte, gegen ihn aufzubiethen, entfernte auch sie sich jetzt mit der Gräfinn Dünewald, welche mit Fleiß noch etwas im Schauplatz verweilt, und sich die Zeit mit Gesprächen unter den vielen Bekannten, die sie hier fand, vertrieben hatte, damit sich draußen in den Corridors, und wo die Wagen hielten, die Menge verlieren möchte.

Wie sie in die Halle vor dem Theater kamen, wo die Wagen vorfuhren, fanden sie noch ein bedeutendes Gedränge, und Frau von Dünewald ermahnte Katharinen, sich dicht an ihrer Seite zu halten. Aber das war nicht so leicht zu befolgen. Alle Augenblicke eilten gallonirte

Lakayen, Läufer und Heiduken durch die Menschenmasse, um die Wagen ihrer Herren zu suchen, oder sie diesen anzumelden; alle Augenblicke drängten fremde Gestalten sich zwischen die schon da befindlichen. Der Raum wurde sehr enge, und Katharine sah um sich nichts als Rücken und Schultern unbekannter Menschen. Da hörte sie plötzlich von einer leisen Stimme, deren Ton ihr etwas Erschütterndes hatte, ihren Nahmen nennen. Sie sah sich halb erschrocken um; denn wer kannte sie wohl hier, sie, die heut zum erstenmahl in der sogenannten Welt erschienen war? Aber wie groß war ihre Bestürzung, als sie einen Mann erblickte, der, dicht in seinen Mantel eingeschlagen, sich zum zweytenmahl mit den Worten: Wenn Ihr Mitleid mit einem Unglücklichen habt, so hört mich nur eine Minute an! zu ihr niederbeugte, und in welchem sie Zriny erkannte. Stolz und erzürnt, wollte sie sich, ohne ihm zu antworten, von ihm abwenden. Flieht nicht! Hört mich! Es ist um Ludmillens willen! flüsterte er mit einem Ton, dessen Klang aus alter Zeit ihr zu bekannt, und zu geeignet war, ihr Gefühl zu treffen, als daß sie vermocht hätte, ihren strengen Vorsatz auszuführen. Sie blieb stehn,

aber sie hatte ein Wort des bittern Vorwurfs auf den Lippen. Da sagte er mit dumpfer Stimme: Keine Vorwürfe! Urtheilt nicht, bevor ihr Alles wißt! Übermorgen ist der letzte Tag der Andacht zur Hausmutter im Kloster bey den Himmelpfortnerinnen. Seyd um Gotteswillen während des Segens beym Weihbrunnenkessel! Ich muß mit euch sprechen. — Katharine war im tiefsten Herzen erschrocken, und hatte nicht sogleich Besinnung genug zu einer abschlägigen Antwort; als sie aber eben die seltsame Bitte bestimmt verweigern wollte, war der Bittende verschwunden, und in dem Gedränge keine Hoffnung, ihn zu finden. Auch war sie zu erschrocken und ängstlich, um es zu versuchen; sie drängte sich nur mit Gewalt durch die trennenden Personen hindurch, und stellte sich ganz betäubt dicht an die Generalinn, deren Leute, zum Glück für Katharinen, eben jetzt kamen, ihr das Vorfahren ihrer Kutsche zu melden. Die Damen stiegen ein, die Generalinn hatte glücklicherweise von ihrem Gespräch nichts hören und sehen können, und glaubte es Katharinen, als sie deren Befangenheit und Schweigen während des Rückweges bemerkte, gern, daß die

Neuheit und das Geräusch des heutigen Abends betäubend auf sie gewirkt hätten.

In ihrem Herzen war die heftigste Bewegung. Angst um ihre Schwester, tausend Muthmaßungen und tausend Widersprüche, welche zwischen Zriny's Betragen, dem Gespräch, das sie über ihn gehört, und seinen letzten Worten sich erhoben, Furcht vor dem wunderbaren Schritt, zu dem sie sich stillschweigend verstanden, endlich eine Regung von Antheil an dem Manne, dessen Geschick ihr von jeher so beklagenswerth geschienen, beschäftigten ihren Kopf und ihr Gefühl so sehr, daß sie unfähig war, auch nur leidlichen Antheil am Gespräche sowohl im Wagen als zu Hause zu nehmen, und lieber die beyden Damen im Herzen über das unerfahrne Landmädchen lächeln ließ, dem die Pracht der zum erstenmahl gesehenen Welt die nöthige Besinnung geraubt zu haben schien.

Ach in der Einsamkeit ihres Stübchens ging der Aufruhr ihres Gemüthes erst recht an! Was sollte sie thun? Sich einfinden oder nicht? Zu dem letzten riethen Klugheit und Sitte. — Aber wenn Zriny wirklich nicht so schuldig war, als es schien? Wenn Neid oder gekränkte Eitelkeit,

die stets ausgezeichnete Menschen verfolgen, ihn nur verläumdet hatten? Wenn ihre Schwester glücklich durch ihn war, wie ihr Brief so deutlich sagte, und was sie heut gesehn, irgend eine nothwendige Maske gewesen um sein Geheimniß besser vor der Welt zu verbergen? Daß er sie vor dem Hofe nicht zu kennen geschienen, und sich ihr doch auf eine so geheimnißvolle, vertraute und dringende Weise genähert, konnte ebenfalls mit seinen Verhältnissen, auf eine ihr freylich unbegreifliche Art, zusammenhängen, und war sie berechtigt, deßhalb schlecht von seinen Absichten zu denken, oder sie gar zu durchkreuzen? Immer war die Weise, wie er zu dem Besitz ihrer Schwester gekommen, unrecht; sie verdiente den Tadel der Welt, und hatte, das war ziemlich deutlich aus dem Brief derselben zu ersehen, auch seiner Familie mißfallen. Seine Vermählung mit ihr würde vermuthlich, wenn sie bekannt geworden wäre, ihm und Ludmillen nur Verdrießlichkeiten, oder gar Verfolgungen zugezogen haben. Seine Verläugnung Katharinens war also vielleicht nothgedrungene Zurückhaltung, die aufs innigste mit dem Geheimniß, das ihre Schwe-

ster selbst über ihre Verheirathung zu beobachten schien, zusammenhing.

Unter diesen Umständen, da so viel für Zriny's Unschuld sprach, und er sie so flehentlich um ihrer Schwester willen um diese Unterredung gebethen, glaubte sie sich ihm nicht wohl entziehen, und die Hoffnungen eines Unglücklichen — denn so hatte er sich selbst genannt — täuschen zu dürfen. Sie beschloß also seiner Bitte zu entsprechen, und schlief nach langem Wachen und ermüdenden Nachdenken endlich ein. Am andern Morgen ging es ihr, wie es oft zu gehen pflegt. Beym hellen Tagesstrahle sahen die Dinge ganz anders aus, als Abends und in der einsamen Stille der Nacht, wo Phantasie und Gefühl Raum haben, ihr Spiel frey zu treiben. Sie fand jetzt viel Unschickliches, ja Unthunliches an jener Zusammenkunft. Zriny's Betragen schien ihr zu seltsam, zu zweydeutig, um ganz entschuldigt zu werden, sie fürchtete üble Folgen für sich, wenn sie beobachtet werden sollte, und gab den Vorsatz, in der Kirche zu erscheinen, völlig auf, mochte der Mensch, der sich schon so viel gegen sie und die ihrigen hatte zu Schulden kommen lassen, doch von ihr denken, was er wollte! So wechselten Ja und Nein diese zwey

Tage über noch oft in ihrer Seele, bis endlich der dritte Tag, das Fest, und die Nothwendigkeit der Entscheidung dicht vor ihr standen, und nun ein Entschluß gefaßt werden mußte.

Die Andacht zur Hausmutter, bey welcher Zriny seine Schwägerinn zu sprechen wünschte, war ein in damahliger Zeit und noch lange hernach berühmtes und viel gefeyertes Fest im Kloster der Himmelpfortnerinnen, welche dieses Frauenbild hochheilig hielten, und viele Wunder und Legenden davon zu erzählen wußten. Auch war der Tag, an welchem es zur öffentlichen Andacht ausgestellt wurde, einer der feyerlichsten für ihr Kloster, und überhaupt für ganz Wien. Damahls war das häusliche Leben viel stiller als jetzt, und jene Gelegenheiten, Menschen zu sehen, und wieder gesehen zu werden, welche Schauspiele, Promenaden, Bälle und zahllose Gesellschaften der schönen Welt jetzt bis zum Übermaß darbiethen, kannte man wenig, oder genoß sie äußerst selten. Auch wirkten die religiösen Begriffe viel lebendiger als jetzt, und so vereinigten sich frommer Glaube und weltliche Lust bey solchen Anlässen, sie zu erwünschten Epochen zu machen, auf welche man sich lange vorher freute, deren Erinnerung noch eine

Weile in den stillern Gemüthern nachklang, und in jener nüchternen Zeit nicht gleich wieder von neuen Zerstreuungen übertäubt oder verdrängt wurde. Es war in diesen Tagen Einlaß im Kloster, dessen innere Räume auf's zierlichste geputzt waren; die Klosterfrauen durften Besuche von ihren weiblichen Bekannten und Verwandten empfangen, und diese erhielten hinwieder von den frommen Schwestern allerley kleine Gaben, die sie durch ihrer Hände Geschicklichkeit zu verfertigen pflegten, heilige Bilder und Reliquien, mit Gold- und Silberdrath, mit Seide oder reichen Flittern gefaßt, und Backwerk, wie man es nur in Frauenklöstern zu machen verstand. Außerhalb der Clausur aber, und in der reichverzierten und erleuchteten Kirche strömte das Volk den ganzen Tag ab und zu, und die nächsten Straßen waren voll zierlich geputzter Frauengestalten, welche Andacht und Neugier zu dem Feste führten. Manches hübsche Mädchen, das das ganze Jahr über kaum auf die Straße kam, zeigte sich bey diesem Anlasse an der Seite ihrer Mutter oder Verwandten, und mancher liebende Jüngling wartete sehnsuchtsvoll auf diese Tage, wo ihm das langentbehrte Glück, sein Mädchen zu sehn,

zu Theil werden sollte. Der letzte Tag war der feyerlichste, und ein Segen mit Chorgesang und reichbesetzter Musik schloß die ganze Andacht. Dazu fand sich nun ein, was kommen, und die Kirche fassen mochte; das Gedräng war stark, und so hell auch das Schiff der Kirche erleuchtet war — beym Weihbrunnkessel, der im Hintergrunde unfern der Thür in einer dunkeln Ecke stand, herrschte so viel Dämmerung, daß Zriny's Plan, Katharinen hierher zu bescheiden, um sie unbemerkt sprechen zu können, ganz wohl berechnet schien. Das Alles sah das Mädchen ein, und nachdem sie ihren Vorsatz zehnmahl gefaßt und wieder aufgegeben hatte, vermochte sie in der letzten Stunde, als die Glocken im Kloster gegenüber sich zu regen anfingen, die Menschenmasse dichter und schneller unter ihren Fenstern vorbeyströmte, und der Mann, der sie so dringend gebethen, der, wie er sagte, unglücklich, und so liebenswürdig war, ihrer am Weihbrunnkessel vielleicht mit Angst harrte, nicht, ihn vergeblich warten zu lassen. Ihre Phantasie spiegelte ihr alle möglichen Unfälle vor, die aus ihrer Weigerung für Ludmillen und Zriny entstehen konnten, und — sie ging. Die Oberstinn selbst war durch Unpäßlichkeit

abgehalten, sie zu begleiten; eine alte Magd, welche man mit ihr schickte, hatte sie nicht zu fürchten, denn diese wurde, sie wußte es, von allem, was in der Kirche zu hören und zu sehen war, viel zu sehr angesprochen, um zu bemerken, was in ihrer Nähe vorging, und so betrat sie denn mit lautem Herzpochen, und nicht ohne die strafende Stimme ihres Gewissens zu vernehmen, das ihr Vorwürfe machte, die feyerliche dem Gottesdienst geweihte Stunde zu weltlichen Absichten zu mißbrauchen, den hellerleuchteten Ort.

Der Gesang hatte schon begonnen. Trompeten und Paucken schmetterten von dem Chore herab, unzählige Lichter flammten auf den Altären, auf Kron- und Wandleuchtern. Katharine, unter dem Vorwande, dem Gedränge auszuweichen, das hauptsächlich dem mittleren Theil der Kirche zuströmte, wich seitwärts gegen die dunkle Ecke zu, wohin der Unglückliche sie beschieden, und ließ ihrer Begleiterinn volle Freyheit, sich mit Schultern und Ellenbogen Platz durch den dichtsten Haufen zu machen, um näher gegen den Hochaltar vorzudringen. Nun stand sie nahe am Weihbrunnkessel, ihr Herz schlug fast hörbar. Das Unschickliche, Zwey-

deutige ihres Schrittes drang, da er nicht mehr zurückzunehmen war, mit allen seinen wirklichen und eingebildeten Schrecken auf sie ein, besonders da noch keine Gestalt, wie Zriny's, sich in der Nähe zeigte, aber ein unbekannter langer Mann, in einen Mantel fest eingeschlagen, der ihm das Gesicht bis fast an die Augen verbarg, und den sie daher in der um sie her herrschenden Dämmerung nicht erkennen konnte, unbeweglich unfern des Weihbrunnkessels stand, und sie aufmerksam zu betrachten schien.

Katharinen ward unbeschreiblich bange. Mit einem Auge hüthete sie den Unbekannten, dem sie, sie wußte eigentlich nicht warum, nicht viel Gutes zutraute; mit dem andern sah sie ängstlich umher, ob denn der Erwartete nicht käme, und fing schon an, sich wegen ihrer übermäßigen Gutmüthigkeit gegen diesen Wortbrüchigen zu schelten, als eine Stimme, die sie nur zu wohl kannte, sie leise bey ihrem Nahmen nannte und eine sanfte Berührung ihrer Schulter sie umzusehn veranlaßte. Er war es. Eine unwillkührliche Bewegung durchzuckte Katharinen, wie ihr Auge im Umwenden auf des Jünglings dunkelglühende Blicke traf, deren trübes Feuer, so wie der melancholische Ausdruck seiner schönen

Züge sie erschütternd ergriff. Ich danke euch, war sein erstes flüsterndes Wort, daß ihr meine Bitte erhört habt. O ihr habt mir viel, viel damit gegeben.

„Lassen wir das. Wir haben wenig Zeit. Was macht meine Schwester?“

Sie ist gesund, und so glücklich, als ein Wesen seyn kann, das aus unseliger Liebe sein Geschick an das eines Menschen geknüpft hat, den sein Schicksal verfolgt.

„Warum führt sie aber euern Nahmen nicht? Warum schient ihr neulich mich nicht zu kennen?“ Katharine legte alle Strenge, die sie in ihrem Wesen aufbringen konnte, in diese Fragen.

Zriny senkte das Haupt, eine unbeschreibliche Düsterheit überzog sein Gesicht. Das ist mein Geschick! sagte er endlich: Ich darf, ich soll nichts als mein bekennen, was Werth hat. Darum bin ich hier mich zu rechtfertigen. Aber unsere Zeit ist kurz, und reicht nicht hin, euch alles zu sagen, was ich so gern mündlich dem gütigen Schwesterherzen selbst vertrauen möchte. Ach, ihr seyd so gut, ihr seyd so einfach und wahr, ihr würdet mich verstehn und mich bedauern, wo Andere mich streng tadeln.

Katharine fühlte sich erweicht, und wie sie

diese edlen Züge so vom Ausdruck des Schmerzens beschattet sah, schien es ihr unmöglich, an all das Böse zu glauben, das man über ihren Schwager gesagt. Mit milderem Tone erwiederte sie: Graf Zriny! Es ist möglich, daß ihr Gründe für euer Betragen habt, die ich für jetzt nicht einsehe. Aber die Welt ist mit mir im gleichen Falle, und meiner Schwester Ehre kann nicht dabey bestehn.

„Eure Schwester vertraut mir, sie verkennt meine Grundsätze, meine Absichten nicht, und denkt groß genug, um ihren eigenen Vortheil ihnen nicht eigensüchtig entgegen zu stellen. Nehmt diesen Brief, theure Schwester! Er enthält meine Rechtfertigung. Leset ihn, und dann schenkt mir euer gütiges Andenken!“ Bey diesen Worten, die der Jüngling mit dem schmeichelndsten Tone aussprach, indeß sein düsterer Blick mit innigem Ausdruck in Katharinens Seele drang, legte er ihr einen Brief in die Hand, drückte diese herzlich, und entfernte sich, ehe die Betäubte die Zeit fand, ihm nur noch ein Wort zu sagen.

Da stand sie, das gefährliche Blatt in ihrer Hand, von dem sie nicht wußte, was es vielleicht für ungünstige Nachrichten über ihrer

Schwester Verhältnisse enthalten mochte, und Er, der allein ihre Besorgnisse mildern oder ganz zerstreuen hätte können, von dem sie so gern ausführlichere Auskunft über Ludmillens Loos hätte erfahren mögen, er entzog sich ihr so schnell, und benahm sich so räthselhaft! Sie sah sich um, sie dachte ihn noch zu erblicken, aber er war spurlos wie vorgestern verschwunden. Sie sah sich ganz allein, die Magd war weit von ihr entfernt, es strömten immer neue Schaaren zur Kirchthüre herein, wie der Augenblick des eigentlichen Segens näher kam, die Presse um sie wurde immer stärker, und nur der lange Unbekannte war ihr näher getreten, und schien sie noch immerfort scharf zu beobachten. Ihre Angst stieg, sie verwünschte ihren Einfall, sich mit der alten Magd allein hierher zu wagen, und die Verkettung der Umstände, die sie getrieben, dieser zu gestatten, daß sie sich von ihr entferne. Jetzt war endlich die Andacht zu Ende; die Versammlung fing an sich, den Ausgängen zu, zu bewegen. Margarethe arbeitete sich mit Anstrengung durch die Menge und erschien Katharinen höchst erwünscht, die schon nicht mehr wußte ob sie sich von der fluthenden Menschenmenge, die sich ungestüm der Thüre

zu drängte, fort, und mit ihr in der finstern Nacht auf die Straße hinaus treiben lassen, oder ihr muthig widerstehen und ihre Begleiterinn erwarten sollte.

Nun war sie endlich auf der Straße, aber nicht ohne heimliche Furcht sah sie den Unbekannten ihr auf dem Fuße folgen, und zuletzt fast zugleich mit ihr ins Haus der Oberstinn treten. Die Magd zündete hier eine papierne Laterne, die sie aus der Tasche zog, an der Lampe an, die in dem dunkeln Eintrittsgange vor dem Frauenbild brannte, und schickte sich an, ihrer jungen Herrschaft über die Treppe zu leuchten. Katharine sah ängstlich auf den Fremden, der dicht hinter ihr in dem Gange stand; aber dieser schlug jetzt den Mantel auseinander, und zeigte — Pater Isidors Gestalt. Es ist schwer zu sagen, ob der Anblick eines furchtbaren Räubers, oder des Mannes, den sie unter allen Menschen am unliebsten zum Zeugen ihrer heutigen Zusammenkunft in der Kirche gehabt hätte, sie mehr erschreckt haben würde. Es war ihr im ersten Augenblicke nicht möglich zu sprechen; kaum vermochte sie es den Gefürchteten achtungsvoll zu begrüßen. Er aber sah sie forschend an, wiegte bedeutend, obgleich unmerklich, das Haupt,

und hatte genug gesehn, um sich das, was ihm entgangen war, leicht zu erklären. Dann sagte er langsam: Ich komme vom Schloß Clamm —

Diese Worte gaben Katharinen, indem sie ihr eine fremde Ideenreihe eröffneten, die Sprache wieder. O was macht meine gute Mutter? rief sie, und hatte in diesem Augenblick des Paters scharf spähende Blicke und ihre Angst vergessen.

Die gnädige Frau ist ziemlich wohl, und läßt euch durch mich aufs herzlichste grüßen. Ich aber bin hier, mich zu erkundigen, wie es mit euern Angelegenheiten steht, und ob ihr Hoffnung habt, bald ins Kloster aufgenommen zu werden? Doch laßt euch nicht hier von mir im kalten Luftzuge aufhalten! Ich folge euch ins Zimmer hinauf. Diese Mahnung an einen gefürchteten Zeitpunct brachte Katharinen in ihre vorige Stimmung zurück. Schweigend und schnell schritt sie die Stufen hinauf, der Geistliche folgte, die Magd brachte Licht, indem sie einen guten Abend wünschte. Katharine bath den Pater, sich zu setzen, und sah nun sogleich dem gefürchteten Verhör entgegen.

Aber es kam nicht, wie sie erwartet hatte. Ernst, doch gütig, erzählte ihr der Geistliche zu-

erſt recht viel von ihrer Mutter, und beantwortete ausführlich jede ihrer kindlichen Fragen. Allmählich rückte er erſt näher, indem er ſich um die Fortſchritte erkundigte, welche ſie in den Vorübungen zu ihrem künftigen Stande und den geiſtlichen Vorbereitungen zu einem heiligen Leben gemacht. Hier beſtand nun Katharine nicht am beſten, und obwohl ſie ſich das Zeugniß geben konnte, ſehr eingezogen, ja einſam gelebt zu haben, und ſich ſtets eines reinen Willens zum Guten bewußt zu ſeyn, konnte ſie doch den durchdringenden Fragen des Geiſtlichen nicht befriedigend antworten; und aus allem, was er fragte und ſie ſagte, ging deutlich die Erkenntniß hervor, daß ihr Beruf fürs Kloſter, weit entfernt, ſich durch die öfteren Beſuche in demſelben vermehrt zu haben, vielmehr vermindert ſey, und daß ſie nur mit Schauder an ihre Beſtimmung, ihr ganzes Leben dort zuzubringen, denken könne.

Pater Iſidors Geſicht verfinſterte ſich immer mehr bey jeder Äußerung, die ſeine ſcharfen Fragen Katharinen ablockten. Und was ſoll denn endlich daraus werden? ſagte er: Glaubt ihr, daß die Wünſche und Einbildungen eines jungen Herzens ſchwer genug wiegen könnten, um hei-

lige dem Himmel gethane Gelübde zu überbiethen?

Aber ich war es ja nicht, die von Geburt bestimmt war, dieß Gelübde zu erfüllen, und von dieser Seite kann ich mich als ganz frey betrachten, erwiederte sie.

„Ich bitte euch, Fräulein! Wer hat euch diese spitzfindigen Unterscheidungen machen gelehrt? Wollt ihr mit dem Höchsten rechten, und ihm beweisen, daß er keine Ansprüche auf das Opfer seiner Creatur habe? War Isaac dem Himmel verlobt? Hatte Abraham eine solche wohlgegründete Schuld, die er früher wie eure Erzeuger gemacht, zu bezahlen? Isaac war der Sohn der Verheißung. Aus freyem Antrieb hatte der Herr ihn ihm im hohen Alter geschenkt, auf seinem Leben beruhte der Segen einer unzählbaren Nachkommenschaft, und dennoch unterwarf sich Abraham, sobald der Herr es geboth, und glaubte sich nicht befugt, mit dem Himmel um sein Recht zu streiten.

Recht wohl, hochwürdiger Herr! Damahls sprach Gott deutlich zu Abraham, und dieser konnte in gar keinem Zweifel über das, was ihm zu thun oblag, bleiben —

Und ihr glaubt noch Zweifel hegen zu dürfen? fiel Pater Isidor ein.

„Es scheint mir doch —“

Weil ihr weltlich gesinnt seyd, weil die Vernunft es wagt, sich bey euch über den Glauben zu erheben. Und erzittert ihr nicht, wenn ihr diese fehlbare Vernunft, die in Jedem und zu jeder Zeit sich anders gestaltet, die so oft für wahr hielt, was sie einige Jahre später als den gröbsten Irrthum verwerfen mußte, die das Spielzeug unseres Temperaments, unserer Leidenschaften, unserer Vorurtheile ist, zur Schiedsrichterinn eurer Handlungen machen, und sie den Aussprüchen des Glaubens und der Offenbarung, entgegen setzen wollt? Erzittert ihr nicht, wenn ihr eure und eurer Mutter Seligkeit auf eine solche Spitze zu stellen, und mit dem, was eure ewige Begnadigung oder Verwerfung entscheiden kann, ein freventliches Spiel zu treiben wagt?

Hochwürdiger Herr! antwortete Katharine, ziemlich gefaßt: Eure Worte würden mich erschüttern, ja sie würden mir Schauer einflößen, wäre ich mir nicht bewußt, daß Ihr mir vollkommen Unrecht thät. Ich bin so weit davon

entfernt, die Wichtigkeit dieser Beweggründe zu verkennen, wenn sie wirklich vorhanden wären, als ich deutlich erkenne, daß eure Schilderung nicht auf mich paßt. Nicht Leidenschaften, nicht Vorurtheilen, nicht einer Eingebung trügerischer Vernunft, wie ihr sie nennet, will ich folgen, sondern einer Stimme, die ihr selbst für heilig anerkennen müßt, der Stimme meines Gewissens — und dieß sagt mir, daß, da ich keinen Beruf für's Kloster habe, es sündlich wäre, einen Stand zu ergreifen —

Fräulein, Fräulein! fiel ihr der Geistliche lebhaft und streng ins Wort: Was muß ich hören? In welcher Schule waret ihr, und wer hat euch gelehrt, mit solchen Sophismen euch selbst und den Höchsten zugleich zu täuschen? Nimmermehr will ich hoffen, daß in diesem Hause —

„Bemüht euch nicht, Pater Isidor, in irgend Jemand andern als meiner eigenen Überzeugung den Grund meines Betragens zu suchen! Glaubt mir, ich habe mich streng geprüft, aber ich habe gefunden — "

Daß den Lüsten zu folgen, und der Welt anzuhängen, angenehmer und leichter ist, als durch den schmalen Weg und die enge Pforte

in das Himmelreich einzugehn! Doch was lasse ich mich in Erörterungen ein, welche vor der gebiethenden Stimme der Nothwendigkeit ohnedieß verhallen müssen, wenn nähmlich die Zeit da seyn wird, euer unwiderrufliches Gelübde abzulegen.

Sie ist noch nicht da, erwiederte Katharine mit einer Ruhe, über die sie sich später, als sie diesem Gespräch nachdachte, selbst wunderte, und die sie als eine besondere Gnade des Himmels dankbar erkannte: Sie ist noch nicht da, und bis sie eintritt — Ach Gott! Wir sind so schwache Geschöpfe, und der nächste Augenblick so wenig in unserer Gewalt —

„Daß ihr hofft, ein günstiger Zufall soll bis dahin ins Mittel treten, und euch erlösen? Ich begreife, aber ich erstaune auch über die Fortschritte in weltlicher Gesinnung und Entfremdung von allem Heiligen, die ihr bereits gemacht. Zwar wenn man einen Lehrmeister hat, wie Graf Zriny, und wenn man sich nicht entblödet, das Haus Gottes zum Orte weltlicher Zusammenkünfte und heimlicher Bestellungen zu machen —

Das traf Katharinen; denn hier wußte sie sich schuldig. Sie schwieg einen Augenblick, dann faßte sie sich wieder, und sagte:

Ihr wißt selbst, hochwürdiger Herr, wie nahe dieser Graf Zriny unser Haus angeht, und daß ich dem Gemahl meiner Schwester —

Gemahl! rief Pater Isidor spöttisch: Wollt ihr auch mir das Mährchen aufheften, daß Ludmille sein angetrautes Weib sey?

Ich kann nicht daran zweifeln, erwiederte Katharine: Ludmillens Brief, des Grafen eigene Worte —

Können nur Unerfahrne täuschen, fiel der Pater streng ein: Für eure Mutter war die Erzählung gut, sie beruhigt die Unglückliche, die ohnedieß so wenig Freude an ihren Kindern erlebt; und da sie nicht in der Lage ist, weder von der Unwahrheit dieser Vorspiegelungen unterrichtet zu werden, noch sich, im Fall ihr Zweifel kämen, Aufklärungen zu verschaffen, so ist es unsere Pflicht, sie in dem wohlthätigen Irrthum zu lassen. Aber mir, Fräulein Katharine! mir müßt ihr nicht zumuthen, an die wirkliche Heirath eurer Schwester zu glauben.

„Aber was glaubt ihr denn von ihr? Wie könnt ihr sie fähig halten — "

Und warum nicht? Warum sollte sie dem Manne, dem sie ihr Seelenheil geopfert, nicht auch ihren guten Nahmen opfern? Sie ist und

gilt in ganz Paris, wie ich gewiß weiß, für des Zriny Buhlerinn; sie wohnt nicht in seinem Hause, führt seinen Nahmen nicht, und läßt sich nur auf einem glänzenden Fuß von ihm aushalten.

Katharine schwieg entmuthigt. Was der Geistliche sagte, stimmte zu genau mit dem überein, was sie neulich in der Oper gehört, und mit so mancher Bedenklichkeit, die auch ihr, seitdem sie angefangen sich ein wenig in der Welt umzusehn, über das Verhältniß ihrer Schwester gekommen war.

Ihr Haus, fuhr der Geistliche fort, ist der Sammelplatz aller sogenannten schönen Geister, das heißt, aller Freydenker, Atheisten, heimlichen und offenbaren Hugenotten in Paris. Ihr Buhler hat keine Religion; er hält es heimlich mit dem Erbfeinde der Christenheit, und ist bereit, wie ein zweyter Judas, seinen Herrn und Meister an diese zu verkaufen.

Wahrlich, rief Katharine, der diese Beschreibung zu schwarz dünkte: Wahrlich, ihr geht zu weit. Ich kann ihn keines Verbrechens fähig halten.

So? erwiederte der Pater: Ist die Entführung einer gottgeheiligten Jungfrau nicht schon

eines? Und seine hochverrätherischen Verbindungen mit den Türken? Auf was zielen sie denn ab? Aber ihr seht ihn freylich in anderem Lichte, sonst hättet ihr euch nicht von ihm in die Kirche bestellen lassen. Er hatte euch einmahl verblendet, und ihr seyd nicht im Stande, auch noch jetzt, nachdem ihr die Niederträchtigkeit kennt, mit der er euch behandelt hat, ihn nach seiner wahren Gestalt zu beurtheilen.

Pater Isidor! sagte Katharine ziemlich lebhaft: Ihr verkennt mich durchaus —

„Ich kenne euch nur zu gut. Er hat euch wieder eine Menge Dinge weiß gemacht, und ihr seyd schwach genug, ihm zu glauben. Ich sage euch aber, er hat eure Schwester elend gemacht, er wird auch euch ins Verderben stürzen, und endlich selbst darin untergehn.“ Mit diesen Worten stand der Geistliche auf, faßte den Stuhl, auf dem er gesessen, bey der Lehne, und rückte ihn an die Wand. Dann wünschte er Katharinen gute Nacht, empfahl sie dem Schutze des Himmels, warnte sie noch einmahl streng vor Zriny, und ging mit dem Versprechen, sich morgen im Kloster einzufinden, und mit der Oberinn das Nöthige wegen Katharinens möglichst naher Einkleidung zu besprechen; denn sonst, sag-

te er, indem er die Klinke der Thür ergriff — sonst geht auch ihr noch im Weltlauf verloren, wie Ludmille verloren ist. Er zog die Thüre hinter sich zu, und ließ Katharinen in einer unaussprechlich trüben Stimmung zurück.

Es brauchte längere Zeit, bis sie aus dem Gewirre der mannigfaltigsten und unangenehmsten Empfindungen so viel Besinnung erringen konnte, um einigermaßen ihre jetzige Lage klar zu erkennen. Zrinys Brief, den er ihr in der Kirche gegeben, und den nicht sogleich lesen zu können, ihr anfangs so schmerzlich vorkam, fiel ihr jetzt zuerst wieder ein, und was der Geistliche über diesen Mann gesagt, was sie selbst für ihn gefühlt und gefürchtet, vereinigte sich, um sie noch bänger vor den Nachrichten, die er etwa bringen konnte, zu machen.

Es war ein Brief von Ludmillen, in einem von Zriny selbst eingeschlossen. Katharinens Herz schlug ängstlich, wie sie ihn entfaltete. Zrinys Brief war folgenden Inhalts:

Geliebte Schwester! Wenn Ihr diesen Brief in der Stille eures Zimmers lesen werdet, ist derjenige, der ihn schrieb, schon weit von Euch entfernt. Die Postpferde harren mein an der

Kirchthüre. Die Minuten eines Unglücklichen sind von einem feindseligen Schicksal gezählt, und der, den es von der ersten Minute seiner Geburt an verfolgte, gegen dessen ganzes Haus es unversöhnlich wüthet, darf sich dem freundlichen Zuge, der ihn zu der nächsten Verwandten einer angebetheten Gemahlinn hinreißt, nicht überlassen.

Mich treibt die dunkle Macht der Umstände, und welcher Sterbliche wäre nicht ihr Spiel! Ich verlasse Wien, den Kaiserhof, tausend glänzende Verhältnisse, und euch, geliebte Schwester! Ach, ich mußte noch mehr verlassen! — Und wann wird der schöne Tag der Wiedervereinigung erscheinen? — O meine Ludmille! — Doch du verstehst mich, himmlisches Wesen! Du fassest meine Lage. — Du bist fähig zu erkennen, was Tausenden in ihrer Engherzigkeit entgeht: daß des Einzelnen Glück im Gegensatz mit dem Ganzen nicht in Betracht kommen kann, daß Wirken und Leben für großartige Geister Eins ist, daß nur genützte Kraft diesen Nahmen verdient, und daß ein Leben in bloßem Genuß hingeträumt, während Vaterland und Menschheit hülflos um Rettung schreyen, ein unwurdiges Daseyn, ja kaum mehr als Thierheit zu nennen

ist. Das erkennst du, Ludmille, und hältst mich nicht auf auf meiner dornichten Bahn zum schwer zu erringenden aber glänzenden Ziel. Wenn wir erst dort angelangt sind, wenn die Erfüllung das kühne, göttlich schöne Bestreben krönt, und das gerettete Vaterland, die zu ihrer wahren Würde erhobene Menschheit uns danken, dann kann ich sagen: Ich habe etwas geleistet! und stolzer um mich blicken.

Ludmille ist mit mir einverstanden. Ihr starkes Gemüth ist fähig, sich über sich selbst und seine eigenen Wünsche zu erheben. Der Ruhm des Geliebten ist ihr eben so viel, ja mehr, als das Glück ihrer Liebe. Ja, sie wird sogar die Kraft haben, bey falschem Schein und schleichender Verläumdung dennoch fest zu vertrauen; denn sie kennt mich, und hat eine große Seele.

Ihr aber, geliebte Schwester, der das Nähere und Deutlichere mündlich mitzutheilen, mir das neidische Geschick keine Zeit ließ, und die zu verständig ist, um nicht einzusehen, daß eine Menge wichtiger Dinge sich keinem geschriebenen Blatt anvertrauen lassen, ihr, theure Katharine, laßt mich hoffen, daß ein Theil des Muths, wie des edlen Zutrauens, die Eurer Schwester Brust beseelen, auch in Eurem Her-

zen sich rege! Laßt mich hoffen, daß Ihr mich entweder versteht, oder doch, wo dieß der Fall nicht seyn kann, mir glaubt, daß ich nichts Unedles wollen und thun könne! Denkt meiner in Liebe, und lebt wohl!

Katharine hatte gelesen; aber das Chaos von Gedanken und Besorgnissen, welches dieser wunderliche Brief voll halber Geständnisse und räthselhafter Andeutungen in ihr aufregte, ließ sie nicht zu klarer Besinnung kommen. Endlich schöpfte sie tief auf Athem, und erbrach den zweyten Brief, den von ihrer Schwester, welchem der von Zriny zu Einschluß und Vorbereitung hatte dienen sollen. Ludmille schrieb also:

Du empfängst, geliebte Schwester, meinen Brief aus der Hand, die mir auf Erden die theuerste ist. Zriny hat mir versprochen, ihn selbst dir zu übergeben. Du wirst ihn sehen, du Glückliche! wenn diese höchste und einzige Erdenseligkeit mir genommen ist, genommen — der Himmel allein weiß, auf wie lange! — Schaudernd steht mein Geist vor diesem dunkeln Abgrund, in welchem, tief in Nebel und Finsterniß gehüllt, nur grause Gestalten sich unbestimmt regen.

Katharine! Ich war unaussprechlich glücklich! Ich bin es noch, wenn, stets mit inniger Liebe von einem der ersten Sterblichen umfaßt zu werden, für ein weibliches Wesen, das diese Seligkeit ganz zu begreifen gemacht ist, Glück genennt werden kann. Ja, ich bin es noch. Zriny liebt mich noch; daran läßt die leidenschaftliche Gluth seiner Blicke, seine dunkel aufsprühende Eifersucht mich nicht zweifeln. Aber Zriny kann nicht seyn, wie der gewöhnliche Menschentroß, und so darf man ihn auch nicht so beurtheilen, und vor allem von diesem kühnaufstrebenden Geiste nicht fordern, daß er sich in die allgemeinen Formen füge, liebe und hasse, lebe und handle, wie die Alltäglichkeit, die uns rings umgibt. Ich kenne seine Plane, seine Ansichten. In diese Brust hat er sie niedergelegt; er hat den Geist seines Weibes für nicht zu schwach gehalten, sie zu bewahren und zu begreifen. Das hat mich erhoben. Es hat mir den Muth und auch die Kraft gegeben, mich durch Entbehren und Entsagen dieses Vertrauens würdig zu beweisen. Ja ich kann, ich will ihn entbehren. Ich will — doch nein! Schweig, voreiliger Mund, und sprich das Entsetzliche nicht aus, und rufe nicht selbst freventlich die Rache-

geister herbey, welche mein Glück schon so lange neidisch umlauern! Nein! Ich werde ihn nicht verlieren — nicht seine Liebe, nicht seine Treue, wie auch gebiethende Umstände auf sein äußeres Betragen wirken, welchen ungünstigen Schein auch nothwendige Klugheit und wohlberechnete Maßregeln auf unsere Verhältnisse werfen mögen! Fest, unerschütterlich halte ich mich an die Überzeugung von seiner nicht erlöschenden Liebe, von seiner höhern Natur!

Unsere Geister sind verbunden — mag über die Äußerlichkeiten, die nicht wir sind, ergehen, was da wolle!

So denke ich mich vor dem Blicke seines geistigen Auges hoch und würdig zu stellen. Er soll sich nicht in mir geirrt haben, wenn er mir Besseres zutraute, als dem gemeinen Haufen der Weiber, denen das Leben in nichtsbedeutenden Bestrebungen häuslicher Armseligkeit vergeht, und um welche Küche, Kinderstube und Toilette einen beengenden Gesichtskreis ziehen, den sie zu überblicken nicht vermögen. Ich kann tragen, ich kann dulden, ich kann handeln, wenn er es gebeuth. Mein Wesen ist sein, es hängt an dem seinen, wie die Blüthe am Baum, der sie gebar; sein inneres Leben hat das meine er-

zeugt und hält es, ohne ihn ist Tod und Nacht.

Unsere Verbindung ist noch immer ein Geheimniß für die Welt, und muß es vor der Hand auch bleiben, nicht für dich, theure Schwester, nicht für die verehrte Mutter, der ich dich von dem Inhalte dieses Briefes nach deinem eignen Ermessen mitzutheilen bitte, was du glaubst, daß für sie paßt. Aber laß, um Gottes willen, von dem, was dieser Brief enthält, nichts weiter verlauten! Es ist ein Mensch in Euerm Hause, den ich mit Recht fürchte. Sein Wirken reicht weit, und ich spüre sein Umhergreifen, sein heimliches Tasten an unserm Schicksale mit unsäglichem Schauer. Er hat hier in Paris seine Freunde und Mithelfer. Zriny kennt sie zum Theil, und hat mich strenge vor ihnen gewarnt; denn mehr als je ist ihm in dem jetzigen Zeitpuncte daran gelegen, für frey und unvermählt zu gelten. Ich weiß das, ich weiß auch, wozu. Zu seinen großen Planen bedarf er der ungestörtesten Macht seiner Persönlichkeit, um auf jede Art für den glänzenden Endzweck zu wirken, der ihm und den Seinigen vorschwebt. Auch um dieser willen darf er nicht gebunden erscheinen. Es wird eine Zeit kommen, wo alle

diese Räthsel sich lösen, und deiner Schwester Loos in neidenswerther Höhe strahlen wird. Dann wird auch Zriny gerechtfertigt vor dir, vor der Welt und seinen gedemüthigten Feinden erscheinen. Bis dahin laß uns hoffen, trauen, dulden! Was er auch über mich verhängt, es kommt aus seiner großen, schönen Seele; es führt zum Großen, Schönen. Du klage und sorge nicht um mich, aber schweige! Erbitte mir den wiederhohlten Segen der Mutter, vergiß meiner nicht, und wenn du betheſt, und glaubſt, daß deine Fürbitte mir nützen könne, so schließe mich in dein Gebeth! Du Glückliche, die du noch vertrauensvoll bethen kannſt! In mir kämpfen alte Vorstellungen mit neuern Begriffen. Ein heller Schimmer ist in meine Dämmerung gefallen, von dem ich zu behaupten nicht wage, ob er wohlthätig oder verderblich sey. Zriny denkt in allem anders. Er hat mich mit in seine Bahn gerissen. Ich folgte gern; dem Glücklichen ist alles eben und leicht. Seitdem ist Manches anders geworden; aber das Alte läßt sich nicht wieder herstellen. Leb wohl! Zriny will fort, er dringt mich zu schließen. Nochmahl, leb wohl!

Das war Ludmillens Brief, und wenn der

ihres Gemahls Katharinen in Verwirrung stürzte, so vollendete dieser, sie völlig zu betäuben. Es war ihr nicht möglich, sich aus diesen wunderbaren Redensarten etwas deutliches zusammenzusetzen; sie mußte noch einmahl, und zum drittenmahl lesen, und was endlich aus dem klaren Auffassen dieser verworrenen Andeutungen hervorging, war die traurige Überzeugung, daß Ludmille nichts weniger als glücklich sey, und es durchaus mißlich um ihre Lage überhaupt, und besonders um ihr Verhältniß zu Zriny stehe. Was dieser gesagt, was er geschrieben, was Pater Isidor ihr erzählt, und sie schon früher von Andern gehört, alles stimmte zu Einem trostlosen Ganzen. Ludmille war entweder gar nicht, oder nicht auf eine Art verheirathet, die ihren Ruf vor der Welt sicherte, und Zriny's Liebe schien sich von ihr zu einem neuen Gegenstande, oder zu seinen ehrgeizigen Planen gewendet zu haben. Auf jeden Fall hatte er sie jetzt verlassen, und zog in weiter Ferne seinen Absichten und Maßregeln nach, die, das ging wohl aus allem deutlich hervor, höchstgefährlicher, wohl gar, wie Pater Isidor sagte, hochverrätherischer Natur seyn mochten. Und in dieses Treiben sah sie die arme Schwester ver-

wickelt, rettungslos ihr Geſchick an das eines ſolchen unſtäten ehrgeitzigen Menſchen geknüpft, von dem ſie doch geſtehn mußte, daß ihm ein Zauber zu Gebothe ſtand, der ſelten ſeiner Wirkung, wenigſtens bey ihrem Geſchlecht, verfehlte, und ſogar ernſte Männer einnehmen konnte, wovon der Kaiſer ein Beyſpiel war. Sie konnte Ludmillen nicht verurtheilen, ſie mußte ſie innig bedauern, wenn ſie bedachte, wie heiß ſie geliebt, wie ſie eben ſo geliebt worden, wie das alles nun verſchwunden ſchien, und die Arme doch mit einer Art von Angſt den fliehenden Schatten von Überzeugung, daß Zriny noch für ſie glühe, feſtzuhalten ſtrebte.

Aber mit Schrecken erfüllte ſie jene Stelle der Warnung vor Pater Iſidor; denn wer konnte wohl anders mit jenen Worten: Es iſt ein Menſch in eurem Hauſe, den ich mit Recht fürchte! gemeint ſeyn? Er ſollte alſo nicht wiſſen, daß Zriny Ludmillens Gatte ſey, und ſchon auf Schloß Clamm hatte Frau von Volkersdorf dieſem Manne, dem ſie nichts verheimlichte, Alles mitgetheilt, was ſie von ihrer Tochter Geſchick wußte, und Katharine, dieſer Vorausſetzung zu folge, auch jetzt offen und unverhohlen mit ihm darüber geſprochen. Was ſie

noch mehr beunruhigte, war die Vermuthung, daß Pater Isidor von Zrinys anderweitigen Planen Ahnung haben möchte. Was daraus für Folgen entspringen konnten, war für Katharinen zwar räthselhaft, aber eben um seiner Dunkelheit und der Ausdrücke willen, welche Ludmille gebraucht hatte, furchtbar.

Ganz erschöpft und verwirrt von so vielen auf sie eindringenden Gedanken und Sorgen, sank sie zuletzt in einen Stuhl hinter dem großen bebilderten Ofen, der, den Schimmer des einzigen Lichtes versteckend, welches vorn auf dem schweren Klapptische am Fenster brannte, den Winkel, wo sie saß, in eine düstere Dämmerung hüllte. Mit recht bitterem Gefühle ließ sie alle die mannigfachen Sorgen und Kränkungen der Gegenwart, und die noch düstrere Ansicht der Zukunft vor sich vorübergehn, fühlte sich unaussprechlich verlassen und rathlos, und dachte mit ängstlicher Sehnsucht des treuen Sandor, dessen Anblick und Beystand ihr jetzt zu unendlichem Trost gewesen seyn würde, um ihr für Ludmillen zu rathen, und von ihr selbst das nahe drohende Unglück des Klosters abzuwenden. Freylich fiel ihr ein, daß sie ihm schreiben könnte, und sie war bereit dazu; denn sie wußte, daß

der treue Freund ihren Schritt nicht mißdeuten, und gewiß thun würde, was in seiner Macht stand, um ihr und Ludmillen zu helfen. Aber wo war Szalatinsky in diesem Augenblick? In der Zips oder in Warschau? Und wie lange ging es nicht her, bis ihr Brief ihn fand, und er antworten, oder gar helfend eintreten konnte?

Jetzt dachte sie an ihren Oheim. Er wohnte näher, ein Brief konnte ihn in Preßburg in Einem Tag erreichen. Aber durfte sie es überhaupt wagen, gegen Szalatinsky oder Ferronay das Geheimniß ihrer Schwester Preis zu geben, und Preis zu geben auf dem unsichern Wege der öffentlichen Post, wo allerley Zufälle möglich wären? Sie wußte sich nicht zu rathen, versank in düstere Träumereyen, und gewahrte es nicht, daß ihr Licht, trübe und düster herabgebrannt, das Zimmer kaum dämmernd erleuchtete. Die Stimme der Generalinn, welche, die Thüre öffnend, sich in fast gänzlicher Finsterniß sah, weckte sie zuerst aus ihrem Nachsinnen. Bestürzt fuhr sie empor, als die Generalinn lachend sagte: Was ist denn das? Wo steckt ihr denn, Fräulein? Und was macht ihr in der Finsterniß? Geschwind macht Licht! Ich habe euch einen Brief zu geben.

Einen Brief! rief Katharine erschrocken; denn sie fürchtete neuen Kummer. Die Briefe, die sie erst gelesen, hatten ihr dessen genug gebracht; doch ging sie das Licht zu putzen, daß es hell aufflammte, und indeß sagte die Generalinn, ihr folgend: Der pohlnische Gesandte hat meinen Mann diesen Nachmittag besucht; sie sind alte Bekannte, und da er meinen Familiennahmen weiß, bath er mich dem Fräulein von Volkersdorf, die sich, wie man ihm gesagt, bey meiner Mutter aufhielte, diesen Brief zu übergeben, der ihm von dem Schreiber auf die Seele gebunden worden.

Wie? Einen Brief aus Pohlen? fragte Katharine ganz erstaunt: Aber indem sie Aufschrift und das Wort W a r s c h a u darauf erblickte, übergoß eine Purpurgluth ihr Gesicht. Der Brief war von Szalatinsky, und der erste, den sie je von ihm erhalten.

Die Generalinn sah sie scharf an und lächelte: Ihr kennt die Schrift, Fräulein?

Der Brief ist von meinem Vetter Sandor, stotterte sie.

So? Der V e t t e r muß euch sehr Angelegenes zu melden haben, fuhr die Generalinn immer lächelnd fort, oder in großem Ansehen

bey Hofe ſtehn; denn Graf Zalusky empfahl mir ſeine richtige Übergabe, als wäre es die wichtigſte Depeſche.

Ich weiß nicht! ſagte Katharine verlegen, und immer mehr erröthend: — Sandor iſt oft in Warſchau —

Nun, nun, Fräulein! ſagte die Gräfinn: Ihr braucht nicht ſo ängſtlich zu ſeyn. Herr von Szalatinsky iſt euer Vetter; er war aber, oder iſt noch euer Verlobter, und, wie Jedermann ſagt, der ihn kennt, ein ſehr achtungswürdiger junger Mann. Ihr hättet nur den Geſandten von ihm ſollen reden hören! Ich wette, es hätte euch gefreut.

O Sandor iſt ſo gut, ſo edel, ſo verſtändig —

„So hübſch! So tapfer! So geſchickt! Das verſteht ſich; was wäre ein Jüngling nicht, der uns liebt, und den wir wieder lieben!“

Nein, nein, Gräfinn! rief Katharine heftig: Ihr irrt. Ach Gott! Ihn lieben, von ihm geliebt werden! Es wäre vielleicht ein entſetzliches Unglück. Man will mich ja zwingen, ins Kloſter zu gehn! — Ihre Thränen brachen hervor.

Die Generalinn umarmte ſie gerührt: Faßt euch liebes, gutes Kind! Noch ſeyd ihr nicht eingekleidet, und es gibt Wege, um euch die-

sem Unglück zu entziehn. Glaubt mir, ich weiß mehr von euren Angelegenheiten, als ihr denkt. Es ist nicht alles verloren. Ein braver Mann liebt euch. Ihr seyd ihm herzlich gut. Der junge Mann gilt viel bey König Sobiesky, und Sobiesky's Wort und ein leichter Wunsch von ihm wiegen in den jetzigen Zeitumständen schwer. Das bedenket, fasset Muth, vertraut euren Freunden! Und nun Adieu! Leset euern Brief und beantwortet ihn bald! So könnt ihr dem Grafen Zalusky die Antwort mitgeben, der sich ein Vergnügen daraus machen wird, dem geschätzten Manne etwas angenehmes zu erweisen. Bey diesen Worten umfaßte die Generalinn noch einmahl das halb bestürzte, halb entzückte Mädchen, das nichts vermochte, als an ihrem Halse zu weinen, und entriß sich schnell dem Ausbruche des heissesten Dankes, den ihr Katharine stammeln wollte.

Hastig erbrach diese nun, so wie sie allein war, den lieben Brief. Er war nicht lang, aber herzlich, und enthielt nebst einer kurzen Aufzählung der Begebenheiten, welche sich seit ihrer letzten Trennung mit Sandor zugetragen, die lebhaftesten Versicherungen treuer Liebe und Anhänglichkeit, die der Verlassenen jetzt dop-

pelt wohl thaten, dann ernste Warnungen, sich um Gotteswillen zu keinem entscheidenden Schritt in seiner Abwesenheit hinreissen zu lassen, und endlich das heilige Versprechen, daß er selbst bald nach Wien kommen, und alles anwenden werde, sie von dem Joche, welches sie drückt, zu erlosen. Er hoffte dieß sicher durch die Verbindungen, in denen er stehe, zu bewirken, nannte sie seine geliebte Braut, und schloß mit freudiger Zuversicht eines nahen Wiedersehens.

Dieser Brief, in dem Augenblick erhalten, wo Pater Isidors strenge Drohungen sie geängstigt, und ihrer Schwester Schicksal sie aufs innigste betrübt hatten, war ihr ein Himmelsbothe geworden, der wieder Kraft, Muth und Heiterkeit in ihre bekummerte Seele brachte. Sie dankte Gott mit Freudenthränen, gelobte sich und Sandor standhaften Muth und Entschlossenheit, um ein Geschick von sich abzuwehren, das sie und ihren Freund unglucklich machen mußte, und nahm sich vor, ihr Glück damit wenigstens zum Theil zu verdienen, daß sie die dargebothne Gelegenheit sogleich benutzte, um Sandor, dem jetzt ein bedeutender Einfluß zu Gebothe zu stehn schien, fur Ludmillens Geschick zu interessiren. Sie schrieb ihm ausfuhrlich uber

alle ihre Angelegenheiten, wiederhohlte ihre Versicherungen, sich zu keiner Entscheidung drängen, und lieber das Härteste über sich ergehen zu lassen, als den Schleyer zu nehmen. Dann aber fügte sie noch, so vorsichtig als möglich, einige Winke über Ludmillens Lage hinzu, und forderte den treuen Freund auf, was er vermöchte, zur Rettung, oder zum Troste einer Unglücklichen zu thun, die man hülflos in ein Netz gefährlicher Anschläge, und leidenschaftlicher Maßregeln verwickelt sah, das unmöglich zu einem erwünschten Ende führen konnte.

Ganz beruhigt, und wieder fröhlich, wie in den Tagen ihrer unbefangenen Kindheit, schloß sie ihren Brief, trug ihn der Generalinn hinüber, die noch bey ihrer Mutter war, und sah nun wieder mit viel mehr Fassung dem nächsten Besuch Pater Isidors entgegen.

pelt wohl thaten, dann ernste Warnungen, sich um Gotteswillen zu keinem entscheidenden Schritt in seiner Abwesenheit hinreissen zu lassen, und endlich das heilige Versprechen, daß er selbst bald nach Wien kommen, und alles anwenden werde, sie von dem Joche, welches sie drückt, zu erlösen. Er hoffte dieß sicher durch die Verbindungen, in denen er stehe, zu bewirken, nannte sie seine geliebte Braut, und schloß mit freudiger Zuversicht eines nahen Wiedersehens.

Dieser Brief, in dem Augenblick erhalten, wo Pater Isidors strenge Drohungen sie geängstigt, und ihrer Schwester Schicksal sie aufs innigste betrübt hatten, war ihr ein Himmelsbothe geworden, der wieder Kraft, Muth und Heiterkeit in ihre bekümmerte Seele brachte. Sie dankte Gott mit Freudenthränen, gelobte sich und Sandor standhaften Muth und Entschlossenheit, um ein Geschick von sich abzuwehren, das sie und ihren Freund unglücklich machen mußte, und nahm sich vor, ihr Glück damit wenigstens zum Theil zu verdienen, daß sie die dargebothne Gelegenheit sogleich benutzte, um Sandor, dem jetzt ein bedeutender Einfluß zu Gebothe zu stehn schien, für Ludmillens Geschick zu interessiren. Sie schrieb ihm ausführlich über

alle ihre Angelegenheiten, wiederhohlte ihre Versicherungen, sich zu keiner Entscheidung drängen, und lieber das Härteste über sich ergehen zu lassen, als den Schleyer zu nehmen. Dann aber fügte sie noch, so vorsichtig als möglich, einige Winke über Ludmillens Lage hinzu, und forderte den treuen Freund auf, was er vermöchte, zur Rettung, oder zum Troste einer Unglücklichen zu thun, die man hülflos in ein Netz gefährlicher Anschläge, und leidenschaftlicher Maßregeln verwickelt sah, das unmöglich zu einem erwünschten Ende führen konnte.

Ganz beruhigt, und wieder fröhlich, wie in den Tagen ihrer unbefangenen Kindheit, schloß sie ihren Brief, trug ihn der Generalinn hinüber, die noch bey ihrer Mutter war, und sah nun wieder mit viel mehr Fassung dem nächsten Besuch Pater Isidors entgegen.

Anmerkungen.

1. Alles, was hier, und später über Tökölys und der übrigen Ungarischen Mißvergnügten (Malcontenten in der Sprache der damahligen Zeit genannt) Verbindungen mit der Pforte, ihre Stellung zum Wienerhofe gesagt wird, so wie die Geschichte der Belagerung selbst im dritten Bande, ruht ganz auf historischem Grunde. Benutzt wurden hierzu: Fuhrmanns alt und neues Wien; Geusaus Geschichte der Haupt- und Residenz-Stadt Wien; Leopold des Großen wundernswürdige Leben und Thaten; das Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1824; Das Diarium der Belagerung Wiens; Engels ungarische Geschichte u. s. w. Über Graf Zriny finden sich nur hier und da Andeutungen, da er vermuthlich in den politischen Bewegungen seiner Zeit nur eine untergeordnete Rolle spielte; doch ist auch er eine geschichtliche Person.

2. Das Amthaus stand einst, und noch in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts dem Kloster der Himmelpfortnerinnen in der Rauhensteingasse, so wie es hier beschrieben ist, gegenüber. Seitdem ist alles in dieser Gegend verändert, das Kloster auf-

gekoden, und an der Stelle desselben und des Amthauses Wohnhäuser gebaut worden.

3. Diese Anekdote ist getreu aus dem oben angezogenen Leben Leopold des Großen genommen.

4. Was von König Johann von Pohlen, von seinen Verhältnissen zu Österreich, der Pforte und Frankreich gesagt wird, ist geschichtlich.

5. Den Nahmen Favorite trug nicht allein das kaiserliche Lustschloß auf der Wieden, sondern auch, vielleicht etwas später, der jetzige Augarten in der Leopoldstadt.

6. Diese Oper, von welcher ich ein Exemplar besitze, in dem leider einige Blätter fehlen, wurde wirklich auf dem über dem großen Wasserreservoir des k. k. Lustgartens erbautem Theater aufgeführt. Durch eine künstliche Vorrichtung theilte sich im zweyten Acte der Fußboden, und die Schiffe erschienen auf den wirklichen Wellen des Teiches. Das Opernbuch, mit Kupferstichen geziert, welche die prächtigen Decorationen vorstellen, gibt einen hinreichenden Begriff von dem Glanz dieses kaiserlichen Festes.

Die
Belagerung Wiens.

Von

Caroline Pichler,

geborenen

von

Greiner.

Zweyter Theil.

Wien, 1824.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Die Belagerung Wiens.

Zweyter Theil.

Indessen Katharine zu Wien in jenen stillen Verhältnissen lebte, welche ihr Inneres nach und nach entwickelten, und manchen schlafenden Keim in ihrer jungen Seele weckten, hatte ihrer Schwester Geschick zu Paris auch eine von ihrer anfänglichen Bestimmung sehr verschiedene Richtung genommen; und was jenes Gespräch im Theater, und Pater Isidors strenge Äußerungen offen aussagten, bestättigten ihr und ihres Gemahls Brief in leisen Andeutungen nur zu sehr. Sie war nicht mehr das glückliche, wonne- und liebetrunkne Weib, das, vor einem Jahre ungefähr, am Arm der glühendsten Liebe in die Welt, und in die Welt von Paris unter Ludwig den XIV. getreten war, und wenn gleich in den äußern Verhältnissen der schönen und bewunderten Frau von Villecamp sich keine Veränderung zugetragen zu haben schien, indem sie noch stets mit dem

vorigen Glanz in Paris lebte, viele Menschen bey sich sah, und in gewisser Rücksicht in ihrem Kreise den Ton angab, so fehlte doch viel, daß in ihrem Innern jener heitere Maytag des Glückes geleuchtet hätte, der sich in ihrem ersten Brief sogar mit etwas Übermuth gegen die unscheinbare Schwester ausgesprochen hatte.

Die Umstände, welche ihre Entführung begleiteten, die mit tausend romantischen Zufällen verknüpfte, geheimnißvolle Reise durch Ungarn und Deutschland, die Neuheit der Verhältnisse, und der stete Umgang mit dem geistreichen und leidenschaftlich liebenden Jüngling hatten sie schon früher mit einem Zauber umstrickt, dem selbst der Zwang, welchen die gegenseitige Achtung ihnen freywillig auferlegte, neue Reize lieh. Mit der Ergebenheit und zarten Scheu eines Ritters aus der Zeit der Tristane und Lancelotte hatte Zriny das Mädchen, das sich seinem Schutze anvertraut, durch ein Paar Wochen sicher und ehrerbiethig geleitet. Mit der Feinheit und Galanterie eines Höflings von Versailles hatte er sie zu unterhalten und jedem ihrer Wünsche zuvorzukommen gewußt, während verliebte Tändeleyen und süßes Gekose, wie eines arkadischen Schäfers nach Guarini's

oder Taſſo's Schilderungen, nach und nach den ſtrengen Ernſt der Kloſterfrau entwaffneten, und auch in ihre Seele jenes trunkne Entzücken ſtrömten, das ihn ſchon längſt für jede beſſere Beſinnung taub machte.

Doch ſelbſt in dieſem wonnigen Rauſche behauptete Ludmillens Reinheit, ſo wie Zriny's beſſeres Gefühl, ihr Recht, und kein Gedanke als an einen Beſitz durch heilige Bande und den Schwur vor dem Altar Gottes kam in ihre Seelen. So, noch im erſten Taumel der Leidenſchaft, riß ſich Zriny in Straßburg von ihr los, und eilte nach Wien, um hier keinen Verdacht wegen ſeines längeren Außenbleibens zu erregen. Hier wußte er beym Kaiſer, unter einem wahrſcheinlichen Vorwand, Gelegenheit zu einer Reiſe nach Ungarn zu finden, und benützte die kurze Zeit, um nach Munkats zu eilen, Schwager und Schweſter wieder zu ſehn, und ihnen ſeine bevorſtehende Verbindung zu entdecken. Aber die fürſtliche Pracht, welche dieſes Haus ſeitdem angenommen hatte, die Plane, welche Tököly hegte, und die er ſeinem Schwager mittheilte, endlich Helenens Stolz und ein antwortendes Gefühl in ſeiner eignen Bruſt überzeugten ihn, daß wenigſtens jetzt der Zeit-

punct zu einer solchen Eröffnung nicht war, und daß es überhaupt nicht gerathen seyn würde, seine Heirath öffentlich bekannt zu machen.

Ludmilla war indeß nach Paris gegangen. Der Aufenthalt in Frankreich, der Umgang mit gebildeten Menschen, endlich ihr eigner Sinn für alles Feinere und Höhere hatten bald eine mächtige Veränderung in ihrem Äußern bewirkt, und auch ihr Inneres auf gewisse Weise umgestaltet. Der düstere Ernst der Klosterjungfrau, die Unbeholfenheit des Landmädchens streiften sich nach und nach von ihr ab. Im Umgange mit feingebildeten Frauen und geistvollen Männern, an welche Zriny sie durch Briefe empfohlen, fing sie an, die Welt und sich selbst ganz anders zu beurtheilen. Ihre Liebe für's Schöne, ihr Geschmack wurde geweckt, sie übte sich in Tanz und Musik, sie lernte ihren Körper mit Anmuth tragen, ihre natürliche Wohlgestalt durch gewählten Anzug erheben, und endlich gaben Lectüre und Gesellschaft ihr zwar keine gründlichen Kenntnisse oder ein richtiges Urtheil, aber jene Beweglichkeit des Geistes, welche in der großen Welt gar oft für wirklichen Verstand oder zusammenhängendes Wissen gilt.

So fand sie Zriny wieder, als er sechs Mo-

nathe ungefähr, nachdem er sie in Straßburg verlassen, sie in Paris wieder sah. Die Verwandlung war auffallend. Eine leichte Anmuth schwebte wie ein Frühlingshauch um ihr ganzes Wesen. Ihr hoher Wuchs, ihre bedeutenden Züge waren durch den vortheilhaftesten Anzug gehoben, und wenn diese Reize minderer Art schon an und für sich anzogen, so gesellte sich hier eine verborgene Majestät der Haltung zu jener Grazie, so wie die Leichtigkeit ihres Benehmens von einem gewissen Ernst ihres Geistes begleitet war, wodurch ein seltsamer Contrast in den Ausdruck des Ganzen kam, der zugleich anzog, und in Entfernung hielt, ganz so wie der sanfte Zug um ihren Mund, und der schmachtend trübe Blick ihrer hellblauen Augen mit den dunkel starken Augenbraunen, die ihrem Gesicht so viel strengen Ernst gaben, auf eine seltsame aber reizende Art contrastirten.

Vielleicht hätte die Ludmilla, die er in Straßburg verlassen, es nicht so leicht vermocht, als es der Frau von Villecamp jetzt wurde, den liebenswürdigen Flüchtling wieder ganz in die alten Bande zu schlingen. Zriny hatte in der Zeit seiner Trennung von ihr, wie wir schon gesagt, gar Manches gesehen und erfahren, was ihn in

seiner Denkart und seinen Lebensansichten auf einen etwas andern Standpunct stellte. Zudem war die erste Gluth seiner hoffnungslosen Leidenschaft durch die vollständigste Erwiederung, ja durch die leidenschaftlichste Hingebung von Seite Ludmillens bereits in etwas gestillt, und — gekühlt worden, und der Gedanke, sie zu besitzen, beherrschte nicht mehr ausschließend sein ganzes Wesen. — Jetzt sah er sie wieder — der Zauber, der sie umschwebte, war ihm neu, und diese Neuheit fachte die alte Liebe wieder so stark an, daß Ludmille der kleinen Veränderungen, die Statt gehabt hatten, nicht so bald inne werden konnte.

Ihre Verbindung vor Gottes Altar durch das Band einer rechtmäßigen Ehe war der erste Gedanke, der nun beyde beschäftigte, und Zriny noch verliebt genug, um auch seinerseits diesen Wunsch mit allem Eifer zu betreiben. Dennoch befremdete und betrübte es Ludmillen sehr, als er ihr aus Familienrücksichten und vielen andern unabänderlichen Verhältnissen die Nothwendigkeit vordemonstrirte, ihre eheliche Verbindung vor der Hand ein Geheimniß für die Welt bleiben zu lassen. Sie konnte lange nicht an den wirklichen Ernst dieser Nothwen-

digkeit glauben, sie hielt sie für eine Prüfung, auf welche Zriny die Stärke ihrer Liebe zu ihm setzen wollte, und sie war zu verständig und schon zu bekannt mit der Welt, um nicht einzusehn, welches seltsame, ja zweydeutige Licht das Geheimhalten ihrer Ehe auf ihren Ruf werfen mußte. Sie machte ihm die ernstesten, die rührendsten Vorstellungen deßwegen; aber sie fruchteten nichts, und glitten alle an dem felsenfesten Entschlusse ihres Freundes, hier nicht nachzugeben, ab. Ja, er war es, der endlich durch alle diese Erörterungen, wie durch die Nothwendigkeit, Ludmillens gerechte Bitte abschlagen zu müssen, wirklich unglücklich schien. Es war sein feindliches Schicksal, das ihn zu dieser Grausamkeit gegen diejenige zwang, der er gern mit seinem Leben jede unsanfte Berührung erspart hätte; es war seine wunderbare Stellung zwischen dem Kaiser, seinem Vaterland, und seiner Familie, die ihn in diese feindliche Lage versetzte; er war es, der am meisten darunter litt, und er bedurfte nicht noch, Ludmillens Thränen und ihre Kränkung zu sehn, um ihn beynahe zur Verzweiflung zu bringen.

So seltsam diese Äußerungen klingen mochten, so hätte doch Ludmilla dem Grafen sehr

Unrecht gethan, wenn sie Alles für eine geflissentliche Rolle, und ihn für einen Doppelzüngler gehalten hätte, der, sich der Falschheit seines Vorgebens klar bewußt, nur die arglose Braut zu berücken trachtete. Zrinys ungemeßne Eitelkeit, welche mancher glückliche Erfolg noch höher schwellte, der Ehrgeiz seiner Familie, selbst seine seltsame Gemüthsstimmung vereinten sich, in seinem Geiste nach und nach ein Gebäude vor halb wahren und halb erträumten Ansichten aufzuführen, vermöge welchen er sein Haus und vorzüglich sich selbst berufen glaubte, für Ungarns Befreyung von fremder Herrschaft zu wirken, und es zu einem selbstständigen Reiche zu machen. Dieser Plan, der den Rücksichten und Pflichten, welche er dem Kaiser schuldig war, gerade entgegenstrebte, erregte in seiner Seele einen fortwährenden Kampf, der ihn mit sich und seinem klaren Bewußtseyn entzweyte, und ihn nur in der Bewegung steter Reisen, in angestrengter Thätigkeit oder in den Augenblicken leidenschaftlicher Spannung jenes Zwiespalts für kurze Zeit vergeßen ließ. Darum stürzte er sich gern in den Strudel der großen Welt; seine Liebenswürdigkeit, sein reicher Geist machten ihn zu einem gesuchten Gegen-

stand für das schöne Geschlecht, und seine Eroberung wurde für einen bedeutenden Gewinn angesehn. Dieses Bestreben ergötzte und zerstreute ihn, aber es befriedigte ihn nicht, und er stand im Rufe eines Flattergeistes, als Ludmillens Erscheinung, wie ein seltner Comet die gewöhnlichen Bahnen des wirklichen Lebens durchkreuzend, ihn mit bisher ungekannter Gewalt ergriff, und, so wie er selbst glaubte, für die Ewigkeit fesselte.

Er hatte Alles angewendet, was sein Geist ersinnen, sein Muth und seine Gewandtheit ausführen konnte, um sie zu besitzen. Er hatte sie errungen; er mußte sie auf eine Weile verlassen, aber er war ihrer sicher. Einige Ruhe kehrte in sein sturmbewegtes Gemüth ein, mit ihrem Eintreten wurde er sich jenes unseligen Zwiespalts wieder bewußt, der Ehrgeiz erwachte, seine Verwandten wirkten auf sein nur zu empfindliches Gemüth. Große Plane wurden besprochen, und Zriny sah bald ein, daß hier von den Angelegenheiten seines Herzens, und einer Verbindung mit einem armen deutschen Fräulein aus einem unbekannten, wenn gleich edlem Hause keine Rede seyn konnte. Er schwieg also, er ließ sich hinreissen. Ludmilla trat vor den

Riesenentwürfen Tokölys und Helenens in Schatten; aber noch liebte sie Zriny zu warm, noch war ihm ihr völliger Besitz nicht sicher genug. Er kehrte in ihre Arme zurück, er wollte sie zu seiner Gemahlinn machen, aber die Welt durfte es nicht wissen.

Diese Erklärungen und Ansichten machten den Gegenstand manches angreifenden Gespräches zwischen ihm und Ludmillen aus, und er schien so viel dabey zu leiden, und litt zum Theil auch wirklich durch die Berührung der schmerzendsten Saiten seines Herzens, daß endlich Ludmilla selbst jeden Versuch, ihn zu ihren gerechten Wünschen zu stimmen, aufgab, mit der Hingebung der wahren Liebe ihre Zufriedenheit, ja ihren Ruf seinen Planen opferte, und darein willigte, seine Gemahlinn zu seyn, aber nicht zu heißen. Das allein bedingte sie sich aus, daß sie ihrer Mutter und Schwester dieß Geheimniß unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit anvertrauen durfe. Ihnen, die sie durch ihre Flucht so tief gekränkt, war sie diese Offenheit und Beruhigung schuldig; vor der Welt wollte sie dann, dem Geliebten zu Gefallen, ertragen, was über sie und ihren Ruf ergehen mochte, und sich damit trosten, daß die

Wirklichkeit besser war, als der Schein, und eine Zeit kommen würde, wo der verdächtige Schleyer fallen, und ihre rechtmäßige Vermählung kund werden sollte.

Nun hatte Zriny erreicht, was er wollte, und nun betrieb er auch die Anstalten zu seiner geheimen Vermählung mit seiner gewohnten Heftigkeit. Alles wurde in der größten Stille, aber mit allen nöthigen Förmlichkeiten vollzogen, und die wenigen Personen, die nothwendig um diesen Schritt wissen, und bey der Ceremonie zugegen seyn mußten, waren von der Art, daß sie Ludmillen das gerechteste Vertrauen einflößen, und auch Zriny über ihre Verschwiegenheit ganz ruhig machen konnten.

Welches himmlische Leben begann nun für Ludmillen! Sie war sein, sein durch heilige Bande, sein auf ewig, jeder ihrer Gedanken, ihrer Wünsche, jede ihrer Kräfte nur ihm geweiht! Nur in ihm fühlte sie ihr Leben, aber welches reiche Leben voll der wechselndsten Gefühle, geistigen Genüsse und tiefen Anklänge im Innersten ihres Wesens! Selbst das Geheimniß, welches über ihrer Verbindung schwebte, gab ihr einen neuen Reiz, und die kleinen Trennungen und Entbehrungen, welche sie sich ge-

fallen lassen mußte, erhöhten die Freuden der Stunden, wo sie ihren Gemahl ungestört sehen konnte. Aber nicht so gelassen ertrug sein ungeduldiger Geist diese Schranken, und war schon vor der Ehe sein Betragen gegen Ludmillen nicht so vorsichtig gewesen, als es die Klugheit gefordert hätte, so wollte er nun von jenen Beobachtungen wenig oder gar nichts wissen, und seine Liebe, wie seine Eifersucht, sprach sich bey jeder Gelegenheit deutlich aus, mochte gegenwärtig seyn, wer da wollte.

Indessen waren auch im Äußern Glanz und Genüsse der feinsten Art um Ludmillen verbreitet. Des Kaisers Großmuth, Helenens reiche Unterstützungen hatten Zriny in den Stand gesetzt, das Haus der Frau von Villecamp in Paris auf einen sehr eleganten Fuß einzurichten. Schon früher hatten seine Adressen sie mit Menschen aus den feiner gebildeten Kreisen der Gesellschaft bekannt gemacht, und alles geistige Leben, alle höhern geselligen Freuden, alles, was das Zeitalter Ludwig des XIV. an vorzüglichen Geistern hervorgebracht, wußte ihres Gemahls eigner reicher Genius, und der Überfluß, welcher in seinem Hause herrschte, um Ludmillen zu versammeln. In diesen Kreisen glänzte sie als

ein bewundertes Gestirn, dem selbst manches fremdartige und hier nicht gewöhnliche ihrer Erscheinung einen geheimen Zauber verlieh. Bald sprach man in Paris nur von der Freundinn des Ungrischen Grafen, der schon längere Zeit in den ersten Cirkeln des Adels, und am Hofe bey seinen öftern Anwesenheiten eine glänzende Rolle gespielt hatte, und die Herren fanden den Gedanken allerliebst, daß er sich auf diese Art arrangirt und ein glückliches Mittel zwischen dem allzunüchternen Junggesellen-Leben, und dem Zwang einer wirklichen Ehe getroffen habe. Was Anspruch auf Bildung und feinen Ton machte, besuchte das Haus der Frau von Villecamp. Hier war man sicher, Einen oder den Andern der vorzüglichsten Geister zu finden, welche damahls von Paris aus ein helles Licht über Wissenschaften und Künste verbreiteten. Moliere, Racine, Quinault, Boileau u. s. w. gingen hier aus und ein, und wenn gleich strenger gesinnte Frauen dieses Haus mieden, so konnte es in Paris, wo eine L'Enclos glänzte, eine Montespan und La Valliere ihren Hof hielten, auch nicht an artigen Frauen fehlen, die den Cirkel der Frau von Villecamp verschö-

nerten, und den Gesellschaften, welche sich bey ihr versammelten, erst ihre wahre Würze in der damahligen Zeit gaben, wo noch, mit Frauen auf eine liebenswürdige Art umzugehn, sie zu unterhalten, von ihnen zu lernen, und hinwiederum durch den Austausch der Gedanken ihren Geist zu bereichern, für eine Pflicht wie für eine unerläßliche Eigenschaft jedes feingebildeten Mannes gehalten wurde.

So hatte Zriny das äußere Leben seiner Geliebten gestaltet, und wenn sie schon darin mit Recht einen großen Theil ihres Vergnügens finden konnte, so überwog doch das Glück, welches der zwanglose Umgang mit ihrem Gemahl ihr gewährte, noch bey weitem jene Freuden. Sein Geist hatte sich längst des ihrigen bemächtigt, seine Ansichten, seine Urtheile über gewöhnliche Dinge waren die ihrigen geworden. Jetzt fing er an, auch das Ungewöhnliche mit ihr zu besprechen, und freute sich, wenn seines Weibes ernster kühner Sinn dem seinigen zu folgen im Stande war. Nach und nach erweiterte er ihren Gesichtskreis, er erklärte ihr die Stellungen der bedeutendsten Männer am Hofe zu Versailles, die sie zum Theil persönlich kannte, ihre Absichten, ihre Plane gegeneinander,

endlich die Verhältnisse der europaischen Höfe unter sich. Zuletzt offenbarte er ihr sein Geheimstes, die Lage seines Vaterlandes, seine streitenden Verpflichtungen gegen Leopold und gegen sein eignes Haus, die Plane, zu welchen er sich berufen glaubte, und weihte so sein Weib zu seiner innigsten und vertrautesten Freundinn ein.

Ludmillens Geist frohlockte über dieses Vertrauen. Sie fühlte sich dadurch gehoben, beglückt. Sie hielt sich für viel mehr, als ein gewöhnliches Weib, und sah mit Stolz auf ihre übrigen weiblichen Bekannten nieder. Die Sphäre, in welcher diese sich bewegten, schien ihr zu gering, und wenn sie nicht Zriny's Gattinn hätte seyn können, des Mannes, den sie weit über alle ihr bekannten Männer setzte, so hätte nur das Loos einer Frau, die ihr Schicksal einem Throne so nahe gestellt hätte, wie Madame Maintenon, ihr wünschenswerth geschienen. Allmählich aber, wie sie über die Welthändel anders urtheilen gelernt hatte, fing Zriny an, auch über übersinnliche Gegenstände mit ihr zu sprechen. Neben der wahren Frömmigkeit, ja neben der Bigotterie, welche in den spätern Zeiten an Ludwigs Hofe herrschte, begonnen jene

Grundsätze, deren Resultate sich später in den Schriften der ausgezeichnetsten Geister kund gaben, schon in empfänglichen Gemüthern Platz zu greifen. Zriny's Seele, von Leidenschaften bestürmt, von Zweifeln gespalten, hatte längst gestrebt, jene strengeren Meinungen von Pflicht und Recht, jene freywilligen Unterordnungen, welche die Lehren der Religion ihren Bekennern auferlegen, als ein lastendes Band abzuwerfen. Die freysinnigsten Männer seiner Zeit waren sein liebster Umgang, mit ihnen fing er an, über alles zu vernünfteln, und bald kam er dahin, nichts mehr für wahr zu halten, als wovon seine Sinne ihn überzeugten, und was er nicht ganz hinwegstreiten konnte, als ein unzuerörterndes und darum uns Menschen verschlossenes Geheimniß auf sich beruhen zu lassen.

Auch in diesem Puncte ging seine Überzeugung, nur etwas schwieriger als in den andern, auf seine Gemahlinn über. Lange brauchte es, bis ein Gemüth, von Jugend auf in den strengsten Religionsbegriffen erzogen, früher selbst zum Klosterstande bestimmt, und das bisher jeden Zweifel, ja jedes Grübeln über die unberührbaren Wahrheiten seines Glaubens als ei-

nen Frevel betrachtet hatte, zu jenen freyen, kalten, so vieles Schöne ertödtenden Ansichten zu stimmen war. Aber es waren die Ansichten ihres Gemahls. Dieser Begriff wirkte mit zauberischer Gewalt auf ihr Urtheilsvermögen. Und waren denn nicht manche Zweifel über die Rechtmäßigkeit ihres eigenen Benehmens, und so manche Vorwürfe ihres Gewissens beseitigt, wenn das, was sie bisher als göttlichen Ausspruch betrachtet, nichts als Menschenwerk und ein künstliches System priesterlicher Politik gewesen, die Gemüther des Pöbels in Zaum zu erhalten? Die Prüfung fiel daher nicht gar zu strenge aus; Frau von Villecamp gelangte bald dahin, mit den berühmtesten Freydenkern ihrer Zeit gleichen Schritt in ihren philosophischen Ansichten halten zu können.

So war denn nun, und mit verwunderswürdiger Geschwindigkeit — denn die Liebe war hier Lehrmeister in allem gewesen — auch Ludmillens ganzes Wesen in allen seinen Beziehungen verändert, und nur Eines blieb in ihr unwandelbar dasselbe, ihre Liebe zu Zriny. In dieser glänzenden Epoche ihres Lebens, die damahls eben ihren höchsten Gipfel erreicht hatte,

war der erste Brief geschrieben, der auf Katharinen eine so unangenehme Wirkung gethan.

Jedes Ding, jeder Mensch, jede Einrichtung auf dieser Erde hat einen solchen Lichtpunct, vor und hinter welchem sich allmählich wieder Schatten verbreiten, und alles dem unbeachteten Dunkel zuschleicht, aus welchem es sich früher langsamer oder schneller gehoben. Auch Ludmillens Glück mußte dieses allgemeine Loos der Menschlichkeit theilen, und allmählich begann sie zu fühlen, daß nicht mehr alles um sie her war, wie ehemahls.

Den Anfang machte eine bisher nicht gewohnte Geschäftslust ihres Gemahls. Der Kaiser, mit dessen Vorwissen, ja auf dessen Befehl er sich in einer diplomatischen Sendung diesmahl in Paris befand, und den er geschickt zu veranlassen gewußt hatte, um ohne Verdacht sich länger bey seinem jungen Weibe aufzuhalten, überhäufte ihn seit einiger Zeit mit mehr Arbeiten, die Zriny noch nie so dringend erschienen waren, als jetzt. Zudem war es nöthig geworden, die Verbindungen mit Ungarn sehr ernstlich zu betreiben, weil dort sich alles zu einer baldigen Entscheidung zu gestalten begann. Geheime Briefe von Tököly, von andern Ver-

trauten kamen auf räthselhaften Wegen an; selbst aus Constantinopel erschienen Bothen. Zriny fand sich in einem Kreise wichtiger und vielverschlungener Geschäfte befangen, und mochte seiner Frau auf ihr öfteres und ernstes Befragen nicht läugnen, daß es ihm nicht unangenehm wäre, weil ja doch Wirken des Mannes eigentliches Leben sey, und er sich nun einmahl durch Geburt und Naturanlagen berufen glaube, in einer höhern Sphäre für sein Vaterland und die Welt thätig zu werden.

Was konnte Ludmilla gegen solche Ansichten einwenden, die sie früher mit einer Art von Begeisterung, als sie ihr noch ferner gelegen, selbst umfaßt hatte? Sie konnte nichts erwiedern, aber sie fühlte desto mehr, was sie dabey verlor. Allmählich wurden nun die Stunden, die Zriny sonst dem ungestörten Umgang mit seinem Weibe gewidmet, immer kürzer. Allmählich fing er an, in den Abendcirkeln, die sich bey ihr sammelten, auch hier und dort eine andere Frau schön oder geistreich zu finden. Er konnte sich lange und angelegen mit ihnen unterhalten, er konnte schäckern, sich mit ihnen in scherzhafte Streitigkeiten einlassen, und allen Reichthum seines Witzes entfalten, während er für Ludmil-

Zriny sah das, er konnte sich nicht läugnen, daß es sey, und woher es käme, und er fühlte sich dadurch sehr unglücklich; denn es war abermahls sein böses Geschick, das ihn um seine Seligkeit brachte, ihn durch die Stelle, zu welcher es ihn bestimmt, aus den Armen des liebenswürdigsten Weibes riß, und auch das Glück aller derjenigen zerstörte, mit denen er, der Unselige, in nähere Berührung kam.

Diese Klagen, die er freylich nie ganz deutlich vor Ludmillen aussprach, zerrissen ihr Herz, und brachten endlich einen Entschluß in ihr hervor, der diesem Zwispalt ein Ende machen sollte. Eines Tages, als Zriny wieder ganz verstimmt und düster neben ihr saß, den Kopf in die Hand, den Arm auf die Lehne des großen damastenen Armstuhles gestützt, begann sie mit einer gleichgültigen Frage: Ob er schon lange keine Nachrichten aus Munkats erhalten habe?

„Ich erwarte jeden Tag einen Brief von Emmerich. Es muß sich jetzt bald viel Bedeutendes entscheiden.“

Emmerich hat sich also entschlossen, den türkischen Schutz anzunehmen?

„Es bleibt ihm sonst nichts übrig. Die Schrit-

te, die er gegen Leopold gethan, sind zu offenkundig, so wie seine ganze Denkweise. Nimmermehr kann zwischen uns und dem Kaiser Friede werden."

Auch dich zählst du dazu, dich, den er liebt — dem er vertraut?

„Das ist meine Qual! rief Zriny heftig aus: Das ist der Fluch, der mich verfolgt, Alles, was ich liebe, Alles, was mich mit Liebe umfängt, unglücklich zu machen!"

Leopold fühlt davon nichts. Du besorgst ihm treulich, was er dir von Geschäften aufträgt.

„Und mit welchem Herzen? Und wie lange wird es währen? Die Entscheidung naht, die Umstände dringen. Kara Mustapha fängt an, seine Heere zu sammeln. Großes bereitet sich —"

Und du sitzest hier in unthätiger Ruhe?

Zriny starrte seine Frau an. Diese Frage kam ihm unerwartet. Was meinst du? sagte er endlich langsam.

Ich meine, erwiederte sie, wenn du selbst in der Nähe, und Zeuge und Theilnehmer an jenen Ereignissen seyn könntest, die dein ganzes Wesen so tief bewegen —

„Wie kann ich's? erwiederte er; Mich binden meine Pflichten hier —"

Die du gegen den Kaiser hast. Aber deine Mission naht ihrem Ende, und es steht, das hast du mich selbst einsehen lassen, in deiner Macht, sie abzukürzen, wie ihr Anfang, ja ihr ganzes Entstehn dein Werk, und der Antrieb deiner Liebe war, um damahls hierher nach Paris zu kommen.

„Was folgt aber daraus?“

Daß dieß Geschäft ein Ende haben kann, wenn du willst, das du dich los machest, wenn es dich zu sehr einengt, und nicht über dem Geringern das Wichtigere hintansetzest. Geh nach Ungarn —

Nach Ungarn? rief Zriny betroffen; denn er hörte, was bisher dumpf, aber beunruhigend in seiner Seele gelegen, von der Person aussprechen, der es am schmerzlichsten fallen mußte.

Ja doch, erwiederte Ludmille mit der scheinbarsten Ruhe: Du wirst dort nothwendig seyn, oder doch überall zu thun finden. Das große Werk ist im Gange, an dem Du bisher im Verborgenen mitgearbeitet. Deines Schwagers Erntetag naht. Der Sultan ist bereit, ihm die Belehnung mit Fahne und Kalpak als Fürst von Ungarn zu verleihen. Ohne dich, ohne das, was du hier und in Versailles durch deine Freun-

de, durch deine eigne Persönlichkeit gewirkt, wäre es nicht möglich geworden. Aber noch ist viel zu thun, und Kara Mustapha erwartet dich kennen zu lernen, du weißt es —

„Was liegt daran! Er ist ein Barbar, dem, den Hof zu machen, ich eben kein Verlangen fühle.“

Es ist nicht um des Barbaren willen, es ist um der Sache Eures Hauses willen, die durch ihn, als durch das unerläßlichste Werkzeug gefördert werden soll. Das Werkzeug ist nicht der Zweck deiner Bemühungen, aber es will gehandhabt werden —

„Ich verstehe dich, Ludmilla! Du bist ein großes Weib! Und doch — ich verstehe dich wieder nicht. Du? Du räthst mir nach Munkats zu gehn?“

Ich spreche aus, was dein Geist dich längst im Stillen heißt. Du verzehrest dich hier.

Zriny senkte das Haupt, er antwortete nicht. Sein Bewußtseyn, der Edelmuth seines Weibes, die ihn selbst antrieb, das zu thun, was ihr so unendlich schmerzlich seyn mußte, der Vorwurf, der unausgesprochen, aber nicht minder fühlbar in allem dem lag, drückten seinen Geist.

Auch Ludmilla schwieg. Ihre Kraft bedurfte einiger Erhohlung. Das, was sie ihrem Manne mit scheinbarem Gleichmuth vorgetragen, war das Resultat eines langen Kampfes mit ihrem Herzen gewesen. Jetzt war es ausgesprochen; sie schöpfte tief auf Athem, und war froh, stille bleiben zu können.

Wir werden es überlegen, sagte Zriny nach einer Weile, indem er sich erhob, auf Ludmillen zuging, und sie innig aber stumm umarmte. So endete diese erste Unterredung.

Ihr folgten bald mehrere ähnliche. Die Schranke war durchbrochen. Ludmilla hatte es selbst gethan. Es drückte sie minder schmerzlich; denn diese Äußerung ihrer moralischen Kraft gab ihr ein beruhigendes Gefühl, das sie über ihren unendlichen Schmerz erheben half. Sie war es, die ihrem Mann die ängstlich entbehrte Freyheit wieder zu geben, und ein Verhältniß wenigstens zeitlich zu lösen stark genug war, das ihm kein Glück mehr gewährte.

Zriny hätte nicht so feinfühlend und scharfsinnig seyn müssen, als er wirklich war, um nicht zu empfinden, daß er hier gegen seine Frau im Schatten zu stehen kam. Wie sie an ihm von jeher gehandelt, und wie er es ihr vergolten,

mußte ihn beschämen, und das ist nicht die Stimmung, in welcher man sich zu dem Wesen, das sie erregt, hingezogen fühlt. Aber er hätte auch weniger Stolz und Eitelkeit besitzen müssen, wenn er nicht einen Ausweg hätte finden sollen, sich vor seinem Bewußtseyn halb und halb zu rechtfertigen. Eben die Ruhe, mit der Ludmilla selbst ihn aufzugeben schien, die Größe der Seele, mit der sie ihn aus ihren Armen an seine Plane wies, schienen ihn auf einer Seite durch den gern genährten Glauben, daß auch ihre Liebe erkaltet sey, zu beruhigen, während der Eifer, welchen sie für die Plane seines Ehrgeizes bewies, ihn anspornte, hierin einer Frau nicht zu weichen. Konnte sie ihm und dem Glück der Liebe entsagen, warum sollte er sich nicht aus dem genußreichen Leben an ihrer Seite loszureissen, und in den Wirbel einer gefährlichen aber rühmlichen Thätigkeit zu stürzen vermögen?

So beschönigte er vor sich selbst, was zu thun er, vielleicht sich selbst unbewußt, längst gewünscht hatte. Ruhe gab ihm diese Beschwichtigung seines Gewissens nicht. Die geheimen Vorwürfe desselben unterbrachen seine hochfliegenden Träume, aber er gab sie darum nicht auf. Vielmehr versenkte er sich von jetzt an ganz in dieselben,

besprach ungescheut alle seine Vorsätze, und schickte sich allmählich an, von der Freyheit, die ihm gegeben worden, Gebrauch zu machen, indem er mit großer Thätigkeit arbeitete, sein öffentliches diplomatisches Geschäft, um dessentwillen er nun schon fast acht Monathe lang in Paris war, zu beendigen, seine geheimen Operationen zu einem erwünschten Schluß zu bringen, und dann nach Wien und Munkats zu eilen, wo nun bald der langbereitete Sturm ausbrechen sollte.

Ludmilla sah das Alles, und kämpfte unablässig mit sich, um jene äußere Fassung zu erhalten, die sie sich nun einmahl zur Pflicht gemacht hatte; und so entließ sie endlich den Geliebten aus ihren Armen, als er am Ende des Carnevals nach Wien zurück kehrte, mit dem stechenden Zweifel in dem Busen, ob sie ihn je, und unter welchen Umständen sie ihn wohl wieder sehen werde?

Auch ihn ergriff ein tiefer Schmerz, als er zum letztenmahl mit ihr im traulichen Gespräche beysammen saß, und der Gedanke von der unzuberechnenden Gewalt der Ereignisse, denen er sich wie einem uferlosen Meere zu überlassen im Begriff stand, von der Zweydeutigkeit der Rolle, die er in Wien werde spielen müssen,

von den Gefühlen, mit welchen er seinem Monarchen und väterlichen Wohlthäter unter die Augen treten sollte, und endlich von Ludmillens Schicksal, die er einsam im fremden Lande unter fremden Menschen zurückließ, verbitterte ihm die letzten Tage seines Aufenthalts in Paris ungemein. Mit einem trüben Gefühl, das er sich als Vorahnung kommender Unglücksfälle auslegte, sah er alle Zubereitungen zu seiner Abreise machen, und nannte sich einen vom Geschick Verfolgten, den sein böser Stern aus allen genügenden Verhältnissen, worin Anderen mit Behagen zu verweilen erlaubt sey, heraus, und den feindlichsten Stürmen entgegen jage.

Daß er in Wien Katharinen sehen würde, wußten beyde Gatten, und Ludmilla, deren Herz jetzt mehr wie vormahls mit wehmüthiger Erinnerung an ihrer Familie hing, gab ihm einen Brief an sie mit; denn sie zweifelte keineswegs, daß er die Schwester seiner Gemahlinn sogleich aufsuchen und ihr all die Achtung und Neigung beweisen würde, welche unter so nahen Verwandten ziemlich ist. Er aber sorgte indeß mit eben so viel Zartgefühl als Freygebigkeit für die sorgenfreye und angenehme Existenz seiner Gemahlinn in Paris während seiner Abwesenheit,

empfahl sie wichtigen und angesehenen Freunden, wies ihr Geld im Überfluß an, und schmeichelte ihr und vielleicht sich selbst mit der Aussicht, daß ihre Trennung nicht lange währen sollte.

Ludmilla hörte ihn dieß mehr als einmahl wiederhohlen. Sie glaubte nicht daran, sie zweifelte sogar, ob er selbst davon überzeugt sey. Aber sie erwiederte nichts, und entließ endlich den Heißgeliebten unter gegenseitigen Thränen und Betheuerungen der innigsten Liebe, die Zriny in diesen aufgereizten Momenten auch wohl zu empfinden wähnte.

So kam er nach Wien. Die Dauer und die Einsamkeit der Reise hatten kühleren Überlegungen Raum gegeben. Er fand es fürs erste nicht sehr dringend, sich sogleich nach seiner Schwägerinn umzusehn. Ihn beschäftigten seine Projecte, ihn reizte der Glanz des Hofes; und die Feyerlichkeiten, welche der Ankunft des Pohlnischen Gesandten zu Ehren gegeben wurden, waren eine zu erwünschte Gelegenheit, nach längerer Abwesenheit wieder in den Cirkeln des Österreichischen und Ungarischen Adels zu glänzen, wo der Umstand, ganz neu aus Paris zu kommen, das damahls wie jetzt das Eldorado der großen Welt war, den liebenswürdigen

Mann doppelt anziehend machte. Seine Bewerbungen um die reiche Gräfinn von C** waren indeß nichts als Maske, wodurch er seine weitern politischen Plane zu bedecken suchte. Aber er fand es sehr gerathen, jetzt weniger als je die Vermuthung, daß er verheirathet sey, aufkommen zu lassen; denn wer konnte berechnen, wozu die Meinung, daß seine Hand noch zu vergeben sey, vielleicht bey seinen Absichten nützlich seyn konnte? An eine wirkliche Scheidung von Ludmillen dachte er mit keinem Gedanken; dazu achtete er, ja dazu liebte er sie noch zu sehr. Aber er sah immer deutlicher ein, welche ungeheuern Kämpfe er deßwegen mit seiner Familie, und vorzüglich mit seiner Schwester zu bestehen haben würde, welche auf eine Verheirathung ihres Bruders allerley Plane gebaut, und ihn im Geiste mit der Tochter oder Schwester irgend eines mächtigen Nachbars, irgend eines regierenden Fürsten verbunden hatte, der der vollendete junge Mann aus einem der edelsten Geschlechter immer ein ebenbürtiger Gemahl seyn sollte.

An jenem Abend im Theater hatte er Katharinen sogleich erkannt; aber sein Entschluß, für unverheirathet zu gelten, schien es ihm zur

Pflicht zu machen, sie vor der Welt zu verläugnen, um jeder möglichen Inconsequenz auch von Katharinens Seite zuvorzukommen. Darum suchte er sie insgeheim auf, und hoffte, sie ungestört einigemahl sprechen zu können. Ein Brief von Helenen, der ihn dringend nach Munkats beschied, und der gerade in jenen zwey Tagen zwischen seiner ersten und zweyten Zusammenkunft mit Katharinen eintraf, bestimmte ihn, unter einem wahrscheinlichen Vorwande vom Kaiser Urlaub nach Prag zu verlangen. Er hatte gerade noch Zeit den Brief zu schreiben, der den seiner Frau begleiten sollte, und Katharinen in der Kirche ein Paar Worte zu sagen. Vor der Kirchthür hielten die Postpferde, und mit Blitzesschnelligkeit flog er nach Prag, um von da unbemerkt nach Munkats zu seinem Schwager zu eilen.

Er fand es um so nöthiger, hier mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehn, als er schon längere Zeit und nahmentlich in Paris sich von mehreren Seiten beobachtet glaubte. Man suchte Erkundigungen über ihn, über sein wahres Verhältniß zu Ludmillen, über seine Verbindungen in Ungarn einzuziehen. Aber auch in Wien, auch in Prag fand er sich wie von un-

sichtbaren Netzen umgeben, und eilte daher um so eifriger nach Munkats zu kommen, und dort die letzte Hand an ein Werk zu legen, das nun seiner völligen Reife nahe war.

Ludmille blieb trauernd in Paris zurück. In der geräuschvollen Stadt, in dem viel besuchten Cirkel, der sie umgab, fühlte sie sich einsam, seit Zriny nicht mehr um sie war, sie überall das reiche Leben, das sein Geist verbreitete, die Fülle der Empfindungen vermißte, die er in ihrer Brust in steter Bewegung zu erhalten wußte. Die Welt war für sie ausgestorben, und das Schmerzlichste war, daß sie nicht, wie bey früherer Trennung, mit Wahrscheinlichkeit hoffen durfte, ihn bald wieder zu sehen. Sie wußte, welchen Ereignissen er entgegen ging, sie konnte berechnen, daß in ihrem Gedränge der Einzelne selten Herr seiner selbst und seines Schicksals bleiben kann, und sie hatte endlich nur zu deutlich erkannt, daß jene Gluth, mit der er sie in Ungarn umfaßt, schon im Anfange ihrer Ehe zum Theil vermindert und nun fast gänzlich vor den gebietherischen Forderungen des Ehrgeizes verschwunden war.

Mit unendlichem Weh erfüllte diese Gewißheit ihr Herz. Jetzt, da der Trost seines An-

blickes ihr entzogen, und zugleich das Bewußtseyn jener Kraftäußerung, womit sie ihm selbst freywillig entsagt hatte, sie nicht mehr über ihren Schmerz erhob, jetzt mangelte der Armen Alles — der Geliebte, die Kraft, die Hoffnung und auch der Trost der Religion, zu welchem doch jeder Unglückliche sonst mit Erfolg flüchtet. Sie konnte nicht mehr mit Vertrauen bethen, denn sie war über den Weltschöpfer, und ihr Verhältniß zu ihm irre gemacht worden — und welcher Trost ließ sich von einem unerbittlichem Geschick erwarten, das blind nach unveränderlichen Gesetzen waltete?

So war denn Ludmilla, indessen Glanz und Eleganz sie umgaben, und ihr Umgang von geistreichen Männern und zierlichen Frauen gesucht wurde, ein unglückseliges Geschöpf, das unter lauter Trümmern ehemahliger Ruhe und Seligkeit mit wundem Herzen da stand, und sich um so bedauernswerther dünkte, als ringsum keine befreundete Seele war, zu der sie ihre Zuflucht hätte nehmen, und ihre Klagen in derselben Brust hätte ergießen können. Wie oft und schmerzlich dachte sie jetzt an Katharinen, und wünschte die liebevolle treue Schwester zu sich, die früher mit so ergebener Seele an ihr

gehangen, und der sie — auch das war ein Stachel in ihre Seele — so schlecht vergolten hatte!

Katharine hatte indessen noch einen harten Stand mit Pater Isidor, der am dritten Tag nach jenem ersten Besuch wieder kam, und ihr meldete, daß er mit der Oberinn des Klosters gesprochen, und Katharinen die freudige Versicherung zu geben habe, daß ihre Einkleidung bald nach Ostern, das nur noch einige Wochen entfernt war, Statt haben könne. Diese Nachricht, das Drohende der Gefahr erschreckte sie tödtlich; aber sie hatte im Umgang mit mehreren Menschen, und durch ihre eigne Überlegung bereits die Klugheit gelernt, den Eindruck, den diese Rede auf sie machte, so viel wie möglich zu verbergen, und eben so den Widerstand, welchen sie diesem Plane entgegen zu setzen fest entschlossen war, vor dem Geistlichen nicht in seiner ganzen Stärke sehen zu lassen. Sie suchte ihn daher bloß auf die wahrscheinlichen grössern und kleinern Hindernisse aufmerksam zu machen, die in den Umständen lagen; aber Pater Isidors gewandter Geist wußte für die meisten Rath, und entkräftete die übrigen als nicht bedeutend, so daß Katharine sich einer innern Angst nicht erwehren konnte, wenn sie bedachte,

wie nahe dieser Zeitpunct, und wie fern der einzige Freund sey, der ihr im gegenwärtigen Falle mit Rath oder Hülfe beystehn konnte. Als der Geistliche endlich nach einer langen Unterredung sich anschickte fortzugehn, indem er ihr sagte, daß er Wien noch denselben Abend zu verlassen denke, gab sie ihm die wärmsten kindlichsten Grüße an die Mutter auf; denn sie dachte nichts anders, als daß er sogleich nach Clamm zurück kehren werde. Aber Pater Isidor erklärte ihr, daß Befehle seiner Obern ihn nach München, und vielleicht noch weiter beschieden, daß er nicht wisse, wann er wieder nach Clamm oder Wien kommen werde, aber sicher darauf zähle, sie bey seiner Rückkunft bereits in ihrem Asyl zu finden.

Katharine erwiederte nichts, und er fuhr fort: Es thut mir leid, daß ich bey Eurer Einkleidung nicht zugegen seyn kann; ich hatte mich sehr darauf gefreut.

Nun so könnte sie ja verschoben werden, fiel Katharine rasch ein: Ich fühle mich ohnedieß zu dem wichtigen Schritt nicht genug vorbereitet.

Durchaus nicht! An einen längeren Aufschub ist nicht zu denken, antwortete Pater Isidor mit großer Bestimmtheit: Hier ist kein Augenblick

zu verlieren, und jeder Tag Gewinn. Glaubt mir, mein Fräulein, ihr werdet meinen Rath noch segnen, wenn ihr hinter heiligen Mauern die Stürme der Zeit werdet ruhig vertoben sehen. Die Umstände gestalten sich gefährlich.

Wie so? fragte Katharine: Was ist denn zu besorgen?

Was ich eurer Frau Mutter vor mehreren Monathen vorsagte, trifft nach und nach ein, und ich erwarte den Augenblick, wo euer hochgerühmter Herr — Schwager, wenn ich so sagen soll, als offenbarer Rebell auftritt.

Mein Gott! rief Katharine: Sollte es dahin kommen?

Es ist beynahe nicht daran zu zweifeln. — Doch was mich berechtigt, so zu denken, würdet ihr nicht begreifen, oder nicht glauben. Nur dieß glaubt mir, Fräulein! Ihr werdet bald von höchst unangenehmen Ereignissen hören, und dann laßt mir den Trost, euch in Sicherheit zu wissen!

Mit diesem Wunsch, den der sonst strenge Mann zu liebreich aussprach, um nicht, wenigstens für seine Absicht, Dank zu verdienen, empfahl er sich, und ließ Katharinen mit tausend quälenden Gedanken allein.

Einige Tage vergingen noch ziemlich ruhig, obgleich allerley Gerüchte, wie einzelne Windstöße in der dumpfen Stille, die einem Gewitter im Sommer vorausgeht, auf den nahen Ausbruch stürmischer Ereignisse schließen ließen. Allmählich vermehrten sich diese Gerüchte, und die Generalinn, welche gern mit ihren Besorgnissen zu ihrer Mutter flüchtete, brachte deren jeden Abend andere und beunruhigendere mit sich. Jede Hoffnung, die Mißhelligkeiten mit der Pforte gütlich beygelegt zu sehn, schien zu verschwinden, und der Beytritt des Pohlen-Königs zu dem Bunde des deutschen Kaisers und Reiches den Unwillen des Hofes von Constantinopel nur noch mehr aufgereizt zu haben. Weit entfernt, sich durch diese Allianz schrecken zu lassen, verdoppelte er seine Rüstungen, und das alles vergrößernde Gerücht machte aus der Armee, welche der Großvezier bey Adrianopel zusammenzog, eine Kriegsfluth von mehr als einer halben Million Streiter. Man erzählte die furchtbarsten Dinge von der Tapferkeit und Barbarey dieser Truppen, denen das Häuflein der Österreichischen und Reichsarmee zu widerstehn nimmermehr im Stande seyn würde; man wollte wissen, wann sie sich in Marsch setzen,

und wie lange es dauern könnte, bis sie vor den Mauern Wiens erscheinen würden. Zu gleicher Zeit verbreitete sich ein eben so beängstigender Ruf von den Bewegungen der sogenannten Malcontenten in Ungarn, von den Rüstungen, die Emerich Tököly in Siebenbürgen und Oberungarn auf seine Kosten machte, und hier und da erhob sich eine Stimme des Argwohns, welche auch seinen Schwager Zriny bey dieser Gelegenheit nannte, und den erklärten Liebling des Kaisers geheimer Einverständnisse mit seinen unzufriedenen Landsleuten und einer thätigen Theilnahme an den hochverrätherischen Planen seiner Familie bezüchtigte. Kurz, alles, was Katharine in fernen Andeutungen vor mehreren Monathen von Pater Isidor vernommen hatte, schien nun in Erfüllung zu gehen, und zugleich die Richtigkeit seiner politischen Ansichten, wie seine Kenntniß der gegenwärtigen Lage der Dinge zu bestätigen.

Jetzt nahm sie mehr als einmahl, wenn sie von solchen Abendunterhaltungen in ihr Zimmer zurück kam, ihrer Schwester und ihres Schwagers Briefe vor, verglich und erklärte, und fand zu ihrem Schmerz und Schrecken, wie alles, was das Gerücht und besser Unterrichtete von

diesem Manne vermutheten, sich ziemlich deutlich mit seinen eignen Worten im Briefe belegen ließ. Da ward es auch ihr klar, daß die strengste Behuthsamkeit von ihrer Seite ihr zur Pflicht ward, um nicht durch irgend ein entfallenes Wort der Sache eines so nahen Verwandten und eines Mannes zu schaden, der, trotz allem, was er gegen sie und im allgemeinen gefehlt, immer einen lebhaften Antheil in ihrer Seele erregte. Nur konnte sie sich nach ihrer Ansicht nicht genug wundern, wie er bey solchem Bewußtseyn solche Andeutungen einem Brief anvertrauen mochte, wenn er ihn auch selbst in die Hände seiner Schwägerinn gelegt hatte, und nur eine tollkühne Eitelkeit, oder eine große Gewißheit glücklichen Ausgangs konnte dieses Wagniß entschuldigen.

Der Frühling war indeß herangenaht, und mit ihm langten die Asiatischen Truppen des Großherren, welche nur mit der günstigen Jahreszeit ihre Sitze zu verlassen, und nach Ende derselben wieder zu denselben zurückzukehren pflegen, in großer Anzahl nach und nach in Adrianopel an, und schwellten das Heer des Großveziers bis zu der bedeutenden Macht von 200,000 Streitern. Jeder Reisende, der

aus Ungarn kam, vermehrte durch seine Berichte die Furcht, statt sie zu zerstreuen, und es zeigte sich eben so sehr aus den Anstalten, welche der Kaiserhof treffen ließ, daß man sich mit dem Gedanken, der Großvezier könnte bis Wien dringen, und diese Residenz die zweyte Belagerung auszustehen haben, vertraut machte.

Ein kaiserlicher Befehl erging in diesen Tagen, der allgemeine Bestürzung verbreitete. Es wurde nähmlich alles Ernstes und mit großer Thätigkeit an die Ausbesserung der seit vielen Jahren, ja vielleicht an manchen Stellen seit jener ersten Belagerung im Jahre 1529, vernachläßigten Festungswerke geschritten, und rings umher in allen Gegenden das Landvolk aufgebothen, um an diesen Wällen und Verschanzungen zu arbeiten. In Ungarn sowohl, soweit es nicht unter türkischer Bothmäßigkeit stand, als in den deutschen Provinzen wurden Magazine angelegt, die Regimenter ergänzt, und überall solche Anstalten getroffen, welche auf eine große und nahe Gefahr schließen ließen. [1])

So geschah denn bey Katharinen, was sich so oft im menschlichen Leben bewährt, daß Furcht und Hoffnung den kurzsichtigen Sterblichen äffen, und gerade das Widerspiel oder etwas

ganz Verschiedenes von dem einzutreten pflegt, was man entweder mit Freude oder Angst erwartete. Pater Isidors Besuch, die Anstalten, welche er ihrer Aufnahme im Kloster wegen getroffen hatte, hatten sie vor ein Paar Wochen mit Entsetzen erfüllt. Jetzt war keine Rede mehr von der Einkleidung; die Betrachtung großer einflußreicher Begebenheiten, welche das Schicksal von Millionen entscheiden und ein ungeheures Unglück über eine ganze Monarchie bringen konnten, verschlang die Rücksicht auf das Loos der Einzelnen, und es war natürlich, daß mitten in den Anstalten, welche wegen der drohenden Feindesgefahr und der wahrscheinlichen Belagerung der Kaiserstadt gemacht wurden, keine Rede von der Aufnahme einer Novize in einem Kloster seyn konnte, dem vielleicht mit allen übrigen Gebäuden das Schicksal der Stürmung oder Einäscherung bevorstand.

Katharine war also von dieser Furcht erlöset, um sie mit einer andern wenig geringeren zu vertauschen; denn wenn auch das junge Mädchen von den Schrecken des Krieges, und den noch größeren einer Belagerung sich keinen eigentlichen Begriff machen konnte, so hörte sie doch von den Personen, welche das Haus der

Oberstinn besuchten, genug Trauriges und Furchtbares, um zu begreifen, daß das, was ihnen allen bevorstand, ein entsetzliches Unglück sey. Aber auch diese Erfahrung konnte sie machen, daß in solchen Fällen Furcht und Erwartung die Dinge, die da kommen sollen, noch viel schrecklicher gestalten, als sie an sich sind, und daß die Meinung die Menschen oft viel mehr, und sicher viel früher schon, empfindlich quält, ehe noch das Unheil wirklich eintritt. Es wurden die unglaublichsten, ja die widersprechendsten Dinge als sicher und zuverlässig erzählt, und eben so auch, wie die Furcht sich bey jedem Einzelnen anders gestaltete, die widersprechendsten Maßregeln ergriffen. Einige flohen vom Lande in die Städte, andere glaubten sich in offenen Orten nicht sicher genug, oder zitterten in Festungen vor den Schrecken einer Belagerung, und suchten daher in entlegenen Gebirgs-Thälern eine unnahbare Zuflucht. Überall aber waren Angst, Verwirrung, und die steten Begleiter eines solchen Zustands, Unbestimmtheit der Vorstellungen, Vergrößerung des Übels, und daher sehr oft verkehrte Maßregeln.

Von diesen letzten Übeln erfuhr Katharine

zu ihrem Glück wenig oder nichts im Hause der Oberstinn. Dieser Frau hatten Alter, Erfahrung und ein Gottergebner Sinn jene schöne Gelassenheit eingeflößt, die sie in den Stand setzte, nicht allein mit größerer Heiterkeit ihr eigenes Schicksal zu tragen, sondern auch sich und Anderen klugen Rath zu geben, und manche unrichtige Vorstellung, die zu unrichtigen Schritten führen konnte, zu zerstreuen. Auch in ihrem Hause wurde, da die Umstände sich immer drohender gestalteten, Rath gepflogen, was denn für sie zu thun wohl das räthlichste seyn möchte, ob man bleiben und erwarten sollte, was da über Wien kommen würde, oder ob man, da es noch Zeit, die Wege offen, und jeder zu erwählende Zufluchtsort erreichbar sey, lieber sich irgend wohin, wohin die Feinde nicht folgen könnten, flüchten sollte?

Und wohin werden sie nicht kommen? begann die Oberstinn mit stillem Ernst, als einst einige jammernde Freundinnen sich vor ihr in Muthmaßungen und Vorschlägen erschöpft hatten: Wohin werden sie nicht kommen, wenn sie Wien überwältigt haben?

Ja, wie meint ihr das, Frau Mutter? antwortete die Generalinn etwas erstaunt.

Ich meine, daß, wenn es dem Großvezier, dessen Ehrgeiz die eigentliche Fackel dieses unglücklichen Krieges war, wirklich gelingen könnte, Wien zu erobern, uns wenig Hoffnung auf Rettung übrig bleiben würde. Es ist bekannt, daß er, vermöge einer Prophezeyhung, die er von einem Arabischen Wahrsager erhalten, überzeugt ist, nicht allein Wien zu erobern, sondern bis zum Sitz des Statthalters Christi, bis nach Rom vorzudringen. [2]) Glaubt ihr wohl, daß wenn alle die Anstrengungen des Kaisers, des gesammten Reichs, und die Hülfe des großen Königs von Pohlen den furchtbaren Streich nicht abwehren könnten, irgend wo bestimmte Sicherheit vor den türkischen Waffen zu finden seyn würde?

Hilf Gott! rief eine Andere von den Frauen: Welche schreckliche Vorhersagung sprecht ihr da aus!

Keine Vorhersagung, das verhüthe Gott! erwiederte die Matrone: Im Gegentheil, ich bin, so wie Menschen es seyn können, überzeugt, daß der Allmächtige uns nicht verlassen wird. Das Haus Österreich ist bisher stets unter seinem sichtbaren Schutze gestanden, er hat es in den drohendsten Gefahren bewahrt, und wo alle

menschliche Hülfe vergebens schien, rettete ein Zufall, der sich fast wie ein Wunder gestaltete, es vom Rande des Abgrunds. Wien ist ja mehr als einmahl belagert worden. Der große Solimann, vor welchem der halbe Erdkreis zitterte, lag vergebens davor, und opferte den Kern seiner Armee an unsern Wällen, deren Gräben er mit den Leichen seiner Janitscharen nicht ausfüllen konnte. Kaiser Ferdinand ward von den böhmischen Rebellen in der Burg belagert, und die Österreichischen Mißvergnügten drangen in sein Gemach, um ihn zur Unterschrift zu zwingen, als, wie durch einen Zauberschlag, das Regiment Dampierre im dringendsten Augenblicke auf dem Burgplatz erschien, und den Kaiser befreyte.

Ihr habt Recht, Mutter! sagte die Generalinn: Gott hat wunderbar geholfen.

Ganz wohl, Frau Oberstinn! erwiederte eine Andere: Aber wissen wir denn, ob es auch ferner Gottes Wille seyn wird, oder ob nicht dießmahl die so oft angedrohte und abgewendete Gefahr sich in wirkliches Verderben umwandeln könnte?

Wir stehn in Gottes Hand! entgegnete Frau von Preysing: Meine Hoffnung beruht aber

nicht bloß auf jener Zuversicht, deren Stärke freylich nicht jedem Gemüthe gleich klar einleuchtet. Ich weiß ja auch, welche Macht die Reichsfürsten aufgebothen haben. König Johann von Pohlen hat dem Kaiser seine Hülfe zugesagt, und macht große Rüstungen. Unsere eigene Armee ist immer bedeutend, die Churfürsten von Bayern und Sachsen führen ihre zahlreichen Contingente in eigner Person an, und Herzog Carl von Lothringen, den die ganze Welt als einen der ersten Feldherrn rühmt, hat den Oberbefehl.[3]) Und so muß ich denn gestehn, daß ich mich nicht so sehr vor der Übermacht der Türken fürchte, und entschlossen bin, hier zu bleiben.

Ach Gott! rief eine von den Frauen: Das Kriegsglück ist so wandelbar, und wenn eine einzige Schlacht verloren geht, so sind die Türken vor Wien.

Sehr wahrscheinlich, erwiederte die Oberstinn: Dennoch weiß ich bey allen den Schrecken, welche eine Flucht begleiten, und bey der Aussicht, sobald Wien erobert wäre, von den siegreichen türkischen Waffen vielleicht heimathlos von Stadt zu Stadt getrieben zu werden, nichts klügeres, als hier zu bleiben. Ich rede nur für mich, und kann Niemand vorschreiben. Aber

ich sehe Wien als den Platz an, auf welchen mich die Vorsehung gewiesen. Hier umgeben mich die Erinnerungen meiner Jugendtage; hier fesselt mich die Schwäche des Alters an; hier ist meine Habe; hier endlich leben die Wesen, denen ich auf der Welt allein noch gehöre, meine Kinder und Enkel. Ich denke also, ich soll nicht fort von hier, um mich einem ungewissen Schicksal in die Arme zu werfen. Und sollte das Entsetzlichste eintreffen, und Wien in die Macht der Heiden fallen, nun so gehe ich mit allen meinen Mitbürgern zu Grunde, und sterbe wie ein braver Kriegsmann auf dem Posten, auf welchen Gott mich hingestellt.

So endigte die Matrone ihre Rede. Aber ihre muthige Überzeugung theilte sich nur ihrer Tochter und Katharinen mit; die Übrigen, obwohl der entschloßne Sinn der Oberstinn für einen Augenblick einige Hoffnung in ihren Seelen geweckt hatte, versanken bey der nächsten ungünstigen Nachricht in jene unentschloßne Verzagtheit, die mit jedem kommenden Ereigniß Ansichten und Plane wechselt, und uns dahin bringt, unter allen möglichen Maßregeln gerade die schlechtesten zu ergreifen.

Immer drohender wurden von Tag zu Tag

die Aussichten, und selbst, was den Entschlossenen den Muth erhob, die Thätigkeit und Strenge der Anstalten, schlug die Verzagten noch mehr nieder, besonders da jetzt Graf Rüdiger von Stahremberg zum Commandanten der Stadt ernennet wurde, eines seiner ersten Geschäfte war, die Vorstädte zu umreiten, alle Puncte genau zu beobachten, von wo aus die Stadt dem Bereich der feindlichen Kugeln am meisten ausgesetzt seyn könnte, und gleich darauf der Befehl erschien, alle Häuser, welche den beabsichtigten Vertheidigungsanstalten hinderlich seyn könnten, ohne Gnade niederzureissen. Weinend, schreyend liefen die Bürger, denen diese Häuser gehörten, durch die Gassen und bestürmten fast die Wohnung des Generals. Er hörte ihre Klagen an, er bedauerte sie, er versprach ihnen Schadenersatz, wenn, wie er nicht zweifelte, die gefürchtete Belagerung entweder gar nicht Statt haben, oder glücklich wieder abgewendet werden sollte; aber er blieb fest auf seinem Ausspruch, und die schönen Sommerhäuschen, in fruchtbaren Weingärten gelegen, und manches Wohnhaus einer Familie, deren Väter und Grosväter in demselben gelebt hatten, und gestorben

waren, wurde den höhern Ansichten dringender Kriegespflicht geopfert. [4])

In Ungarn war Emerich Tököly sehr geschäftig, für seinen Bundesgenossen und Schutzherrn, den Sultan, zu wirken. Er erschien in Ofen mit fürstlichem Gepränge, an seiner Seite seine Gemahlinn, die schöne Helene Zriny; und man erzählte sich in Wien, er habe durch den Bassa von Ofen das Versprechen der feyerlichen Belehnung mit Ungarn, und sogar der Krönung, als rechtmäßiger Beherrscher desselben, erhalten, sobald der Großvezier durch die Einnahme von Wien und Preßburg in den Besitz der heiligen Krone gekommen seyn würde; denn ein Zweifel an dem Erfolg einer mit so viel Nachdruck als Klugheit angefangenen, und durch unumstößliche Prophezeyhungen verbürgten Unternehmung kam weder in des siegtrunkenen Veziers, noch des ehrgeizigen Fürsten von Siebenbürgen Seele. Sie sahen im Geiste bereits Ungarn in eine schutzverwandte Provinz des türkischen Reiches verwandelt, Österreich ihrer Willkühr preis gegeben, und den Weg zu nicht zu berechnenden Eroberungen, ja zur Besitznahme von Rom geöffnet, wohin Tököly den Großvezier zu führen versprach. [5]) Ob dieser ehrsüchtige,

aber kluge Fürst, dem es trotz seiner Jugend weder an ruhiger Überlegung, noch an Standhaftigkeit fehlte, das kühn Entworfene mit Weisheit auszuführen, diese hochfliegenden Träume getheilt, oder nur die ungemeßne Eitelkeit seiner Verbündeten zur Erreichung der eigenen Zwecke benutzt und genährt habe, wer wagt das zu entscheiden? Genug, Tököly spielte eine glänzende Rolle, und immer deutlicher traten die Plane dieses Hauses, und die Schritte, die es bisher gethan, um sie zu verwirklichen, vor die Augen der staunenden Welt. Graf Zriny's Nahmen wurde in dieser Verbindung immer lauter genannt, man sagte ziemlich allgemein, daß seines Schwagers Erhebung auf den Thron von Ungarn zum Theil Zriny's Plan, und der Gegenstand seiner vielen heimlichen Reisen und Verhandlungen theils in Paris, theils in Constantinopel gewesen, ja daß es nicht unwahrscheinlich sey, wie dieser ehrgeizige Jüngling die Hoffnung nähre, nach dem Tode seines kinderlosen Schwagers, der indessen seine Stiefsöhne, die beyden Rakozy, Helenens Kinder, adoptirt hatte, vielleicht selbst dessen Stelle einzunehmen, und daß er sich in dieser Absicht jetzt in Geheim

waren, wurde den höhern Ansichten dringender Kriegespflicht geopfert. [4])

In Ungarn war Emerich Tököly sehr geschäftig, für seinen Bundesgenossen und Schutzherrn, den Sultan, zu wirken. Er erschien in Ofen mit fürstlichem Gepränge, an seiner Seite seine Gemahlinn, die schöne Helene Zriny; und man erzählte sich in Wien, er habe durch den Bassa von Ofen das Versprechen der feyerlichen Belehnung mit Ungarn, und sogar der Krönung, als rechtmäßiger Beherrscher desselben, erhalten, sobald der Großvezier durch die Einnahme von Wien und Preßburg in den Besitz der heiligen Krone gekommen seyn würde; denn ein Zweifel an dem Erfolg einer mit so viel Nachdruck als Klugheit angefangenen, und durch unumstößliche Prophezeyhungen verbürgten Unternehmung kam weder in des siegtrunkenen Veziers, noch des ehrgeizigen Fürsten von Siebenbürgen Seele. Sie sahen im Geiste bereits Ungarn in eine schutzverwandte Provinz des türkischen Reiches verwandelt, Österreich ihrer Willkühr preis gegeben, und den Weg zu nicht zu berechnenden Eroberungen, ja zur Besitznahme von Rom geöffnet, wohin Tököly den Großvezier zu führen versprach. [5]) Ob dieser ehrsüchtige,

aber kluge Fürst, dem es trotz seiner Jugend weder an ruhiger Überlegung, noch an Standhaftigkeit fehlte, das kühn Entworfene mit Weisheit auszuführen, diese hochfliegenden Träume getheilt, oder nur die ungemeßne Eitelkeit seiner Verbündeten zur Erreichung der eigenen Zwecke benutzt und genährt habe, wer wagt das zu entscheiden? Genug, Tököly spielte eine glänzende Rolle, und immer deutlicher traten die Plane dieses Hauses, und die Schritte, die es bisher gethan, um sie zu verwirklichen, vor die Augen der staunenden Welt. Graf Zriny's Nahmen wurde in dieser Verbindung immer lauter genannt, man sagte ziemlich allgemein, daß seines Schwagers Erhebung auf den Thron von Ungarn zum Theil Zriny's Plan, und der Gegenstand seiner vielen heimlichen Reisen und Verhandlungen theils in Paris, theils in Constantinopel gewesen, ja daß es nicht unwahrscheinlich sey, wie dieser ehrgeizige Jüngling die Hoffnung nähre, nach dem Tode seines kinderlosen Schwagers, der indessen seine Stiefsöhne, die beyden Rakozy, Helenens Kinder, adoptirt hatte, vielleicht selbst dessen Stelle einzunehmen, und daß er sich in dieser Absicht jetzt in Geheim

um die Gunst des Hospodars der Wallachey, und um die Hand seiner Tochter bewürbe.

Katharine vernahm diese Gerüchte, und obgleich sie durchaus an keine Niederträchtigkeit oder gar an ein Verbrechen Zriny's glauben konnte, wie eine zweyte Ehe bey Lebzeiten der ersten Gattinn gewesen wäre, so beunruhigten doch diese Reden ihr ohnehin besorgtes Gemüth ungemein; denn wußte sie gewiß, ob die Ehe ihrer Schwester auch vollgültig geschlossen war, und ob nicht selbst die Großmuth Ludmillens, von Zriny's Überredung bestürmt, vielleicht ihr eigenes Glück seinen Planen und Aussichten geopfert haben würde, wie sie schon früher ihre Ehre, ja ihr Seelenheil seinem schmeichelnden Kosen, seinem leidenschaftlichen Dringen geopfert hatte? Und je ernster sie den Inhalt von Ludmillens letztem Brief erwog, und mit den jetzt laufenden Gerüchten verglich, je deutlicher schien ihr aus manchen geheimnißvollen, oder halb ausgesprochenen Sätzen die traurige Gewißheit hervorzugehn, daß ihre Schwester verlassen, daß ihr Unglück entschieden, aber daß doch ihr Herz noch mit tausend festen Banden an den geliebten Verführer gebunden sey.

Mitten in dieser Zeit der Sorgen und Be-

kümmernisse sandte der Himmel, der sehr genau die Fähigkeit, zu tragen, die Lasten, die er auflegt, zu berechnen, und, wenn es nöthig ist, seine Tröstungen zu schicken weiß, auch Katharinen einen solchen freudigen Strahl, der die sich immer mehr um sie häufende Düsterheit zu verscheuchen, und ihr neuen Muth zur Ausdauer zu geben im Stande war. Es war ein Brief von ihrem treuen Freunde Sandor, der also lautete:

Meine theure Cousine, und vielgeliebte Braut! Deinen werthen Brief hat mir Graf Zalusky, unsers Königs außerordentlicher Bothschafter am kaiserlichen Hof, richtig und mit großer Gefälligkeit vorige Woche überbracht. Vieltausendmahl habe ich die geliebten Zeilen und den Platz geküßt, auf dem deine Hand während des Schreibens geruht. O meine theure Katharine! Du weißt es nicht, wie sehr mein Herz dir ergeben ist, und wie dein Bild mich überall hinbegleitet! In der Lage, in welcher wir uns seit mehr als zwey Jahren befinden, ward mir nicht das Glück, dir dieß durch meine Handlungen beweisen zu können, und es bleibt mir nichts anders, als dich auf die Gesinnungen zu verweisen, welche du, von unserer beyderseitigen Kindheit an, an mir

erkannt haben wirst. Da ich nun weiß, daß du gewiß von meiner Liebe und Treue für dich, überzeugt bist, wiederhohle ich dir hiermit feyerlich und schriftlich den Schwur, welchen ich am Todesbette deines theuersten Herrn Vaters in seine Hand ablegte, dich als meine geliebte Braut und künftige Ehegattinn, mich aber als den dir vom Himmel in seiner gnädigsten Meinung bestimmten Gemahl und Schützer zu betrachten. In diesem Sinne nun bitte ich dich, recht viel Muth und Freudigkeit zu fassen, vor allem dich im inbrünstigen Gebeth an den himmlischen Vater zu wenden, daß er dir beystehe, und dann fest zu glauben, daß er dich nicht verlassen, und dir die Kraft geben werde, dich unter allen den Bedrückungen aufrecht zu erhalten, die jetzt von allen Seiten schon auf dich eingestürmt haben, und, wie ich nur zu gut weiß, noch einstürmen werden. Meine theure Katharine! Ich begreife, daß das Dringen deiner Mutter und Pater Isidors dir viel Angst machen muß, daß das Schicksal deiner Schwester Ludmilla dir schwer am Herzen liegt; aber das alles ist, wie sich aus allen Vorzeichen schließen läßt, nicht das schlimmste, was dir bevorsteht. Die Zeiten sehen kritisch und

stürmisch aus. Kaiser Leopold ist in einer bedrängten Lage, und mein König — erlaube mir, daß ich ihn wenigstens so lange als den meinen betrachte, als ich seine Uniform trage! — mein König rüstet zwar mit großer Macht, und seine Truppen haben sich schon zum Theil gegen die Schlesische Grenze hin in Bewegung gesetzt; dennoch, so wie mir der Stand der Dinge in Ungarn bekannt ist, (und man ist am Hofe zu Warschau sehr gut unterrichtet) wird es nicht möglich seyn, das Unglück, welches eure Stadt und Land bedroht, abzuwenden, ehe es einbricht, wohl aber, wenn es da ist, es mit Kraft zu bezwingen, daß es nicht ganz zerstörend werde. Das wird König Johann, und darauf könnt ihr in Wien mit Zuversicht bauen. Glaube mir, meine vielgeliebte Katharine! es ist ein Hauptbewegungsgrund meines eifrigen Festhaltens an diesen großmüthigen Monarchen, daß ich ihn mit der übrigen Welt für einen geschwornen und gebornen Feind der Türkischen Macht, und für ihre wahre, von Gott bestimmte Geißel halte, indem er selbst gar schwere Unbilden und alte Klagen seiner Familie an diesen Ungläubigen zu rächen hat, und von ihm die Befreyung Wiens, in welchem auch du

unter den Bedrängnissen einer Belagerung schmachten wirst, erwarte. Übrigens ist er die Thätigkeit, die Leutseligkeit selbst, und das alles ist bey ihm mit einem durchdringenden Verstande, mit ungemeiner fürstlicher Würde und großer Tapferkeit verbunden, kurz, er ist ein vollendeter Herrscher, und obgleich nicht auf dem Thron, doch gewiß für den Thron geboren. Ich darf es dir wohl sagen, dir, meine anverlobte Braut, deren Schicksal ich mit dem meinigen für festverbunden halte, daß dieser erhabne Monarch mich einer ausgezeichneten Gunst würdigt, und manchmahl meine Meinung, obgleich eines jungen Menschen, anzuhören nicht verschmäht, so daß mir schon manchmahl der Gedanke gekommen, mein Dafürhalten, mein inständiges Bitten habe etwas zu dem Entschluß beygetragen, jetzt gleich aufzubrechen, und schnurstraks vor Wien zu marschiren, statt wie Manche seiner Kriegsobersten und Woywoden im Staatsrath meinten, den Türken durch einen Einfall in Ungarn, eine Diversion im Rücken zu machen. Vielleicht täusche ich mich mit einer zu großen Meinung von mir selbst, und dem Werth, den ein König, wie Sobiesky, auf das Urtheil eines fremden Jünglings legen mag;

doch wenn ich in manchen Augenblicken die Art bedenke, wie er mich behandelt, und wie er überhaupt das Passende oder Brauchbare einer Meinung, wo er es findet, willig erkennt und ergreift, so kann ich mich einer Regung frommer und dankbarer Freude nicht erwehren, indem ich es mir als möglich denke, einen, wenn auch noch so kleinen, Theil zu deiner Befreyung, du mein Liebstes auf der Welt! beygetragen zu haben. Diese nähmliche Güte und königliche Gnade, deren ich mich von Seite meines hochverehrten Monarchen erfreue, hat mich auch in Stand gesetzt, mittelst des Französischen Gesandten und mancher Individuen aus dieser Nation, deren sich hier in Warschau immer viele aufzuhalten pflegen, authentische Nachrichten über unsere Schwester in Paris, über Graf Z**s Treiben und Trachten, und das, was man für ihre Sicherheit thun könnte, einzuziehn. Es ist nur zu wahr, was du befürchtest, meine Geliebte, und was die Menschen sprechen: es steht nicht so um Ludmillen, wie es stehn sollte. Ob sie eigentlich mit Graf Z** getraut sey, darüber konnte mir Niemand etwas Verläßliches sagen. Manche glauben es, weil ihr übriger Lebenswandel unbescholten und ganz innerhalb den

Grenzen ist, welche Religion und Sitte einer verheiratheten Frau vorschreiben. Andere wollen sie bloß für seine Maitresse, und ihre Eingezogenheit für eine Wirkung der Furcht vor der anerkannten Eifersucht des Z** halten, der selbst jetzt noch, wo seine Liebe zu ihr, wie man aus allem deutlich sieht, ganz erkaltet ist, doch das Gut, welches ihm einmahl angehört, keinem Zweyten gönnen will. Im Ganzen geht aus allem so viel hervor, daß Ludmilla nichts weniger als das Glück gefunden hat, welches sie sich versprochen; daß sie sich im stillen Gram abhärmt, und zwar mit Geld von Z** versehen, aber übrigens schutzlos in Paris zurückgeblieben ist, ohne bestimmte Hoffnung, den Grafen je wieder zu sehn, der wahrscheinlich jetzt in Adrianopel oder Munkats ist. Denn auch das kann ich dir nicht bergen, daß jene Gerüchte, welche Z** für einen Theilnehmer, ja einen mächtigen Beförderer der Plane seines Schwagers halten, ganz richtig sind. Du, argloses Mädchen, hast wohl keine Ahnung von dem, wie es eigentlich in der Welt zugeht, und gern hätte ich dich mit einer Wahrheit verschonen wollen, die deinem Herzen in so man-

cher Rücksicht weh thun muß; aber worauf ich dich jetzt im Vertrauen vorbereite, wird der Erfolg und die Stimme der ganzen Welt dir nur zu bald und auf eine viel schreckendere Art kund thun. Indessen fasse auch hier Muth! Es ist, so schmerzhaft Ludmilla dieß jetzt fühlen mag, doch ein Glück, daß ihr Bündniß mit diesem Manne, von welcher Art es auch gewesen seyn mag, gelöset, und sie von den Gefahren, in welche er sich verwickelt, nicht getroffen werden wird. Übrigens habe ich allen Grund zu hoffen, daß einige Anstalten und Schritte, die ich ihrentwegen bey bedeutenden Personen gethan, gute Wirkung haben, Ludmillens Schicksal in Paris erleichtern, und ihr die Möglichkeit geben sollen, entweder in irgend einem anständigem Hause eine sichere Zufluchtsstätte zu finden, oder vielleicht sogar zu den Ihrigen wieder zurückzukehren. Sollte sie sich zu dem Letzten entschließen, so bin ich bereit, sobald unser Feldzug geendet ist, sie selbst abzuhohlen, und in die Arme ihrer Mutter zurückzuführen, die ja das reuige, wiedergefundene Kind, wie der Vater den verlornen Sohn im heiligen Evangelio, mit Freuden empfangen, und ihr ein festliches Kleid und ein köstliches Mahl geben wird. Dann,

Höfen und bey Mächtigen, welchen Alles zu Geboth steht, so häufig eintritt. Auch war Leopold sicher, in seinen besten Gefühlen, in seinen glücklichsten Gedanken von dem Jünglinge verstanden zu werden; und wenn schon in jenem einfachern Zeitalter das Bedürfniß, eine gleichgestimmte Seele zu finden, noch nicht zu jener krankhaften Sehnsucht gediehen war, wie sie in unsern Tagen Manchen quält, so freute sich doch der durch manche Erfahrung grämlich gewordene Fürst, jenen Wiederklang seiner Empfindungen sicher, und in verschönerten Klängen aus des Lieblings Brust zu vernehmen.

Vergebens hatten sich bis jetzt sowohl billiger Argwohn, als kleinliche Scheelsucht bemüht, den Kaiser auf die gefährlichen Familien-Verhältnisse des Grafen aufmerksam zu machen, und in seinen vielen geheimnißvollen Reisen, so wie in seinen, theils verliebten, theils politischen Verbindungen in Paris Gründe zum Verdacht gegen seine Treue zu suchen. Leopold, der nichts so sehr fürchtete, als die Möglichkeit, von seinen Umgebungen geleitet, und um den freyen Gebrauch seines Willens gebracht zu werden, sah in allen diesen Bestrebungen nur den Wunsch, Einfluß auf ihn zu nehmen und seine

Handlungsweise zu bestimmen, und verwarf ohne weitere Prüfung jeden solchen Versuch. Jetzt aber vereinigten sich gar manche Umstände, welche solche Warnungen dringender machten, und mehrere von des Kaisers treuesten Räthen wagten es bestimmter als je, den Argwohn, den sie gegen Zriny hegten, auch in ihres Herrn Seele zu wecken.

Einer von Zriny's erklärten Gegnern war Graf Starhemberg, der Stadt-Commandant. Seine sehr ernste ja strenge Denkart nahm Ärgerniß an dem flüchtigen Übermuth, womit er den Jüngling oft die Geschäfte betreiben sah, oder von ihnen sprechen hörte. Sein reger Ehrgeiz fand Anstoß an der offenkundigen Eitelkeit, womit Zriny die Gunst seines Herrn zur Schau trug, und die unerschütterliche Treue gegen sein Vaterland und seinen Fürsten, die das Haus der Starhemberg von jeher, so wie ihn beseelt, konnte nicht gleichgültig bleiben bey dem verdächtigen Lichte, worin in dieser Zeit der Schwager Tökölys erschien, und bey der Gefahr, die eine solche Nähe dem Kaiser zu bringen im Stande war.

An einem Morgen, wo gerade sehr üble Nachrichten aus Ungarn eingelaufen waren, saß

Kaiser Leopold in seinem Kabinette am Fenster, das die Aussicht auf die nahe Burgbastey und die Arbeiten gewährte, welche Starhemberg zur nöthigen Beschirmung der Stadt daselbst angeordnet hatte, und dieser selbst, so wie der Generalkommissär der Armee, General Rabata, der, um die dringenden Bedürfnisse des Heeres zu betreiben, selbst nach Wien gekommen war, und Bischoff Collonits *) befanden sich bey ihm, um über die höchst nothwendigen Vorkehrungen bey der drohenden Möglichkeit einer Belagerung, und bey dem schlechten Zustand der Armee zu berathschlagen.

Der Stadt-Commandant forderte unter andern, daß einige Häuser auf dem Walle der Stadt selbst niedergerissen werden möchten, weil sie den unumgänglich nothwendigen Vertheidigungs-Anstalten hinderlich wären. Der Kaiser widersprach; er hätte gern jeden Unterthan bey seinem Eigenthum geschützt, und wollte durchaus in diese harte Maßregel, wie er sie nannte, nicht willigen.

Ich gestehe es, erwiederte Starhemberg: Die Maßregel ist hart; aber sie ist nothwendig, ja unerläßlich.

Gemach, gemach, lieber Starhemberg! ver-

ſetzte der Kaiſer: Bis jetzt iſt die Gefahr noch nicht vorhanden, und ohne Noth wollen wir den armen Leuten ihr Eigenthum, ihr Dach und Fach nicht nehmen.

Es iſt aber zu fürchten, daß es bis in Kurzem zu ſpät ſeyn möchte, verſetzte Starhemberg —

Ja, fügte Rabata hinzu, und über den andern höchſt dringenden Arbeiten dann keine Zeit dazu —

Nein, nein! entgegnete Leopold: Laßt mir die armen Leute ungeplagt! Zu ſolchen Extremen, wie das Niederreiſſen von Stadthäuſern, iſt es immer noch Zeit, und wenn der Türke, Gott verhüthe es! in Preßburg ſeyn ſollte —

Ach! rief Starhemberg: Ew. Majeſtät ſind hier wie immer zu gut, zu nachſichtig!

Was ſoll das? erwiederte der Kaiſer: Es handelt ſich nicht um meine Güte, ſondern um die Maßregeln, die jetzt zu ergreifen ſind. Grauſame und ungerechte will ich nicht — denket auf was anders!

Starhemberg zuckte die Achſeln, und biß ſich in die Lippen.

Aber daß es überhaupt ſo weit gekommen

ist, daß solche Maßregeln genommen werden müssen, rief der Bischoff —

Ist die Schuld der Umstände, entgegnete der Kaiser ernst.

Gewiß, erwiederte Collonits: Aber verzeiht, kaiserliche Majestät! wenn ein alter Diener es wagt, zu erinnern, daß doch Manches, was uns jetzt schreckend gegenüber steht, mit früher angewandter Strenge vielleicht hätte mögen hintangehalten werden. Ihr waret so langmüthig gegen diesen Tököly, diese Fackel des jetzigen Krieges —

Er hatte, rief Starhemberg lebhaft, einen guten Fürsprecher bey Ihro Majestät. Das macht es. — Es war für den, dessen Schwager sich der besonderen Gunst Ew. Majestät erfreuen durfte, nicht schwer, Nachsicht und Schonung von allerhöchster Clemenz zu erhalten.

Ach! sagte der Bischoff: Ihr habt, Graf Starhemberg, ein kühnes aber ein wahres Wort gesagt. Wie lange haben Ew. Majestät treuste Diener diese allzugroße, und unglückbringende Gunst bedauert!

Wie? rief der Kaiser, und seine sonst blaße Wange röthete sich unmerklich: Wie Collonits? Auch ihr?

Ich bin ein Diener der Kirche und folglich ein Apostel des Friedens; dennoch muß ich mit meinem Erlöser sagen: ich bin dießmahl nicht gekommen, Frieden zu stiften, sondern zu entzweyen. Ja, Ew. Majestät! Mich drängt eine heilige Pflicht, die des Unterthans und Bürgers, Höchstdieselben flehentlich zu bitten, diesen Graf Zriny von Eurer geheiligten Person zu entfernen, oder wenigstens seinen Einflüsterungen kein Gehör zu schenken.

Und wer sagt euch, rief der Kaiser noch lebhafter, daß ich irgend eines Menschen Einflüsterungen Gehör gebe? Gottlob, noch sind wir gewohnt selbst zu sehen, selbst zu hören, und auf eignen Füßen zu stehn.

Vergebt, kaiserliche Majestät! versetzte der Bischoff in tiefster Unterwürfigkeit, wenn der Eifer für dero geheiligte Person und das bedrängte Vaterland mich hinriß, ein unschickliches Wort zu gebrauchen! Ich meinte weiter nichts damit, als daß dieser junge Zriny sich eurer Gunst rühmt, die er vielleicht nicht wirklich besitzt, die aber in den Augen der Welt —

Zriny dankt meiner Gnade alles, was er ist, erwiederte der Kaiser: Unter dem Schwert des Nachrichters, das seinen verblendeten Vater

zum Tod beförderte, habe ich ihn, so zu sagen, hervorgezogen. Ich habe ihm Vermögen, Ehre, Daseyn geschenkt. Er ist meine Creatur, ich mag es wohl sagen. Und ich kann nicht so schlimm von der menschlichen Natur denken, um einem Argwohn Gehör zu geben, der mir in diesem Jünglinge nicht allein einen Undankbaren, sondern wohl gar einen Hochverräther sehen lassen möchte.

Ich bin weit entfernt, versetzte der Bischoff, einen solchen Gedanken äußern zu wollen. Hochverrath ist ein gar schweres Wort, und wer würde es wagen, irgend Jemanden ohne Beweis desselben zu bezüchtigen! Auch sind wir gewiß alle weit entfernt, dem jungen Grafen ein so schwarzes Laster andichten zu wollen; nur muß jeder von uns, der es mit Ew. Majestät redlich meint, wünschen, daß ein Mensch, der eine so verdächtige Sippschaft hat, in den jetzigen bedenklichen Zeiten —

Ein Mensch — vergeben Ew. Majestät! fiel Starhemberg ein, der die größte Ursache zum Verdacht nicht allein durch jene Familienverbindungen, sondern durch die geheimnißvollen Schritte, die oftmahligen unbekannten Reisen, die ausgebreitete Correspondenz —

Was ihr nicht alles wißt, General! sagte der Kaiser: Ihr scheint ihn ja recht gefliſſentlich und genau beobachtet zu haben.

Nicht ich, gnädigſter Herr! antwortete Starhemberg: Das iſt keines Soldaten Sache. Ich wiederhohle nur, was die Welt ſagt. Zum Beyſpiel, jetzt, wo er unter dem Vorwande einer Erbſchaftsangelegenheit von Ew. Majeſtät den Urlaub anſuchte, nach Prag zu gehn, iſt er in Munkats und dann im Lager des Großveziers geſehen worden, und ſoll von da nach Conſtantinopel gegangen ſeyn. Ich kann Ew. Majeſtät die Perſon nennen, welche es mir geſchrieben, und den Brief vorlegen.

Leopold antwortete nicht. Seine ernſten Geſichtszüge wurden noch ernſter, aber in den unbeweglichen Mienen erſchien keine weitere Veränderung. Die Miniſter ſchwiegen auch, und Starhemberg bereute faſt, zu viel geſprochen zu haben, als der Kaiſer begann: Sagt, was ihr wollt! Mein Glaube an dieſen Jüngling ſteht feſt. Mag er in Munkats und bey Cara Muſtapha geweſen ſeyn! Ich weiß, er liebt mich, und ich habe Proben davon.

In dem Augenblicke zog ein Geräuſch in der Anticammer und ein lauteres Geſpräch die Auf-

merksamkeit der Personen auf sich, die sich im Zimmer des Monarchen befanden. Leopold horchte auf, der diensthuende Kammerherr öffnete die Thüre, und meldete, indem er unterthänigst um Vergebung bath, daß er dem Allerhöchsten Befehl zuwider die Conferenz unterbreche, den Kammerherrn Grafen Zriny, der sich auf sein altes Recht, unangemeldet bey Sr. Majestät erscheinen zu dürfen, berufe, und sich nicht abweisen lassen wolle.

Der Kaiser sah bey dieser Meldung Starhemberg scharf an, der ein Bißchen betroffen war, daß derjenige, den er in Constantinopel glaubte, jetzt plötzlich hier erschien, und wandte sich zum Kammerherrn: Sagt dem Zriny, er soll hier im Cabinett warten, bis wir fertig sind; dann soll er sogleich hereinkommen.

Das Gespräch über den nun Gegenwärtigen war unterbrochen, aber die Kriegsberathungen gingen fort. Der Kaiser war merklich heiterer als vorher, weil entweder die Ankunft des Lieblings, oder der scheinbare Beweis seiner Unschuld ihn besser stimmte, und entließ, nachdem das dringendste verabredet war, seine Minister schnell genug, daß in diesen die Meinung, er könne den werthen Freund nicht zeitig genug er-

blicken, sehr natürlich Platz fand, und im Hermuntergehn über die Treppe bis auf den Burgplatz der Gegenstand ihrer sehr mißmuthigen Bemerkungen war.

Nicht sobald hatten die Herren sich entfernt, als der Kaiser sich erhob, selbst die Thüre des Cabinetts, wohin er Zriny beschieden, öffnete, und dieser mit einem Ausdruck innerer Bewegung zu des Monarchen Füßen stürzte und seine Hand an die Lippen drückte, den für eine bloße Comödie zu halten, der Kaiser entweder mehr von Zriny's Schuld überzeugt, oder von Natur mißtrauischer hätte seyn müssen, als er wirklich war.

Nun, nun, was hast du? Steh nur auf! Es freut mich, dich wieder zu sehn.

O mein gütiger, mein großer Kaiser! rief der Jüngling, indem er fast schwankend aufstand.

Wo kommst du denn her? Du siehst ja ganz abgemattet aus? fragte Leopold, seines vorigen Gesprächs gedenkend, und blickte Zriny fest in die Augen.

Ich steige so eben von der Postkalesche ab, Ew. Majestät, und habe mir nicht mehr Zeit erlaubt, als nöthig war, mich umzukleiden. Ich habe in den letzten Tagen mehr als zwey hun-

dert Meilen zurückgelegt, und bin meist Tag und Nacht gefahren.

Wie denn das? Kommst du nicht aus Prag? fragte der Kaiser streng, und ein unangenehmes Gefühl bemeisterte sich seiner.

Unmittelbar aus Adrianopel vom Großvezier, Ew. Majestät! erwiederte Zriny.

Vom — vom Großvezier? fragte der erstaunte Monarch, und starrte den Liebling an.

Verzeihung, Ew. Majestät! rief Zriny, wenn ich zu viel gewagt, wenn ich eigenmächtig einen Schritt gethan, zu welchem ich freylich erst Ew. Majestät Erlaubniß hätte einhohlen sollen. Aber die Dringlichkeit der Umstände, die Kürze der Zeit, und meine innere Unruhe mögen mich entschuldigen. Bey diesen Worten strich sich Zriny mit der einen Hand über die Stirne, indeß er sich mit der andern an der Lehne eines Stuhls, der neben ihm stand, hielt.

Dir wird schlimm! rief der Kaiser erschrocken: Setze dich nieder! Nun so setz' dich, wenn ich dirs befehle! sagte er, und riß an der Klingel. Der Kammerdiener trat ein, er mußte Wasser und Essenzen bringen, Zriny das Halstuch lösen, und sonst Beystand leisten. Der Jüngling hatte sich bald wieder erhohlt, er stand auf,

und dankte dem Kaiser für seine Huld; aber sein Auge war feucht und eine heftige Bewegung schien sein Inneres zu erschüttern.

Was ist dir denn? rief der Kaiser, nachdem der Diener sich entfernt hatte: Bist du krank? Er sah ihn besorgt an.

Nein, mein gnädigster Monarch! nur sehr, sehr angegriffen von dem, was ich Ew. Majestät zu berichten habe, und ein bißchen erschöpft von der schnellen Reise —

Aber was hast du beym Großvezier gemacht? Und wer hat dich hingehen geheißen?

Niemand, als mein Herz, Ew. Majestät! Meine Geschäfte in Prag waren bald geschlichtet, als ein Brief meiner Schwester mich nach Munkats rief. — Des Kaisers Miene verfinsterte sich bey diesen Worten. — Es schien ihr sehr wichtig vor dem nahen Ausbruch des unglückseligen Krieges mich noch einmahl zu sehn. Ich folgte ihrem Rufe. Ew. Majestät! Es ist meine Schwester. Wir sahen uns vielleicht zum letztenmahl auf dieser Erde! — Zrinj schwieg, und stand mit niedergesenktem Haupt —

Weiter, weiter! sagte der Kaiser, halb zürnend, halb besänftigt.

Dort in Munkats, in Ungarn, meinem un-

glücklichen Vaterland, wurden mir die Gräuel des Bürgerkrieges, das drückende Joch barbarischer Schutzherrschaft klar. Mein Vaterland kann nur verlieren, die Pforte mag siegreich seyn oder nicht —

Wie verstehst du das? fragte der Kaiser streng: Schlecht genug, wer bey dem Sieg des Erbfeindes zu gewinnen hofft!

Eure Majestät! sagte Zriny: Ich kenne unsere Pflichten als Unterthanen. Ich insbesondere weiß, daß alles, was ich bin, was ich besitze, ein Geschenk Eurer allerhöchsten Gnade ist. Ich fühle tief, was ich meinem Kaiser für so viel unverdiente Huld schuldig bin. Aber Ew. Majestät! — Es ist weit aus dem tiefen Ungarn, aus Siebenbürgen bis zu Eurem Thron, und nicht Alles, was man sich dort Unbilliges und Hartes in Ew. Majestät Nahmen erlaubt, gelangt zu Euerm Ohr.

Was willst du damit sagen? antwortete der Kaiser ernst, und Zriny stürzte von Neuem seinem Monarchen zu Füßen, und schilderte nun mit jugendlichem Feuer den Zustand der Dinge, wie er sie betrachtete, das Elend seines Vaterlandes, die Bedrückungen, die man sich ohne des Kaisers Wissen, ja gegen seinen Willen er-

laubt, und die harte Nothwendigkeit, in welcher sich, wie er meinte, die Unterdrückten befanden, entweder unter diesem Jammer zu erliegen, oder bey der Pforte Schutz zu suchen.

Schutz bey den Ungläubigen, dem Erbfeinde meines Hauses? fiel der Kaiser streng ein.

Nur die Verzweiflung kann einen solchen Schritt entschuldigen, erwiederte Zriny, wenn er ja entschuldigt, und nicht vielmehr von des Kaisers väterlicher Huld verziehen werden soll.

Und bist du deßwegen, um diesen Schutz zu suchen, in Adrianopel gewesen? fragte der Kaiser mit finsterm Ernst.

Zriny erhob den Blick furchtlos, und schaute dem Kaiser ins Auge: Ja, Ew. Majestät, ich war zum Theil in dieser Angelegenheit daselbst.

Und das wagst du mir zu sagen? rief der Monarch entrüstet, und wandte sich weg.

Euer Majestät zürne Dero Knechte nicht, bevor er alles gesagt, erwiederte der Jüngling mit gesenktem Haupte: Euer Unwille lastet zu schwer —

Nun so rede! sagte Leopold etwas sanfter, und steh auf!

Erlaubt, erwiederte Zriny, daß ich, so lange Euer Unwille währt, in einer Stellung ver-

harre, die dem Büsser ziemt. Es war zum Theil in dieser Ansicht, um zu erfahren, wie der Großvezier gesinnt sey, und wie die Sachen in dem Türkischen Lager stünden, daß ich beschloß, selbst hinzugehn, mich mit eignen Augen zu überzeugen, und meinem Monarchen einen getreuen Bericht abstatten zu können, sowohl von der Unterstützung, auf welche die mißvergnügte Parthey in Ungarn zu rechnen habe, als von der Größe der Macht, welche sich dort versammelt.

Und wie kam es denn, fragte Leopold sehr streng, daß man dich das Alles sehen ließ? Du mußt gute Empfehlungen gehabt, und eine sonderbare Rolle gespielt haben!

Eure Majestät, erwiederte Zriny, kennt die unglückseligen Verbindungen, die, trotz aller Warnungen, mein Schwager Tököly mit der Pforte unterhält. Unter deren Schutz war ich sicher, von Cara Mustapha anständig aufgenommen zu werden, und ich benutzte, was gegen meinen Monarchen gerichtet war, um ihm zu dienen.

Zriny! Du bist auf glattem Eise gegangen! Soll ich dir glauben, daß du nicht gestrauchelt bist? sagte Leopold mit väterlichem Ernst.

Meine künftige Aufführung soll die Bürg-

schaft meiner Treue seyn, antwortete Zriny, wie ich mir schmeicheln darf, daß es meine frühere bisher war.

Gut, gut! antwortete der Monarch: Es hat zur Messe geläutet, und ich muß fort. Steh auf, junger Mensch, geh auf dein Zimmer, und erhohle dich, denn du bist sehr angegriffen, ich sehe dirs an. Wenn ich Zeit habe, werde ich dich rufen lassen, und das Weitere hören. Bey diesen Worten sah er noch mit besorgten Blicken zu, wie Zriny wirklich ein wenig mühsam aufstand, und nach einer ehrerbiethigen Verbeugung das Zimmer mit langsamen Schritten verließ. Seltsam, seltsam! sagte dann der Kaiser bey sich: Er sieht verdächtig genug aus; und doch, wie hätte er den Muth, es mir selbst zu gestehn? Doch wir wollen sehen, und es muß sich bald zeigen. Bey diesen Worten seines Selbstgesprächs trat der Kammerherr ein, um zu melden, daß der Kapelldiener ihm angezeigt, der Priester sey bereit, an den Altar zu gehn. Der Kaiser winkte, der Kammerdiener öffnete die Flügelthüren, und der Monarch verließ seine Gemächer.

So endigte diese Unterredung, nach welcher der Kaiser sich in die Kirche, Zriny aber in sei-

ne Zimmer in der kaiserlichen Burg begab, welche ihm die Vorliebe seines Monarchen zur Wohnung angewiesen hatte, und wo er nun eine Ruhe und Erhohlung suchte, welche ihm nach so viel körperlichen und geistigen Anstrengungen höchst nöthig war. Das meiste, was er dem Kaiser in dem vorigen Gespräche gesagt hatte, war reine Wahrheit, und er verschwieg oder bemäntelte nur, was ihm jetzt durchaus nicht zweckdienlich schien, nähmlich die eigentliche Ursache seiner Reise nach Munkats und Adrianopel, und die Umstände, welche die sonderbare Umstimmung seiner Gesinnungen zur Folge gehabt hatten. Bey seinem Schwager hatte er die lange gehegten und künstlich bereiteten Plane zum Ausbruch reif, er hatte aber auch die Gestalt der Dinge seinen eigenen Wünschen bey Weitem nicht so entsprechend gefunden, als er sich das Bild seiner eignen künftigen Größe oft in Paris vorgemahlt, wenn die Reibung feuriger und politischer Geister in den Cirkeln des Hofes und der Gelehrten so manchen philosophischen und kosmopolitischen Funken in seine empfängliche Seele geworfen, und ein blendendes Ideal, das Geschöpf theils seiner wirklich guten Gefühle und warmen Liebe

für seine Mitbürger, theils seiner Eitelkeit vor ihm gestaltet hatten. In Emerich Tökölys Seele, der mitten in dem Getriebe streitender Leidenschaften, Religionspartheyen und Hofintriguen stand, hatten Erfahrung und Gegenwart ein ganz verschiedenes Bild von dem entworfen, was hier zu erwarten und zu erringen stand. Die beyden Männer kamen einigemahl scharf aneinander, und Helene hatte nach Frauenart oft die schwere Pflicht, das gute Verständniß zwischen Mann und Bruder zu erhalten.

Aber Zriny fühlte zu sehr, daß Tökölys Wünsche eine von seinen Entwürfen ganz verschiedene Richtung nahmen, und daß das Bild seiner jugendlichen Phantasie von dem reiferen Mann oft als ein wesenloser Traum behandelt wurde, um nicht endlich den Gedanken zu fassen, das, was er für sein Vaterland zu thun gesinnt war, allein und durch sich selbst auszuführen. Die Gunst Leopolds, auf die er sicher zählen zu können glaubte, der Einfluß, ja die Macht, welche er sich über dessen Gemüth zutraute, sollten die Plane unterstützen, die sein kühner Geist entwarf, und so reisete er nach Adrianopel, um Cara Mustapha selbst zu sprechen, und zu sehen, was sich für seine Entwürfe hoffen und wirken

ließ. Der Großvezier empfing ihn mit allem Übermuth eines aufgeblasenen Barbaren, der, noch vor dem Siege von seiner künftigen Herrlichkeit trunken, keine Mäßigung wie kein fremdes Verdienst anerkennen wollte. Er sprach mit Geringschätzung von den Bestrebungen der ungarischen Nation, die er als ein bloßes Hülfswerkzeug für seine eigene Größe betrachtete; er erlaubte sich verächtliche Äußerungen über den Kaiser, dessen Persönlichkeit Zrinyi immer theuer geblieben war, indem dieser spitzfindig genug den Deutschen Kaiser, seinen Wohlthäter und väterlichen Gönner, von dem König von Ungarn zu trennen, und diese Doppelansicht vor seinem eignen Bewußtseyn mit Sophismen zu beschönigen verstand.

Nun bildete sich seine neugefaßte Idee immer bestimmter aus, und während der schnellen und einsamen Reise von Adrianopel bis Wien bereitete er sich auf alles vor, was er dem Kaiser sagen, wie er ihm das Recht und die Schönheit seiner Plane augenscheinlich machen, und den Monarchen zu einer gänzlichen Umänderung seiner bisher befolgten Regierungsgrundsätze, und zu einer Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Malcontenten stimmen wollte, wel-

che noch im letzten Augenblicke die Pforte um ihre beste Hülfe bringen, und dem drohenden Kriege, vielleicht dem Umsturz der Monarchie vorbeugen sollte. Daß er selbst, Zriny, hierdurch sich um sein Vaterland, um die Menschheit verdient machen, und in welcher Verklärung er in den Tafeln der Geschichte glänzen würde, hatte ebenfalls keinen geringen Antheil an den Berathungen, die er mit sich hielt, und so langte er im Kabinette des Kaisers an, wo jene Unterredung vorfiel, der dann noch viele ähnliche, aber mit eben so geringer Wirkung folgten. So gewandt und feurig auch der Jüngling sprach, so sehr er alle seine Liebenswürdigkeit aufboth, um seinen kaiserlichen Gönner zu seinen Absichten zu stimmen — Leopold blieb, wie das zu erwarten war, unerschüttert bey Grundsätzen, welche er von Kindheit an eingesogen, und durch eine lange Reihe von Regierungsjahren befolgt hatte. Indessen zürnte er doch dem allzukühnen Sprecher nicht; Zriny durfte wagen, was einem Andern nicht so leicht würde hingegangen seyn, und doch der Gunst seines Herrn versichert bleiben.

Während all dieser Bewegungen war der Winter vollends vorübergegangen, und die ewig

treue Natur, welche sich an das arglistige oder wilde Treiben der Menschen nicht kehrt, hatte die milde Frühlingszeit zurückgebracht. Alles fing an zu leben, zu blühen, und sich seines Daseyns zu freuen. Nur die Menschen sannen darauf, sich gegenseitig elend zu machen; und je lauer die Lüfte wehten, je schöner die Blüthen sich erschlossen, je greller stachen gegen diese unschuldigen Freuden die mordlustigen Bestrebungen und der kriegerische Anblick ab, den alles, in und um Wien gewann; denn während dieser Tage kam die Nachricht, daß das Heer des Großveziers, das sich schon vor einigen Wochen in Bewegung gesetzt, nun Ofen erreicht habe, wo sich Tökölys Truppen mit ihm vereinigt, und im Begriff seyen, nach Wien zu marschiren.

Die kaiserliche Armee sammt den bis jetzt eingetroffenen Contingenten der Reichsfürsten hatte sich indeß bey Preßburg gesammelt. Am sechsten May brach der Kaiser mit einem glänzenden Gefolge dahin auf, um über dieselbe bey Kittsee Heerschau zu halten. [7]) Ein prächtiges Capellenzelt war am Ufer der Donau aufgeschlagen, in welchem der Erzbischof von Gran, Szelepcheny, Messe las, während rings herum auf der weiten Ebene das Heer in andächtiger

Stille stand. Der Kaiser sammt seiner Gemahlinn, viele Deutsche und Ungarische Große waren bey der gottesdienstlichen Handlung gegenwärtig, nach deren Beendigung der Erzbischof allen jenen, die an diesem Krieg Theil nehmen würden, vollkommenen Ablaß auf 360 Jahre verlieh, und der Armee so wie dem versammelten Hofe seinen Segen ertheilte.

Es war eine feyerliche Scene, welche im frommen Vertrauen auf den Schutz des Allerhöchsten, der die gute Sache nicht verlassen würde, den gesunkenen Muth der Meisten wieder hob. Auch trug der Anblick des wohlgeregelten und nicht schwachen Kriegsheeres, das man sich bey Weitem nicht so bedeutend vorgestellt, und der heitere Muth der Truppen, die froh den nahen Kämpfen entgegen sahen, das seinige zu der bessern Stimmung bey, in welcher Hof und Adel das Feld bey Kittsee verließ, und nach Wien zurückkehrte. Überdieß schien wenigstens für den gegenwärtigen Augenblick die drohende Gefahr sich von Wien zu entfernen; denn Cara Mustapha gab im Kriegsrathe, von allen seinen Bassen und selbst von Tököly überstimmt, zum Schein den Vorsatz auf, sogleich nach Wien

zu gehn, und wendete sich gegen Raab, das er zu belagern anfing. [8])

Die Wiener schöpften wieder frischen Athem, aber auf dem Lande verbreiteten sich die traurigsten Berichte. Flüchtige Tartarenschwärme umkreiseten, wie es gewöhnlich ist, das türkische Heer. Sie ergossen sich rings durch das Land, und durchzogen sengend, brennend die unglückseligen Provinzen. Schrecken und Todesfurcht trieb alles, was fliehen konnte, fort, und wohin diese Flüchtigen kamen, verbreiteten sie das Entsetzen, welches sie aus ihrer verheerten Heimath gejagt, in die Gegenden, wohin sie sich retteten. Die wirklichen Schrecken, welche einen Krieg jener Art und in jenen Zeiten begleiteten, wuchsen im Munde des Gerüchts und der zitternden Landbewohner ins Hundertfältige an. Angst und Verzagtheit bemächtigten sich der Gemüther. Viele flohen von Neustadt, Neunkirchen und andern offenen Orten ins Gebirg, wo die tiefen Schluchten, die festen Schlösser auf den Anhöhen den Zitternden eine kurze Sicherheit bothen. So waren auch der Paß bey Schottwien, und die Seitenthäler, welche sich von dort tief ins Gebirge und bis gegen den Schneeberg zogen, eine vielgesuchte Zufluchts-

stätte für die Bewohner des flachen Landes, das sich von dort an die Ufer der Leytha, und tief hinab jenseits dieses Grenzflußes in Ungarn ausdehnet. 9)

Frau von Volkersdorf, welche seit Katharinens Abreise die erste Hälfte des Winters schon sehr einsam gelebt, und ihre Zeit in der Besorgung ihres kleinen Haushalts, in Andachtsübungen, und wehmüthigen Erinnerungen an eine schönere Vergangenheit zugebracht hatte, war nun durch die Entfernung Pater Isidors, den ein Befehl seiner Obern vor einigen Wochen, wie wir gehört haben, von Schloß Clamm nach Wien, und von da weiter zu geheimen Sendungen gefordert hatte, ganz verlassen und rathlos geblieben. In dieser Lage trafen sie die Schreckensnachrichten von dem beginnenden Kriege, von der drohenden Gefahr der Hauptstadt, in welcher sie ihre Katharine vorher so sicher geborgen zu haben meinte, und endlich nach und nach die angstvollen Berichte von brennenden Dörfern, plündernden und mordenden Tartarn, und allen Gräueln eines Türkenkriegs. Täglich, ja stündlich gelangten andere, bald wahre, bald erdichtete oder doch vergrößerte Erzählungen auf Schloß Clamm, und zu den Ohren der armen

Frau, die, wie das zu geschehen pflegt, sich davor im Innersten entsetzte, und sie doch begierig anhörte. Um ihre Ruhe, um ihre Besinnung war es bald geschehen, besonders da sie nach Art solcher Gemüther Jedem, der sich mit ähnlichen Berichten näherte, gläubig zuhörte, Jeden befragte, und sich von Jedem Rath und Meinung sagen ließ. Diese fielen nun sehr verschieden, ja oft geradezu widersprechend aus, und was der Eine gut hieß, verwarf der Andere als gefährlich. Kein kluger Freund oder Rathgeber war um sie, der in dieser trostlosen Lage der Bedrängten ein fester Haltpunct hätte seyn können, Niemand, der sich in einer Zeit, wo Jeder für sich und die Seinen vollauf zu sorgen hatte, der einsamen Witwe angenommen, ihre Lage reiflich erwogen, und die Führung ihres Schicksals übernommen hätte; denn das war es, was sie von jeher bedurft hatte. Ganz verwirrt und betäubt von so vielen entsetzlichen Gerüchten, von dem Jammer der Geflüchteten, von den Erzählungen ihrer Nachbarn wußte sie sich zuletzt keinen andern Rath, als mit den wenigen Kostbarkeiten, die sie besaß, nach Wien zu flüchten, uneingedenk der Schrecken einer Belagerung, die ihrer höchst

wahrscheinlich dort warteten, und des entgegengesetzten Beyspiels so Vieler, die gerade jetzt aus der bedrohten Stadt flohen, und ihr Heil überall gesicherter glaubten, als innerhalb der Wälle einer belagerten Festung. Der Gedanke, bey ihrem Kinde zu seyn und das kommende Schicksal gemeinschaftlich zu tragen, trug wohl auch das Seine zu diesem Entschlusse bey; hauptsächlich aber war es jene dunkle Angst, welche schwache Gemüther zu bestürmen pflegt, und die sie antreibt, ihre gegenwärtige Lage um jeden Preis aufzugeben.

In dieser Absicht gab sie Befehl, ihre besten Habseligkeiten einzupacken, ließ in der Verwirrung und Eile Manches vom Werth zurück, um Unnützes zu retten, und saß schon am Morgen des folgenden Tages mit zwey ihrer Frauen, und einem ihrer Beamten in dem großen Reisewagen, den so viele männliche Einwohner des Schlosses, als sie wehrhaft und beritten zu machen im Stande war, zu Pferde mit Waffen aller Art, wie der Zufall und die Möglichkeit sie darboth, versehen, begleiten mußten. Es war ein etwas seltsamer Anblick, als sie so die große Straße von Schottwien hinzogen, und um die alte baufällige Kutsche, die, mit schwarzen Le-

der bezogen, mit gelben Nägeln rings herum beschlagen, und für jetzt hochbepackt daher schwankte, fünf bis sechs eben so alte hinfällige Bediente in abgetragenen Livreyen ritten, deren Waffen, Flinten, Hirschfänger oder Kugelstutzen sich über Luft und Sonne wunderten, welche sie in dem dunkeln Gewölbe auf Schloß Clamm, Rüstkammer genannt, vielleicht vierzig Jahre nicht gesehn hatten.

In der Neustadt, in welcher frische Pferde ihrer warteten, hörte sie von Neuem so Vieles von der Annäherung des Türkischen Heeres, von der geringen Macht, welche der Kaiser einem so furchtbaren Feind entgegen zu setzen habe, von Tököly's Gewalt in Ungarn, und wie nur die Städte, die sich seinem Schutz ergaben, von dem Heere des Großveziers verschont geblieben wären, daß sie die Türken schon in der Nähe glaubte, und, so sehr es sich mit ihrer Reiseequipage thun lassen wollte, nach Wien eilte, wo sie indeß in einem Gasthofe abzusteigen beschlossen hatte.

Mit Entsetzen sah sie im Näherkommen gegen die Stadt die Anstalten, welche ringsum zur Vertheidigung getroffen wurden, und auf

welche der Beamte, der ihr zum Geleitsmann und Reisemarschall gedient hatte, sie aufmerksam machte; einige schon abgerissene Häuser in den Vorstädten, andere, bey welchen man eben in dieser traurigen Arbeit begriffen war, große Haufen von gefällten Bäumen, die zu Pallisaden behauen wurden, und auf den Wällen eine rege Geschäftigkeit der Arbeitenden, die mit Schaufeln, Schubkarren, Ziegeln und Mörtel beflissen waren, die schadhaften Wälle und Mauern auszubessern. Nun waren sie ganz nahe am Kärntnerthor, und Frau von Volkersdorf folgte mit ihren Augen dem Finger des Beamten, der ihr all diese beängstigenden Anstalten zeigte. Mitten unter dem Haufen der Arbeiter, erblickte sie einen Offizier von hagerer Gestalt, blasser Farbe, und einem Ausdruck von Ernst, ja Melancholie in den tiefen Zügen. Sein Anstand, das Gebiethende seines Benehmens, und die Ehrfurcht, mit der Alles seine Befehle zu erwarten schien, fielen ihr auf. Das ist Graf Rüdiger Starhemberg, der Stadtkommandant, gestrenge Frau! sagte der Beamte, der einige Zeit in Wien gelebt hatte: Und seht ihr dort den geistlichen Herrn an seiner Seite? Kennt ihr ihn nicht?

Ach, das ist ja unser Bischof von Neustadt, Collonits! rief die Matrone: Was macht der hier unter den Arbeitern?

Der ist einer der Eifrigsten bey allen Anstalten, gestrenge Frau, wie ich mir habe sagen lassen, und soll überall zu sehen seyn, wo es Aneiferung des Muthes, Unterstützung der Armen oder Sorge für die Verunglückten gilt. Gewiß hat ihn eine solche Ursache jetzt hierher geführt.

Es ist ein frommer und eifriger Priester, erwiederte Frau von Volkersdorf.

Und ein geborner Feind der Türken, setzte der Beamte hinzu: Er hat schon in seiner Jugend als Maltheser gegen sie gedient, im Kriege ihre Schiffe geentert, und eine Menge Türken mit eigner Hand erschlagen.

Der Bischof? Ach geht!

Nicht doch, gestrenge Frau! Ich sage euch ja, als Maltheser, ehe er noch das geistliche Kleid getragen. Daher stammt wohl seine Thätigkeit und sein Muth; denn man sagt, er weiche darin keinem Soldaten.

Unter diesen Gesprächen war der Wagen durch die beyden Thore und in die Stadt gelangt. Auch hier sah alles verstört und kriege-

risch aus. Sie begegneten Kanonen, die auf die Wälle geführt wurden, Wägen voll Flinten, militärische Geräthschaften und Pulverkarren, die die Straße hinab gegen das Stubenthor und den rothen Thurm zogen, um der nahen Armee ihre Bedürfnisse nachzuführen, und auf den freyen Plätzen exerzirten die Bürgerschaft und die Studenten, welche sich zum Dienst auf den Basteyen geschickt machen wollten. Frau von Volkersdorf sank der kaum gewonnene Muth wieder, da sie diese Anstalten sah, und ihr nun deutlich wurde, was sie auf Schloß Clamm nicht begreifen wollte, daß sie hier nur um Weniges sicherer seyn würde als zu Hause, ja daß vielleicht ihre stille Bergschlucht ganz frey von feindlichen Anfällen bleiben konnte, während die Gefahr der Hauptstadt gewiß war.

Kaum im Gasthofe abgetreten, wo das Lärmen der vorbeyfahrenden Wagen und die Unruhe auf den Treppen und Gängen sie beängstigte, sandte sie sogleich zu Katharinen, die halb erfreut, halb erschrocken die unvermuthete Ankunft ihrer Mutter vernahm, und nicht ohne lebhafte Besorgniß irgend eines Unglücks in ihre Arme eilte. Zu ihrem großen Vergnügen erfuhr sie, daß ihre Sorge ungegründet war,

und nur die Ängstlichkeit der Matrone es ihr unmöglich gemacht hatte, auf dem Bergschloß zu bleiben, wo sie sich ohne hinlänglichen männlichen Schutz, und bey dem schlechten Zustand des alten Gebäudes schon als eine sichere Beute der nächsten Tartarenhorde betrachtet hatte. Aber was nun beginnen? Wo bleiben? Denn daß bey der drohenden Lage der Stadt hier im Gasthofe kein daurender Aufenthalt für sie denkbar war, sahen Mutter und Tochter ein, und Freunde oder Verwandte hatte Frau von Volkersdorf nicht, da sie vielleicht seit fünf und zwanzig Jahren ihr Schloß kaum verlassen hatte, um eben einmahl des Jahres nach Neustadt zu fahren. Katharine wußte Rath. Die Oberstinn, erschreckt, wie Katharine durch die Nachricht von der Anwesenheit der Frau von Volkersdorf im Gasthofe, hatte jener sogleich aufgetragen, ihr eignes Haus der Mutter anzubiethen, sie zu ihr zu führen und ihr zu sagen, daß sie sich freuen würde, wenn die Mutter ihrer lieben Pflegetochter bey ihr wohnen wollte. Katharine fühlte den Werth dieses Anerbiethens mit dem lebhaftesten Dank; aber es brauchte einige Zeit, bis die Matrone sich mit dem Gedanken, bey völlig unbekannten

Menschen zu leben und ihnen zur Last zu fallen, vertraut machen konnte, und nur das dringende ihrer Lage, und Katharinens Versicherung von der unaussprechlichen Güte ihrer Schützerinn, von deren geräumigem eigenen Hause, und völlig sorgenfreyen Verhältnissen konnten sie vermögen, in ihrer Tochter Bitte zu willigen.

So war sie nun die Hausgenossinn der Oberstinn; aber wie zuvorkommend und achtungsvoll diese sie auch um Katharinens willen behandelte, und wie sehr die Mutter sich an der Gesellschaft der langentbehrten Tochter und ihrer sichtlich vortheilhaften Ausbildung erfreute, so waren doch die beyden Matronen in ihrem ganzen Wesen zu verschieden, als daß sie sich nicht hätten im Grunde fremd bleiben sollen, und Frau von Volkersdorf sehnte sich zuweilen in die bequeme Stille ihrer tiefen Einsamkeit zurück, und bereute dann den Entschluß, dieselbe verlassen zu haben, bis wieder irgend eine bange Neuigkeit sie desselben froh machte.

Auch Katharine hatte jetzt oft einen harten Stand mit der Mutter, wenn sie in ihren vertrauten Gesprächen, bald voll ängstlicher Ungeduld von der Beschleunigung der Einkleidung derselben sprach, um wenigstens die Eine Toch-

ter in heiliger Stille geborgen zu wissen, bald Ludmillens und ihrer glänzenden Lage in Paris erwähnte, und sie gleich darauf wieder als eine Abtrünnige und Gefallene bejammerte. Katharine bedurfte einer großen Umsicht und angestrengten Aufmerksamkeit, um bey solchen Unterredungen nicht mehr von dem wahren Stand der Dinge zu verrathen, als ihre Mutter wissen durfte, und oft blutete des Mädchens Herz, wenn sie die gute Matrone so überzeugt von den Glücksverhältnissen ihres geliebten Kindes sah, während sie nur zu wohl wußte, daß dieß Glück nicht lange bestehn konnte, daß es vielleicht schon jetzt durch die Hand des Mannes, der es zuerst geschaffen hatte, zertrümmert, und Ludmilla einem nahmenlosen Jammer zum Raube war.

Aber auch er, der allen den Kummer über eine stille und einst glückliche Familie gebracht hatte, war jetzt weit entfernt davon, jener Zufriedenheit zu genießen, in deren vollem Besitz ihn Viele und auch Katharine glaubten, welche mit bitterm Gefühl von allem dem Glanze hörte, womit die Gunst des Kaisers den geliebten Jüngling überschüttete, und dann ihrer von ihm

in einem fremden Lande verlassenen Schwester gedachte.

Lange Zeit hindurch hatte es ihm nicht schwer gedünkt, seine Pflicht gegen den Kaiser, als seinen Wohlthäter, mit der für das Glück seines Vaterlandes zu vereinigen, dessen Freyheit und Ruhe er durch seine Plane zu sichern meinte. Er glaubte sich berufen, zu diesem Zwecke nach Kräften mitzuwirken. Aber nun, da die Frucht so langer Bemühungen ihm reif in den Schooß fallen sollte, wie verschieden von dem glänzenden Bilde war die gemeine Wirklichkeit! Ein übermüthiger Barbar wollte ernten, wo Zriny für sein Vaterland gesäet zu haben meinte. Die Österreichische Macht sollte vernichtet, sein kaiserlicher Wohlthäter einem schmählichen Schicksal preis gegeben worden — und Tököly war zu keiner Veränderung seiner Plane, Leopold zu keiner mildern Ansicht gegen die zu stimmen, welche er als Rebellen betrachtete! Gefangen in den Netzen, die er selbst bereiten geholfen, von allen Seiten mit unübersteiglichen Hindernissen umgeben, sah er die Entscheidung immer näher heranrücken, und ihm blieb nur die Wahl zwischen dem Untergang seines

gütigen Fürsten, oder der Enthüllung von seinen und Tököly's Planen übrig.

Von dieser Stimmung ahnete wohl Tököly und der Großvezier nichts. Unbesorgt wußten sie ihren Mitverschwornen an der Seite des Kaisers, dem sie in ihm einen Racheengel beygegeben zu haben glaubten, welcher sich des Einflusses, den er auf seinen Gebiether hatte, bedienen würde, um die Absichten seiner Feinde zu befördern. Zu diesem Zwecke war ein steter, geheimer Verkehr zwischen Zriny und seinen Verbündeten, der bald durch vertraute Mittelspersonen, bald durch Zifferbriefe geführt wurde, und jene von Allem unterrichten sollte, was am Wienerhofe vorfiel, was in der Stadt und bey der Armee an Vertheidigungsanstalten vorgekehrt wurde, und was noch überdieß aus Frankreich von geheimer Unterstützung und Theilnahme zu hoffen war.

Zriny's Lage war peinlich, und Niemand durfte und konnte sie ahnen, wenn er in allem Glanz, den seine Stellung am Hofe über ihn verbreitete, schön, liebenswürdig und von Vielen beneidet, an der Seite seines Monarchen erschien, der, mehr als sonst, jetzt den lebenskräftigen Jüngling neben sich sehen mochte, des-

sen reicher Geist ihm eine unerschöpfliche Quelle von Erheiterung war, dessen rascher Muth die Hindernisse ebnete, welche die Bedenklichkeiten Anderer, oder des Kaisers eigne Ansicht vor ihm aufthürmten, und der, wenn ihm sein Gebiether Aufträge gab, sie mit gewandter Thätigkeit schon vollzogen hatte, ehe Andere in ähnlichen Fällen nur an ihre Ausführung dachten.

So erschien Zriny vor dem Kaiser und dem Hof. Ganz anders aber war es, wenn er allein in seinem Zimmer, den Stürmen seines Innern überlassen, und ein Raub quälender Gedanken, Vorwürfe und Zweifel da saß, den Tag verwünschte, der ihn geboren werden sah, und in allen wunderbaren Verkettungen der Umstände, die ihn von Jugend auf mit sich fortgerissen hatten, nichts als eine Tücke des feindlichen Geschickes zu sehn glaubte, welche sein Haus und ihn rastlos zu verfolgen bemüht war. Undank, Hochverrath waren ihm aufgedrungene Verbrechen, er hatte nur die Wahl zwischen Vaterland und Wohlthäter, und er mochte sich wenden, auf welche Seite er wollte, der Fluch der Mit- und Nachwelt mußte ihn treffen.

Mitten zwischen diesen Gedanken, mit welchen er die freyen Vorsätze seines Ehrgeizes und

gütigen Fürsten, oder der Enthüllung von seinen und Tököly's Planen übrig.

Von dieser Stimmung ahnete wohl Tököly und der Großvezier nichts. Unbesorgt wußten sie ihren Mitverschwornen an der Seite des Kaisers, dem sie in ihm einen Racheengel beygegeben zu haben glaubten, welcher sich des Einflusses, den er auf seinen Gebiether hatte, bedienen würde, um die Absichten seiner Feinde zu befördern. Zu diesem Zwecke war ein steter, geheimer Verkehr zwischen Zriny und seinen Verbündeten, der bald durch vertraute Mittelspersonen, bald durch Zifferbriefe geführt wurde, und jene von Allem unterrichten sollte, was am Wienerhofe vorfiel, was in der Stadt und bey der Armee an Vertheidigungsanstalten vorgekehrt wurde, und was noch überdieß aus Frankreich von geheimer Unterstützung und Theilnahme zu hoffen war.

Zriny's Lage war peinlich, und Niemand durfte und konnte sie ahnen, wenn er in allem Glanz, den seine Stellung am Hofe über ihn verbreitete, schön, liebenswürdig und von Vielen beneidet, an der Seite seines Monarchen erschien, der, mehr als sonst, jetzt den lebenskräftigen Jüngling neben sich sehen mochte, des-

sen reicher Geist ihm eine unerschöpfliche Quelle von Erheiterung war, dessen rascher Muth die Hindernisse ebnete, welche die Bedenklichkeiten Anderer, oder des Kaisers eigne Ansicht vor ihm aufthürmten, und der, wenn ihm sein Gebiether Aufträge gab, sie mit gewandter Thätigkeit schon vollzogen hatte, ehe Andere in ähnlichen Fällen nur an ihre Ausführung dachten.

So erschien Zriny vor dem Kaiser und dem Hof. Ganz anders aber war es, wenn er allein in seinem Zimmer, den Stürmen seines Innern überlassen, und ein Raub quälender Gedanken, Vorwürfe und Zweifel da saß, den Tag verwünschte, der ihn geboren werden sah, und in allen wunderbaren Verkettungen der Umstände, die ihn von Jugend auf mit sich fortgerissen hatten, nichts als eine Tücke des feindlichen Geschickes zu sehn glaubte, welche sein Haus und ihn rastlos zu verfolgen bemüht war. Undank, Hochverrath waren ihm aufgedrungene Verbrechen, er hatte nur die Wahl zwischen Vaterland und Wohlthäter, und er mochte sich wenden, auf welche Seite er wollte, der Fluch der Mit- und Nachwelt mußte ihn treffen.

Mitten zwischen diesen Gedanken, mit welchen er die freyen Vorsätze seines Ehrgeizes und

seiner Leidenschaften den Einwirkungen des Geschickes zuzuschreiben bemüht war, machten die Vorwürfe seines Gewissens sich Bahn, und zeigten ihm, daß es einen Weg gegeben haben würde, sich zwischen diesen streitenden Gewalten rein zu bewahren, wenn nicht Leichtsinn, Eitelkeit und Leidenschaften, die nie des Zügels gewohnt gewesen, ihn in unseliger Verblendung dahin gerissen hätten, die Hand nach einem zu glänzenden Ziel auszustrecken. Dann erschien, um ihn noch mehr zu quälen, die bleiche abgehärmte Gestalt des Weibes vor ihm, welches seine Leidenschaft zuerst aus ihrem stillen Seyn gerissen, mitten in eine fremdartige Welt geschleudert, und das er, als seine schnell verrauchte Gluth ihrer satt war, sie unter hochtönenden Vorwänden verlassen, und einem unsichern Schicksal Preis gegeben hatte; und tausend quälende Erinnerungen zerrissen dann seine Brust.

Eines Abends saß er in eben solche trübe Gedanken versenkt in dem hohen geräumigen Zimmer der kaiserlichen Burg, das ihm seines Gebiethers Neigung zur Wohnung angewiesen hatte, um ihn stets nahe um sich zu haben. Zwey Kerzen erhellten spärlich den weiten mit dun-

keln Niederländertapeten ausgeschlagenen Raum, unbestimmte Schatten schienen um ihn her zu wanken, die Vergangenheit mit manchem Vorwurf, die Zukunft mit ihren Zweifeln schwebten wechselweis vor ihm auf und nieder, Herrschaft, Glanz und Macht auf einer Seite, auf der andern Gewissensqualen, Tadel der Bessern und einen befleckten Nahmen darbiethend. Dann stand Leopold vor ihm mit seiner väterlichen Güte, mit seinem unbesorgten Vertrauen, und jetzt der blutige Schatten seines Vaters, die Forderungen seiner Schwester, seines Schwagers, seines Vaterlandes. Er hatte nach einem in mühsamer Verstellung mit dem Hofe hingebrachten Abend seine lästigen Prachtkleider halb abgeworfen, das künstliche Lockengebäude bey Seite gelegt, und saß oder lag vielmehr halbentkleidet, das eigne reiche Haar um die Schultern verstreut, bleich, verstört, so ganz und gar nicht jener Zriny, der er im Prunksaal seines Monarchen gewesen war, auf dem Sopha, als ein leises Geräusch, das die tiefe Stille um ihn unterbrach, ihn aus seinen wilden Träumen aufschreckte, und seinen verstörten Blick auf die Tapetenthüre richtete, welche den Ausgang einer verborgenen Treppe verschloß,

zu der seine Vertrautesten eigene Schlüssel hatten. Die Thüre öffnete sich leise, und ein Baarfüßer-Mönch trat ein. Zriny fuhr auf, und starrte den Unerkannten an. Dieser aber trat lächelnd einen Schritt zurück, warf Kapuze und Mantel ab, und Zriny erkannte den treuen Kolschützky, der bey seines Vaters Lebzeiten ein Anhänger seines Hauses, und noch jetzt den Kindern seines Herrn mit Liebe zugethan war. [10]) Kolschützky war ein Grieche, oder eigentlich, was man mit einem besondern Nahmen nannte, ein Raitze. Verschiedene Schicksale hatten ihn nach des alten Grafen Zriny Tod in der Welt herum geführt, bis endlich seine Geschicklichkeit in mehreren morgen- und abendländischen Sprachen und seine Gewandtheit in Geschäften mancherley Art ihm die Stelle eines Dollmetschers bey der Orientalischen Compagnie verschafften. In dieser Eigenschaft hatte er Gelegenheit, viele Reisen zu machen, mit vielerley Menschen in Berührung zu kommen, und besonders viel mit den benachbarten Türken umzugehn. An Tököly band ihn seine Zuneigung für die Familie seiner Gemahlinn; mit mehreren Bassen, die in Ungarn residirten, brachten seine Geschäfte ihn zusammen; und so war er oft von dem ersten zu

hochwichtigen geheimen Sendungen, welche eben so viel Kühnheit als Verschlagenheit bedurften, gebraucht worden. Jetzt hatte er längst seine mühsame Stelle niedergelegt, sich mit seinem Vermögen ein Häuschen in der Leopoldstadt gekauft, und lebte dort so ruhig, als ein Mann seiner Art es vermochte, das heißt, er betrieb noch stets im Stillen allerley Geschäfte, ließ sich zu verschiedenen Aufträgen gebrauchen, und war daher dem jungen Zriny, an dem er mit ganzer Seele hing, ein sehr verläßlicher und eben so werther Unterhändler.

Kolschützky! rief Zriny: — Bist du's? Ich habe dich nicht erkannt.

Das habe ich vermuthet, erwiederte der Vertraute, und es ist mir lieb; denn es gibt mir die Versicherung, daß mich auch sonst Niemand erkennen wird, und das ist jetzt sehr gut. Ich habe wichtige Nachrichten, gnädiger Herr! — Bey diesen Worten zog Kolschützky einen Brief, in Chiffern geschrieben, und noch ein Paket aus dem weiten raitzischen Unterkleide, das vorher die Kutte bedeckt hatte, und reichte es dem Grafen dar. Aber was ist euch, gnädiger Herr? setzte er hinzu, indem Zriny sich jetzt den Lichtern auf dem Tische genähert, und sich nieder-

gesetzt hatte, so, daß der hellere Schein den von ihm erbrochenen Brief, aber auch seine verstörten Züge, die düstere Gluth seiner Augen beleuchtete: Ihr seyd doch nicht krank?

Franz? rief Zriny: Was fällt dir ein! Ich bin nicht krank. Er strich mit der Hand über die Stirn, und suchte eine leidliche Fassung anzunehmen, indem er sich anschickte, den Brief mittelst Bleyfeder, Papier und dem Schlüssel der geheimen Zeichen, den er aus seinem Taschenbuch nahm, zu entziffern. Kolschüzky sah ihn besorgt an. Aber er schwieg; denn er erkannte wohl, daß der Graf nicht gefragt seyn wollte. Auch mochte er ihn in dem wichtigen Geschäfte nicht stören, das er vor hatte. Aber in des treuen Mannes Augen mahlten sich warme Theilnahme und Sorge für den geliebten Sohn eines unvergessenen Herrn.

Zriny übersetzte emsig fort. Kolschüzky's Blicke waren auf ihn geheftet; er bemerkte, von welchen heftigen Bewegungen schon während des unzusammenhängenden Lesens seine Züge verändert wurden. — Nun war der Brief ganz entziffert, und Zriny im Stande, ihn ordentlich zu durchlesen. Gerechter Gott! war sein Ausruf, als er den Schluß vollendet: Die

Würfel liegen! — Wer hat dir den Brief gebracht?

Iwan, war Kolschützky's Antwort: Ihr kennt ihn. Euer Schwager hat ihn gesendet, und er kommt in vollem Jagen unmittelbar von der Armee des Großveziers, die im Marsch von Raab hierher ist.

Du weißt den Inhalt des Briefs?

Zum Theil. Kara Mustapha hat sich durch keine Vorstellung seiner Bassen, nicht durch Euers Schwagers Rathschläge, noch weniger durch den Herzog von Lothringen, der sich ihm gegenüber gelagert, mehr abhalten lassen. [11]) Er ist mit seiner ganzen Armee aufgebrochen, und auf dem geraden Weg hierher. Iwan hat ringsum die Tartaren schwärmen gesehen, die alles Land verheeren, und schon bis gegen den Neusiedler-See streifen.

Sonst weißt du nichts?

Nicht eben den Inhalt des Briefs, aber doch Einiges, was darauf Bezug hat. Man verspricht sich im Türkischen Heere viel von Euch, Herr Graf! Euer Herr Schwager zählt verläßlich auf Eure Mitwirkung. Das weiß ich. Was man eigentlich verlangt, was ihr thun könnt, und dürft, setzte Kolschützky hinzu, indem er

dem Grafen fest und besorgt ins Auge sah — das müßt ihr besser wissen, als ich.

Zriny wandte den Blick ab. Sein schuldbewußtes Herz vertrug das forschende Auge des redlichen Freundes nicht. Geh! sagte er endlich, man könnte uns überraschen.

Kolschützky verneigte sich, und wollte fortgehen — dann kehrte er noch einmahl zurück, und sagte: Gnädiger Herr! Ich weiß bey Gott nicht, was in dem Brief steht; aber wenn es etwas ist, das euch den Blick eines alten Dieners vermeiden macht, dann — thut lieber nicht, was man von Euch verlangt!

Zriny fuhr auf, er wollte reden, aber er nahm das halb ausgesprochene Wort zurück, und winkte mit der Hand Kolschützky, sich zu entfernen. Dieser ging, und Zriny blieb, ein Raub der heftigsten und streitendsten Empfindungen, allein.

Der geheime Brief war von seinem Schwager, das dickere Paket enthielt einen Französischen Brief seiner Schwester Helene. Beydes hatte Tököly einem vertrauten Hussarenoffizier Iwan zur schnellsten Beförderung nach Wien und an Kolschützky übergeben. Auf diesem Wege waren schon manche höchst wichtige Nachrich-

ten von Ungarn nach Wien und von dort nach Munkats und Raab gelangt. Kolschützky ahnete wohl, was Zriny und Tököly beabsichtigten; sein in Österreich heimisch gewordener Sinn stimmte nicht damit. Aber Gefahr und Kraftäußerung zogen ihn an, und das Haus seines ehemahligen Herrn hatte ein unbedingtes Recht auf seine Ergebenheit, und auf seine Verschwiegenheit. Auf diese Weise war er bisher ein getreuer und verläßlicher Unterhändler gewesen, der manchmahl sein Leben mit Lust gewagt hatte, um irgend einen kühnen Streich für seine Herren auszuführen. Nach und nach aber entwickelte sich vor seinen Blicken das Gewebe des ganzen Plans. Sein Verkehr mit Ungarn und der Türkey ließ ihn Manches durchschauen, was seine Committenten nicht eben zu seiner Kenntniß gebracht haben wollten, und die jetzigen Bewegungen des türkischen und ungarischen Heeres, so wie der Gemüthszustand, in welchem er den jungen Grafen gefunden, und den die Lesung des geheimen Briefes sehr verschlimmert hatte, weckten die ernstlichsten Besorgnisse in seinem Herzen. Er wagte es, seine Warnung auszusprechen, und verließ Zriny endlich mit dem festen Vorsatze, hier nach Möglichkeit ein

Unglück zu verhüthen, und den theuren Sohn seines alten Herrn nicht in den Abgrund stürzen zu lassen, an dessen Rand er ihn irren zu sehen glaubte.

Als Kolschützky das Zimmer verlassen hatte, durchlas Zriny in heftiger Gemüthsbewegung den Chiffer-Brief noch einmahl. Er enthielt in kurzen Worten die Nachricht, daß der Großvezier sich durchaus nicht von seinem Vorsatze, Wien zu erobern, und wo möglich Leopold selbst in seine Macht zu bekommen, hatte abhalten lassen. Er habe die Belagerung Raab's schnell aufgehoben, und rücke in Eilmärschen nach der Hauptstadt Österreichs los. Sein Plan gehe dahin, durch die flüchtigen Tartarenschwärme, die er voraus senden werde, das Land zu verheeren und sich auch der Person des Kaisers selbst zu bemächtigen, wenn dieser seiner Sicherheit wegen Wien verlassen müßte. Bey diesen Umständen, da Tököly selbst es entwürdigend finde, das Haupt der weltlichen Christenheit in die Hände eines übermüthigen Heiden fallen zu lassen, sey es sein und der mit ihm verstandenen Freunde Vorsatz, dieß selbst auszuführen, und den Kaiser mit aller Achtung, die seiner Person wie seinem Range gebühre, nach Ungarn

zu führen. Dieser Gewaltstreich, der ihnen nicht mißlingen könne, wenn Zriny ihnen dazu die Hände böthe, und den Kaiser zu der Route bestimmte, die mit ihren Anstalten in Übereinstimmung wäre, würde den Angelegenheiten der Ungrischen Malcontenten schnell eine höchsterwünschte Wendung geben. Bedenke, so schloß der Brief, was du deinem Vaterland schuldig bist! Benütze den nie wiederkehrenden Augenblick! Deines Hauses, deines Vaterlandes Geschick liegt in deiner Hand.[12])

Diese wenigen Zeilen hatten glühende Stacheln in Zrinys Gemüth geworfen. Er, er selbst sollte seinen väterlichen Wohlthäter und Monarchen in die Hände seiner Feinde liefern helfen? denn daß dieß, aller ehrerbiethigen Äußerungen ungeachtet, die Malcontenten waren, konnte er sich nicht verbergen — wo nicht, so stand er vor Tököly, vor seiner Schwester, vor allen ihren Freunden als Treubrüchiger da! Ein heftiger Sturm erhob sich in seiner Brust, Pflichten standen gegen Pflichten, gerechte Neigungen gegen eben so heilige Gefühle auf, seine Besinnung verwirrte sich, er war nicht mehr fähig klar zu denken und zu überlegen; aber noch bebte seine Seele vor dem Gedanken des

Hochverraths zurück, und was er in der Ferne oft bedacht, und mit scharfsinnigen Gründen zu bemänteln, ja durch höhere kosmopolitische Ansichten zu rechtfertigen gewußt hatte, stellte sich ihm nun, da die Ausführung nahe war, und auf seinem Willen beruhte, als ein schreckliches, und, was mehr ist, als ein niederträchtiges Verbrechen mißbrauchten Zutrauens und verrathener Dankbarkeit dar.

Er schauderte. Da fiel ihm das Paket seiner Schwester in die Hände. Er erbrach es. Helene schrieb mit allem Feuer und mit aller Kraft, die ihr als Tochter der Zriny, als Wittwe des Fürsten Rakozy, als Gattinn Tökölys inwohnte. Mit Gluth waren diese Blätter geschrieben, in welchen sie ihren Bruder zuerst an die Ehre und den alten Glanz des Hauses Zriny mahnte, ihm die wichtigen Dienste vorzählte, die seine Ahnen geleistet, die Vertheidigung von Szighet, und was ihr Oheim, der Ban von Croatien, für seinen König gewagt und gethan. [13]) Dann aber schilderte sie in eben so lebhaften Farben, was sie, als Gattinn und Tochter ungarischer Mißvergnügten, den Undank des Hofes nannte, die Ungerechtigkeiten, wozu seine Rathgeber den Kaiser vermocht, und welche abzuwehren,

und die Freyheit ihres Vaterlandes aufrecht zu erhalten, endlich ihr unglücklicher Vater sich mit Nadasdy und Frangipani verbündet, wie er in seinem edlen Vorhaben verrathen, seinen Feinden in die Hände gespielt worden, und als ein Opfer seiner Liebe für Freyheit und Vaterland durch Henkershand gefallen war. Hierauf entwarf sie ein glänzendes Gemählde des glücklichen Zustandes, worein Zriny's, ihres Gatten und seiner Freunde Bestrebungen das nun bald befreyte Vaterland setzen würden, den aufblühenden Handel, die Freyheit des Verkehrs, die Entwickelung der von dem Drucke erlösten Geister, die Veredlung des ganzen Stamms der Magyaren, und schloß zuletzt ihre lange und begeisterte Epistel mit einer fast dichterischen Erinnerung an die vielen zusammen zugebrachten Stunden, wo die Ehre ihres Hauses, und das Glück ihres Vaterlands der Gegenstand ihrer warmen Wünsche gewesen, wo sie und ihr Emerich von Zriny das Schönste, das Größte, wozu ihn die Natur und sein Schicksal bestimmt zu haben scheinen, mit Recht gehofft, und ließ ihn im Hintergrunde aller dieser schwesterlichen Aufforderungen den Glanz einer Krone nicht undeutlich sehen.

Zriny war ganz berauscht, nachdem er diesen Brief gelesen. Daß Helene nicht wußte, nicht wissen konnte, was in ihres Mannes Brief enthalten war, ging leicht aus der Zusammenhaltung der Umstände und des Orts hervor, wo beyde Briefe geschrieben worden, indem der Emerichs aus dem Feldlager vor Raab, und jener seiner Gemahlinn mehrere Tage zuvor aus Ofen datirt waren. Aber sie ergänzten und unterstützten sich so vollkommen, als wären sie darauf berechnet gewesen, und vollendeten die erhitzte Stimmung, in welcher sich Zriny befand, und in der er Recht und Unrecht, wahre und erträumte Pflichten klar zu scheiden nicht mehr im Stande war. Die Nacht war gekommen. Er warf sich auf sein Lager, aber der Schlaf floh seine Augen, denn sein Gemüth war in der heftigsten Bewegung. Er konnte lange nicht mit sich über den Entschluß, den er zu fassen hatte, einig werden; und endlich sprang er auf, ehe noch der frühe Sommermorgen tagte, setzte sich an den Schreibtisch und brachte nach zehn entworfenen und wieder verworfenen Concepten die Antwort an seinen Schwager zu Stande. Sie enthielt den Entschluß, den er nach langem Kampfe mit sich selbst gefaßt, end-

lich in Tököly's Begehren zu willigen, und den Kaiser zu bestimmen, auf dem rechten Donauufer nach Linz zu flüchten, wo in dem Dickicht des Wienerwaldes, auf dem Rücken des damahls stark bewachsenen Niederberges, das Vorhaben der Rebellen vielleicht nur zu gut gelungen haben würde. Sorgfältig in der geheimen Schrift abgefaßt, siegelte er sie, ließ sich schnell kleiden, und eilte in der grauenden Morgendämmerung durch die noch unbelebten Straßen, wo nur hier und da eine fromme Alte, oder ein früh wacher Greis in die eben eröffnete Kirche schlich, dem rothen Thurm zu, um Kolschützky aufzusuchen, und ihm die Antwort zu sicherer und schneller Bestellung zu übergeben.

Wie er vor's Thor hinaus trat, die frische kühle Morgenluft vom Donaustrome ihm entgegen wehte, und seine von Schlaflosigkeit und Anstrengung erhitzten Wangen kühlte, wie sein Blick auf die reizende Umgebung der Hauptstadt fiel, gerade vor ihm und rechts hinab, die frischbelaubten Auen, linker Hand das waldgekrönte Gebirg, von dem der Strom herab eilte, mit seinen Gebäuden, dem Kalmadulenser-Kloster, und dem Überreste der ehemahligen Wohnung der Markgrafen des Landes, näher

an beyden Ufern die Stadt und Leopoldstadt, wohlgebaute Häuser, fruchtbare Gärten, lebendiger Verkehr und Wohlhabenheit einer thätigen und fleißigen Bürgerschaft, auf dem Strom die vielen Schiffe, wo jetzt das Leben zu erwachen begann, Fischerkähne über den glatten Spiegel glitten, den nur der Hauch des Ostwinds leicht kräuselte wie nun dieß ganze Bild mit seinen Freuden und seinen Reizen in des Jünglings empfängliche Seele fiel; da fiel auch der Gedanke schwer auf sein Herz: Wie wird alles dieß vielleicht in wenigen Wochen aussehen, wenn ein zahlloses barbarisches Feindesheer diese Wälle umlagern, diese Gebäude in Schutt und Brandstätten verwandeln, die ruhigen Bürger ermorden oder in die Sclaverey schleppen, und, wo jetzt tausend und tausend fleißige Menschen ihr Leben froh genießen, dampfende Trümmer, blutige Leichen, und unabsehlicher Jammer seyn wird! —

Und wer, wer hat beygetragen, diesen Feind hierher zu locken? wer ihm Unterwerfung, Hülfe zugesagt? wer ihn die Wege durch Ungarn hierher gelehrt? Der Jüngling schauderte. Unwillkührlich blieb er mitten auf der Brücke über dem ruhig hingleitenden Strom stehn, sein

Herz schwoll von unendlichem Weh, seine Hand zuckte nach dem Brief in seinem Busen, um ihn in den Fluthen der Donau zu begraben; dann regte sich plötzlich eine wilde Lust in seiner Seele, den Kampf in seinem Innern, und die Gluth, die ihn durchtobte, in diesen ruhigen Wellen zu löschen. Er nahte sich dem Geländer, er blickte hinab; der Strom zog majestätisch dahin nach Osten in sein Vaterland, in das Land, wo seine Lieben lebten, wo seine Stammburg stand, wo seine Väter in Ruhe und Glanz gewaltet hatten, dem er alle seine Kräfte, sein Wirken und Leiden gewidmet hatte. Durfte er stille stehn mitten auf dem gefahrvollen Wege, seine Hand feige zurückziehn, und durch unzeitige Weichheit gegen Menschen, die ihn gar nichts angingen, ja die er gewissermassen als die Gegner seiner Mitbürger betrachten konnte, sich von dem begonnenen Werke abhalten lassen, oder ein Leben eigenmächtig enden, das hohen Zwecken und dem Wohl seines Vaterlandes geweiht war?

Wie man einen bösen Traum beym Erwachen abschüttelt, schüttelte Zriny die lähmenden Gedanken von Reue und Bedenklichkeit ab, und eilte raschen Schrittes durch die Straßen

dem wohlbekannten Hause zu, dessen Eigner ihm sogleich mit ehrerbiethiger Freundlichkeit entgegen kam, und Zriny's Auftrag aufs Beste zu bestellen verhieß, indeß er doch nicht umhin konnte, während er zögernd den Brief nahm, einen Blick voll Sorge auf das Gesicht des Jünglings zu werfen, auf dessen bleichen Wangen eine fieberische Röthe brannte, und dessen trübe unstete Augen von Nachtwachen und innerm Unfrieden sprachen.

In der kaiserlichen Burg war es indessen auch lebendig geworden. Leopold, der früh aufzustehn, und, des lateinischen Sprichworts eingedenk, die Morgenstunden sonst dem Dienste der Musen, das heißt, der Lesung von Classikern, oder literarischen Geschäften in Gemeinschaft mit seinem lieben Hofbibliothekar Lambeccius zuzubringen pflegte, an welchen er häufig kleine Briefe im zierlichsten Latein geschrieben, wovon noch viele aufbewahrt sind; hatte auch an diesem Morgen seinen gelehrten Freund und steten Begleiter auf allen seinen Reisen rufen lassen, doch nicht um über irgend eine streitige Stelle in einem Autor oder etwas Ähnliches zu sprechen, sondern um zu überlegen, auf welche Art wohl der kostbare Schatz von Bü-

chern, Münzen und andern Seltenheiten, welcher der Obhuth des Lambeccius übergeben war, vor der drohenden Feindesgefahr zu retten sey. Lambeccius hatte schon das Meiste eingepackt, und erkundigte sich nun heut bey seinem kaiserlichen Gönner, ob Strom anwärts auf Schiffen, oder auf Wagen diese kostbaren Schätze nach Linz, und im Nothfalle noch weiter zu bringen seyn möchten, als plötzlich der diensthuende Kammerherr mit sehr verstörtem Blicke eintrat, und den Herrn Commandanten Grafen von Starhemberg meldete, der eine dringende Nachricht zu bringen habe, und unterthänigst um Erlaubniß bitte, selbe Sr. Majestät vorzutragen.

Das ist nichts Gutes, Lambecci! sagte der Kaiser, indem er dem Kammerherrn bejahend zuwinkte, und dieser sich entfernte: Du wirst es sehen, der Starhemberg hat üble Zeitungen!

In dem Augenblick trat der General ein. Seine ernsten Züge verkündeten Wichtiges. Kann es der da wissen? fragte der Kaiser schnell, auf seinen Bibliothekar deutend.

Was ich zu melden habe, erwiederte Starhemberg, wird in wenig Stunden ganz Wien wissen; der Großvezier hat die Belagerung von

Raab aufgehoben und rückt in Eilmärschen gegen Wien vor.

Hat die Belagerung aufgehoben? wiederhohlte der Kaiser, und starrte etwas betroffen den Grafen an.

So eben langt der Courier vom Herzog von Lothringen an. Er konnte Kara Mustapha nicht mehr aufhalten, der seine Truppen über die Rabnitz setzen ließ. Seine Vorposten streifen schon bis an den Neusiedlersee.

Und der Herzog? fragte der Kaiser —

Der Herzog hat nichts anders thun können, als sich in größter Eile über die Donau und die Insel Schütt zurückzuziehen, um das linke Ufer zu gewinnen. [14])

Wir sind in Gottes Hand, sagte der Kaiser nach einer augenblicklichen Pause: Wien steht dem Feinde offen. Jetzt sieh, Lambeccius, daß du deine sieben Sachen in Sicherheit bringest.

Der erschrockene Bibliothekar hatte noch keine Worte gefunden. Aber so schnell? stotterte er endlich: Wie wird es möglich seyn?

Es wird, weil es muß, erwiederte der Commandant: Auch wollte ich Ew. Majestät gebethen haben, ernstlich auf Dero eigene Sicher-

heit zu denken. In fünf bis sechs Tagen können die Türken hier seyn.

Der Kaiser antwortete nichts, aber in seinen sonst ruhigen Zügen erschien die Erschütterung, welche diese Vorhersagung ihm verursachte. So nahe, so dringend hatte er sich die Gefahr nicht gedacht. Wir werden sehen, sagte er endlich: Zu Extremen ist immer Zeit.

Nicht immer, Ew. Majestät, wenn ich in Unterthänigkeit bemerken darf, fiel Starhemberg ein: Eines Kaisers Reise in solchen Umständen ist nicht das Werk weniger Stunden und einiger Wagen. Manches muß vorbereitet, Manches bedacht seyn —

Ich werde meine Wiener nur dann verlassen, wenn ich keinen andern Ausweg mehr sehe. Glaubt mir, General, an meinem Bleiben oder Gehen ist sehr viel gelegen; und ich bin überzeugt, daß meine Abreise ganz Wien in Consternation setzen wird, erwiederte der Monarch.

Bey diesen Worten trat der Kammerherr noch einmahl ein, und meldete den Grafen Zriny und den Bischof. Sie wurden vorgelassen, und erfuhren, was dem Einen von ihnen keine Neuigkeit mehr war. Collonits erschrack. In

fünf bis sechs Tagen? sagte er: Das ist so erschrecklich, als es unerwartet ist.

Und woher weiß man denn, fragte Zriny, daß die Gefahr so nahe seyn soll? Es sind vielleicht vorlaute Schrecken, denen keine Wirklichkeit entsprechen wird, und die bloß geeignet sind, die Gemüther in Allarm zu setzen.

Es sind keine vorlauten Schrecken, wie Ihr sie zu nennen beliebt, erwiederte Starhemberg trocken: Der Courier vom Herzog hat sie gebracht.

Dann müssen Ew. Majestät auf schleunige Flucht denken, rief der Bischof: Kein Augenblick ist zu verlieren —

Auch Ihr stimmt überein? sagte der Kaiser: Und ich soll Wien in Furcht und meine Unterthanen in die größte Verwirrung stürzen? Meine Abreise würde das Signal zur allgemeinen Flucht und Auflösung aller Ordnung seyn.

Darf ich es wagen, begann Zriny, indem er, allein gegen den Kaiser sich wendend, der Anwesenden nicht zu achten schien, Ew. Majestät zu sagen, was ich denke, so muß ich gestehn, daß auch mir der Anschein der Dinge nicht so drohend scheint. Vor der Hand glaube ich an keine nahe Gefahr, und auf jeden Fall könnte

Ew. Majestät Entfernung als eine Reise, als etwas Gelegentliches behandelt werden, das eben nicht durch die Umstände des Augenblicks erzeugt —

Erlaubt, fiel Starhemberg scharf ein, daß ich diesen Vorschlag etwas sonderbar, etwas jugendlich finde.

Wie es Ew. Excellenz beliebt, antwortete Zriny mit einem Lächeln, das fast spöttisch war: Ich bin nur ein junger Mensch, und habe die tiefe Einsicht nicht —

Zriny! ermahnte der Kaiser ernst: Bedenke, wo du bist, und mit wem du sprichst.

Verzeihung, mein gnädiger Monarch! erwiederte Zriny. Eine jähe Röthe überflog sein Gesicht, und in seinen Zügen mahlte sich der verbissene Unmuth, indeß er mit niedergesenktem Haupte vor seinem Herrn stehen blieb.

Nun, was wolltest du denn eigentlich sagen? fragte der Kaiser milder: Was meinst du mit der Reise? mit der Gelegenheit?

Es ist wohl voreilig von mir, in Gegenwart solcher Männer sprechen zu wollen. Er wies auf den Bischof und den General.

Rede! entgegnete der Kaiser: Ich befehle es dir.

Ein Zug des Unwillens zeigte sich in Starhembergs Gesicht, aber er schwieg.

Ich meinte in aller Unterthänigkeit, fuhr Zriny fort, wenn Ew. Majestät z. B. unter dem Vorwande, die lärmende Stadt und das Getöse der Arbeiten in der Nähe der kaiserlichen Burg zu vermeiden, sich vielleicht nach dem Lustschlosse Schönbrunn begäbe. Von dort aus könnte unbemerkt, und als gelte es etwa eine Jagd im kaiserlichen Thiergarten, die weitere Reise nach Linz im dringendsten Nothfalle angetreten werden, ohne daß man in der Stadt sobald etwas erführe, so daß daselbst die nöthigen Maßregeln getroffen werden könnten, um den Wirkungen des ersten Schreckens vorzukommen.

Dein Vorschlag scheint so übel nicht; indessen will er näher beleuchtet seyn, erwiederte der Kaiser.

Dann müßte ja die Reise, sagte der Bischof, auf dem rechten Donau-Ufer vor sich gehn?

Natürlich, antwortete Zriny. Es ist der gerade Weg nach Linz. Wenn die Anstalten auf den Stationen gehörig gemacht werden, kann der kaiserliche Hof in Linz seyn, ehe man sich in der Stadt etwas davon träumen läßt.

Und wer wird die Reise escortiren? wer den Monarchen schützen? rief Starhemberg: Die Armee steht am linken Ufer. Oder habt ihr nicht vernommen, daß der Herzog sich in Eile über die Donau zurückgezogen hat?

Und sollten Ew. Majestät, fuhr Zriny, stets zu dem Kaiser gewendet, fort, wohl irgend einer Begleitung in ihrem Lande unter ihren treuen Unterthanen bedürfen, so ließe sich leicht eine Compagnie von den Reserven aus St. Pölten oder Krems hierher beordern, welche die Wagen begleiten könnte.

Aus St. Pölten oder Krems? fragte Starhemberg höhnisch — wo nur Depots und Invaliden sind!

Nein, fiel der Bischof ein; Wenn meine Meinung je irgend Etwas bey Ew. Majestät gegolten hat und noch gilt, so lasse sie sich beschwören, ja nicht auf dem rechten Ufer zu reisen —

Aber was meint ihr denn, was mir für Gefahr drohen könnte? fragte Leopold.

Die türkischen Vorposten streifen bis an den Neusiedlersee, wahrscheinlich sind sie in diesem Augenblick noch näher, erwiederte Collonits: Wie leicht ist es möglich, daß sie sich in einem

Lande, wo ihnen nicht die geringste Militär-Macht entgegen steht, noch weiter wagen! —

Und wer kann sagen, fiel Starhemberg rasch ein, wie weit sie gehn können, und was daraus für Schreckliches entspringen kann? Ich wage es nicht zu denken, setzte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen hinzu, als fürchte er sich auszusprechen, was ihm einfiel; aber ich begreife nicht, wie man wünschen kann, daß Ew. Majestät die Reise auf dieser Seite der Donau mache —

Es kommt, glaube ich, nur darauf an, erwiederte Zriny, immer gegen Leopold gewendet, daß es Ew. Majestät begreife, und unter den Rathschlägen, welche Dero treue Unterthanen in Ehrfurcht wagen, den paßlichsten mit ihrem eignem Scharfblick auswähle.

Ein treuer Unterthan, rief der General, wird nie etwas rathen, dessen Schädlichkeit auf dem ersten Blick einleuchtet. Wenn nicht vielleicht geheime Ursachen —

Was versteht Ihr darunter, Graf Starhemberg? rief Zriny, bey dem der lange verhaltene Zorn nun auf einmahl losbrach: Was sollen diese Andeutungen? Mein gnädigster Monarch kennt mich —

Zriny! rief der Kaiſer warnend.

Er kennt Euch, behauptet Ihr, Graf Zriny? Ja wie Ihr euch von ihm kennen zu laſſen für gut befunden habt. Aber jedes Ding hat verſchiedne Seiten.

Nein, rief Zriny, das iſt zu viel! — Bin ich gleich jung, und Ihr General und Stadtkommandant — ich bin Cavalier wie Ihr, und nur der Ort, wo wir ſtehn, verbiethet mir, eine Genugthuung zu fordern, welche ich an jedem andern Platz —

Zriny! rief der Kaiſer: Ich habe dich gewarnt, du haſt dich doch vergeſſen. Fort aus meinen Augen!

In Zriny's Geſicht wechſelten Todesbläſſe und Purpurgluth, wie der Sturm der Leidenſchaften und das Bewußtſeyn der Schuld mit einander kämpften. Seine Bruſt flog, ſeine Lippen zitterten. Die Demüthigung, vom Kaiſer vor den Übrigen beſchämt zu werden, war mehr, als ſein Stolz zu tragen vermochte. Leopold ſah die heftige Erſchütterung ſeines Lieblings, und wie dieſer nach einer ſtummen Verbeugung ſich raſch entfernte, rief er ihm milder nach: Dank es meiner Gnade, daß ich dich nicht arretiren laſſe!

Zriny wandte sich um. Eine ehrerbiethige Verbeugung sollte dem Kaiser für diese Worte danken; aber die Gluth seines Gesichtes und der trotzige Ausdruck seiner Miene widersprachen jenem Zeichen der Ehrfurcht.

Der junge Mann hat eine gewaltige Meinung von sich, begann der Bischof, als Zriny außerhalb des Zimmers war.

Ein eitler aufgeblasener Mensch, und wohl ihm, wenn er nicht noch etwas ärgeres ist! rief Starhemberg in seiner Entrüstung.

General! hub der Kaiser an: Ich erkenne und danke Euch die Treue, welche euch die jetzigen Reden eingab. Aber laßt uns auch unpartheyisch seyn! Was ihr dem Zriny in Beyseyn des Monarchen angeschuldigt habt, ist doch ein bischen stark. Und könnt Ihr denn wirklich glauben —

Ew. Majestät! Alles von diesem Menschen! Seine Eitelkeit, sein Hochmuth werden noch sein Untergang seyn; und ich wünsche nur, daß nicht früher Eurer Majestät seine Undankbarkeit kund werde.

Ihr habt mich neulich auch vor ihm gewarnt. Ihr habt mir seine Reise nach Munkats und Adrianopel unter einem sehr verdächtigen Lichte

gewiesen. Wir haben uns seitdem überzeugt, daß wir ihm mit diesem Verdachte Unrecht gethan.

Starhemberg biß sich in die Lippen: Ich würde mich nicht unterfangen Ew. Majestät Penetration vorzugreifen; aber an der Verläßlichkeit meiner Nachrichten zu zweifeln, wird mir schwer —

Auf jeden Fall, fiel der Bischof ein, kömmt es nun wohl nicht darauf an, des Grafen Zrinyi Treue in ihr gehöriges Licht zu setzen, sondern auf die Maßregeln zu denken, welche bey dem jetzigen sehr bedenklichem Stande der Dinge zu treffen wären. Wenn nun Ew. kaiserlichen Majestät Scharfsinn, wie nicht zu zweifeln steht, den Rathschlägen dieses jungen und wenigstens unerfahrnen Menschen nicht unbedingt Gehör zu schenken, sondern sie vorher genau zu prüfen geruhen wird, so hoffe ich, soll seine Ansicht der Dinge von keinem weitern Einfluß seyn. Zur baldigsten Entfernung aber von Wien möchte ich in aller Ehrfurcht dringend rathen.

Und gerade dieser Punct ist es, zu dem wir uns am schwersten entschließen können, antwortete Leopold: Bedenket, Bischof, die Sen-

sation, die unsere Abreise in Wien im ganzen Lande erregen muß!

Und dennoch, Ew. Majestät, erwiederte dieser, wenn nicht ein Wunder geschieht, und Kara Mustapha mitten im Lauf seiner Unternehmungen freywillig umkehrt, wird dieser Schritt ein Paar Tage früher oder später doch unumgänglich nothwendig seyn. Dero geheiligte Person ist von zu großer Wichtigkeit, als daß —

Überhaupt warum verschieben, fiel Starhemberg ein, was nun einmahl als nothwendig erkannt worden ist? Wer weiß, was für Plane und Verabredungen sich im Stillen bereiten? Ein rascher Schritt schneidet manche verborgenen Faden durch. Ich erbiethe mich im Einverständniß mit dem Oberststallmeister Grafen Dietrichstein, bis morgen früh alle Anstalten zur Abreise Ew. Majestät in Ordnung gebracht zu haben.

Morgen früh! Wo denket ihr hin? General! Noch weiß Ihre Majestät die Kaiserinn kein Wort, noch ahnet Niemand in der Burg nur das Geringste vom Einpacken oder Versorgen des Zurückbleibenden. Nein, Morgen — das geht durchaus nicht an.

Ach! rief Lambeccius, der während des

ganzen Gespräches sich in einiger Entfernung gehalten, und seinen eignen schmerzlichen Gedanken Raum gegeben hatte: Wie wäre es möglich, die Bibliothek, die Kunstschätze, die kostbaren Seltenheiten bis morgen gepackt zu haben? Festina lente, pflegte Kaiser Augustus zu sagen; und solche Eile kann nur —

Ja, Eure lateinischen Sprüche, verehrter Herr Bibliothekar, werden uns jetzt nicht viel nutzen, erwiederte der Commandant lächelnd. Indessen damit ihr seht, daß ich auch etwas aus der Schule behalten habe, mein Wahlspruch ist: Audaces fortuna juvat, und somit glaube ich, Ihr geht rasch ans Werk, und bestellt Eure Sachen.

Fürchte dich nicht, Lambecci! sagte der Kaiser freundlich zu dem bestürzten Gelehrten: So eilig, wie der Herr General auf gut soldatisch meint, kann das Ding nicht vor sich gehen. Indessen wirst du wohl thun, so schleunig wie möglich deine Anstalten zu machen. Und somit Vale! Er beurlaubte gnädig den Bibliothekar, der sich noch nicht ganz von seinem Schrecken erhohlt hatte, und kam endlich mit Starhemberg und dem Bischof dahin überein, daß indessen in aller Stille die Schatzkammer,

die Cassen, und was sonst noch von Werth mitzunehmen war, gepackt, und die Anstalten getroffen werden sollten, daß im Fall noch üblerer Nachrichten der Hof auf der Stelle aufbrechen könnte. Über die Route indessen ward noch nichts näheres bestimmt, und der Kaiser selbst schien nicht ganz abgeneigt, den Weg auf der großen Reichsstraße dem auf dem jenseitigen Ufer vorzuziehn, wo minder gute Straßen, und nur schlechte Unterkunft zu erwarten stand.

Die traurigen Nachrichten, welche am frühen Morgen nur in der kaiserlichen Burg allein bekannt geworden waren, gingen nur zu bald wie Lauffeuer durch die ganze Stadt, und aller Orten sah man Schrecken und Angst auf den verstörten Gesichtern. Hier standen Einige zusammen auf der Gasse und flüsterten sich die entsetzliche Nachricht zu; dort überlegten Andere mit niedergeschlagenen Mienen, was nun wohl zu thun seyn würde, während Andere wie besinnungslos in die Luft starrten, und sich in dieser drangvollen Lage weder Hülfe noch Rath wußten.

Dieselbe Bestürzung, wie auf den Straßen, herrschte auch im Innern der Häuser. Es war aber nichts Neues, und auch nichts, was einen

aufmerksamen Beobachter hätte überraschen können, in diesem plötzlichen Annähern der Türkischen Armee. Vielmehr hatte vor ein Paar Wochen, wie Frau von Volkersdorf sich nach Wien flüchtete, der größte Theil der Wiener, so gut wie diese Dame selbst, dieses furchtbare Ereigniß als Etwas betrachtet, was sehr bald zum allgemeinen Entsetzen über die Stadt und das ganze Land kommen würde. Nur das Zureden Emerich Tökölys und der Widerstand seiner Bassen hatten den Großvezier beynahe gezwungen, sich zum Scheine vor Raab zu lagern, und diese Verzögerung gab den Bewohnern der Hauptstadt eine trügerische Hoffnung, indem sie sie von der augenblicklichen Angst befreyte. Die erleichterten Gemüther athmeten freyer auf, mit der gegenwärtigen Verbesserung ihrer Lage kehrte der Glaube an eine mögliche künftige Hoffnung, mit dieser einiger Muth wieder, und obwohl die Vorbereitungen zur Vertheidigung und alle übrigen Anstalten unter Starhembergs Leitung rasch und thätig vor sich gingen, schmeichelte man sich mit der Möglichkeit, daß sie vergeblich gemacht seyn dürften, fand sie auf jeden Fall zweckmäßig, und ließ sich,

wie man sich immer mehr an ihren Anblick gewohnte, immer weniger davon schrecken

Ja selbst Frau von Volkersdorf, die damahls voll Schrecken in die Stadt geflohen war, legte nach und nach ihre unaussprechliche Verzagtheit ab; der Umgang mit Frau von Preysing wirkte in dieser Rücksicht wohlthätig auf sie. Sie erhob sich aus ihrer gänzlichen Niedergeschlagenheit, sie fing an zu glauben, daß noch Rettung möglich sey, und so wie nur diese Aussicht ihr geläufiger wurde, suchte sie sogleich ihr Lieblingsproject, Katharinens Einkleidung, hervor, stattete fleißige Besuche im Kloster der Himmelpfortnerinnen ab, und fing an, dem Gedanken Raum zu geben, daß doch dieser stille Zufluchtsort mit der ganzen Stadt verschont, und ihrer Tochter zeitliches und ewiges Heil daselbst gesichert werden könnte. Pfingsten war zwar längst vorüber, und mit ihm der Termin, auf welchen Pater Isidor, als auf eine große kirchliche Festzeit, damahls diese feyerliche Handlung bestimmt hatte. Aber es fehlte in der zweyten Hälfte des Kirchenjahrs nicht an ähnlichen Veranlassungen, und Mariä Himmelfahrt in der Mitte des Augustsmonaths schien der andächtigen Mutter ein gar passendes Fest. So

wie die allerseligste Jungfrau an diesem Tage aller Schmerzen und Leiden des irdischen Lebens entrückt und in die Ruhe und Seligkeit des Himmels aufgenommen worden, so glaubte sie auch ihre Tochter durch diese Einkleidung allen Stürmen und Sorgen des Weltlebens entziehen, und in ein unnahbares Asyl voll heiligen Friedens und gottergebner Stille retten zu können. Sie sprach ernstlich mit Katharinen, und diese wußte oft nicht mehr, was sie sagen und beginnen sollte, um dem drohenden Unglück zu entgehen, nachdem alle ihre Bitten, so wie alle Vorstellungen und vernünftigen Einwendungen, welche die Oberstinn und ihre Tochter vorbrachten, bey einer Frau vergeblich gewesen waren, deren verzagtes Gemüth in diesem Schritte das einzige Rettungsmittel vor ewiger Verdammniß sah.

Da gab plötzlich jene Nachricht von der so nahen Feindesgefahr ihren Sorgen, wie ihrem Schicksal, eine ganz neue Wendung, und in den Strom der unerwarteten Ereignisse und Ängsten, welcher ganz Wien mit sich fortriß, sahen sich auch Frau von Volkersdorf und Katharine befangen. Es war nun keine Rede mehr

von der Einkleidung. Frau von Volkersdorf sah im Geist das Kloster schon von wüthenden Barbaren gestürmt, die Nonnen herausgerissen, mißhandelt, ermordet. Alles, was sie seit ihrer Kindheit von solchen Mord-, Noth- und Tod-Geschichten gelesen oder gehört, was in den Kalendern jener Zeit stand, stellte sich ihr jetzt als gegenwärtig dar; diese Bilder verfolgten sie unabläßig, und ließen sie mitten in der befestigten menschenvollen Stadt eben so wenig an Sicherheit für ihre und Katharinens Person glauben, wie vorher auf dem einsamen Bergschloße. Diese Unruhe offenbarte sich bald in ihren Gesprächen mit Katharinen sowohl als mit Frau von Preysing, und beyde hatten viele Mühe, sie nur einigermaßen zur Ruhe zu sprechen, und zu verhindern, daß sie nicht jeden Augenblick einen andern zweckwidrigen Entschluß faßte, so wie sich ihr ihre und die allgemeine Lage nach den verschiedenen Gerüchten in einem andern Lichte zeigten.

Ein ganzer Tag war nunmehr seit jener lebhaften Unterredung in des Kaisers Kabinette verflossen, und noch hatte Zriny keinen Befehl erhalten, wieder vor demselben zu erscheinen. Diese Kränkung seiner Eitelkeit verwundete ihn

tief, und trug vieles bey, den Kampf, der in ihm vorging, immermehr zu ſtillen. Schon fing der Gedanke, ſeinen Monarchen, ſeinen Wohlthäter in die Hände der Malcontenten zu liefern, an, ihm weniger grell zu erſcheinen; denn er glaubte ſich von dieſem Fürſten ungerechter Weiſe verurtheilt, und den Rückſichten aufgeopfert, die dieſer für den neu ernannten Commandanten ſeiner Hauptſtadt trug. Hatte doch er, Zriny, nichts geſagt, was den General eigentlich hätte beleidigen können, und war es doch Starhemberg geweſen, der ihn, vom Anfange der Unterredung an, mit Geringſchätzung behandelt, und ihm geradezu zweydeutige Abſichten vorgeworfen hatte! Und das konnte der Kaiſer hören, und durch Zrinys Verbannung des Generals Benehmen rechtfertigen? So glaubte Leopold an Zrinys Verrath? Und wenn er es noch nicht that, was war nicht zu fürchten, beſonders wenn dieſer Starhemberg mit ſeinem eiſernen Willen ſo viel Einfluß auf den Monarchen hatte! Nein, Zriny konnte ſich nicht mehr auf des Kaiſers Gunſt, als auf einen unerſchütterlichen Fels verlaſſen, wie er bisher gehofft hatte. Dieſe Gunſt war ein ſchwankendes Rohr, auf das ſein eigenes Glück

zu bauen Thorheit, dem das Glück seines Vaterlandes zu opfern Unrecht wäre. Immer weiter führten ihn diese trügerischen Einbildungen und vermeßnen Entwürfe in dem Labyrinthe der Gedanken fort, aus welchem seine Vernunft keinen genügenden Ausgang fand. Aber wie glänzend auch sein Ziel sich vor ihm gestaltete; wie hoch seine Meinung von dem Preise war, nach dem seine Familie und er ringen durften, dennoch tönte durch alles die Stimme des Gewissens durch, das ihm Undank und Verrath an dem gütigen Fürsten vorwarf. Über diese Vorwürfe nun suchte er sich durch das Beyspiel des jüngern Brutus zu erheben, und rang mit aller Macht seiner Seele darnach, seinen eignen Fall durch den jenes edlen Verirrten zu beschönigen. Er sah sich für das Werkzeug an, das ein unerbittliches Schicksal willenlos dahin riß, um das Große auszuführen, wenn gleich jenes selbst darüber zu Grunde ginge, und diese Vorstellung, in welcher sein Gewissen eine täuschende Entschuldigung, und seine Eitelkeit neue Nahrung fand, vertrieb nach und nach die allzuängstlichen Zweifel, und gab ihm so viel Festigkeit, als er für die kurze Zeit seiner noch zu spielenden Rolle bedurfte; denn nun

mußte die Entscheidung mit schnellen Schritten herbeykommen, und, was zu thun war, sogleich gethan werden.

So saß er am zweyten Morgen nach jenem Tage, nach einer in Gedanken und Entwürfen durchwachten Nacht, in seinem Schlafzimmer, und überdachte das Benehmen, das er nun zu beobachten haben würde, wenn er wieder vor Leopold würde erscheinen sollen, und rechnete sichs zu nicht geringem Verdienst gegen sein Vaterland und seine Parthey, daß ihn dieser Betrug und diese Doppelherzigkeit so viel kosteten. Aber auch seine übrigen Verhältnisse erschienen in einem Zeitpuncte vor seinem Blicke, wo die wichtigste Entscheidung seines Schicksals sich bereitete, sein voriges Daseyn wie ein unbedeutender Traum hinter ihm versinken und nun erst das eigentliche Leben und Wirken in höhern Sphären, und auf dem großen Theater der Welt und Weltgeschichte beginnen sollte. Ludmillens Andenken stieg vor seiner Seele empor, nicht um ihn, wie früher geschehen war, in seinen Entwürfen zu stören; der Kampf zwischen Liebe und Ehrgeiz war längst ausgestritten, und dieser hatte den glänzendsten Sieg davon getragen. Aber wie ein schönes Bild aus

jenem Traume kehrte die Erinnerung an die Seligkeit, die er in den Armen dieses glühendliebenden Weibes genossen, selbst an die Schmerzen, die er früher um sie gelitten, und endlich an die Großmuth zurück, womit diese edle Seele ihr Glück willig dem seinen aufgeopfert, seine hochfliegenden Plane, weil es *seine* Plane waren, mit Liebe umfaßt und ihre ganze Zukunft vor dem Altar seines Ehrgeizes freywillig zertrümmert hatte. Ein wehmüthiges Gefühl bemeisterte sich bey diesen Gedanken seines Herzens. Nein, Ludmilla durfte nicht schutzlos bleiben! Sie hatte groß gefühlt und gedacht; er war verpflichtet, für sie zu sorgen. Auch Katharine fiel ihm ein, das sanfte kindliche Wesen, das mit der Gluth seiner Leidenschaft zu entzünden einst in seiner Macht gestanden hatte, das ihn noch nicht zu hassen vermochte, und das er durch den Raub ihrer Schwester zu dem düstern Klosterleben hingestossen hatte. Er war auch ihr Achtung und Dank schuldig.

Er sprang auf und ging an seinen Schreibtisch, um über Ludmillens Schicksal an seine Schwester Helene, und an einen mächtigen Freund in Paris zu schreiben. Dann siegelte er die Briefe, ließ sich schnell kleiden, und eilte zu

Kolschützky in die Leopoldstadt, den er von seiner frühern Sendung schon zurück wußte, übergab ihm die Briefe, und bezeichnete ihm Katharinens Wohnung mit dem Bedeuten, wenn nun der große Streich gefallen, die Stadt vom Feinde bedrängt, und hülflose Frauen eines Schützers und Helfers benöthigt seyn könnten, die Schwester einer Frau, der er noch stets mit den Banden der innigsten Dankbarkeit und zartesten Achtung verpflichtet sey, um seinetwillen nicht zu verlassen, und sie, wenn die Stadt eingenommen seyn würde, woran Zriny nicht zweifelte, sogleich dem Schutze seines Schwagers Tokóly, oder eines andern seiner Freunde zu übergeben. Kaum aber war er wieder in sein Zimmer zurückgekehrt, als eine heftige Unruhe die ganze Burg zu bewegen schien. Er hörte schnell über die Corridore gehn, ängstliche, viele Stimmen bald laut, bald flüsternd sprechen, Thüren auf und zu machen, kurz alle Zeichen eines wichtigen und plötzlichen Ereignisses. Er schellte seinem Bedienten, der mit todtbleichem Gesicht eintrat, und seinem Herrn meldete, die ganze Österreichische Armee sey von den Türken bey Petronell geschlagen, und in wenig Stun-

den würde man die ersten Türkischen Fahnen vor der Stadt wehen sehen. [15])

So entschlossen sich Zriny gefühlt hatte, so erschütterte ihn doch diese plötzliche Entscheidung ungemein. Zwar faßte er sich im nächsten Augenblick genug, um nicht alles unbedingt zu glauben, was Schrecken und Unverstand im ersten Momente der Bestürzung für ausgemacht hielten; doch eilte er schnell in die Trabantenstube, um sich dort bey dem wachhabenden Offizier eine verläßlichere Nachricht zu hohlen. Aber auch, was er hier erfuhr, klang nicht viel anders, und in der Burg, wie in der ganzen Stadt glaubte man mit der Angst der Verzweiflung an die gänzliche Niederlage der Armee und an die ganz nahe Erscheinung des Feindes vor den Mauern Wiens.

Die Wahrheit war indeß doch um Vieles von diesen Gerüchten verschieden. Der Herzog von Lothringen hatte, wie vorgestern der Courier gemeldet, es nimmer möglich gefunden, den Großvezier vor Raab aufzuhalten; er erachtete es also für das Beste, sich schleunig zurückzuziehen. Daher ließ er das Fußvolk über die Donau setzen, um am jenseitigen Ufer durchs Marchfeld nach Wien zu marschieren; er selbst aber

wollte mit der Reiterey auf dem dießseitigen über Kittsee und Deutsch-Altenburg die Hauptstadt so schnell als möglich zu erreichen suchen. Allein überall, wohin er mit seinen Schaaren kam, zeigten rings aufsteigende Feuersäulen, die unglückliche Spur eingeäscherter Orte, daß der Feind fast gleichen Schritt mit ihm halte. Er verdoppelte seine Eile; aber Kara Mustapha, der den Zweck seines ganzen Unternehmens in der Eroberung von Wien zu sehen glaubte, und dem sehr viel daran lag, es sobald wie möglich und in dem hilflosesten Zustand zu überfallen, both alles auf, um den kaiserlichen Truppen zuvorzukommen. Zahllose Schwärme von Tartarn flogen theils der Armee voraus, theils umkreiseten sie sie von allen Seiten, verheerten alles, was sie auf ihrem Wege fanden, zündeten alle bewohnten Orte an, erwürgten, was durch Alter oder Schwäche ihrem siegreichen Zug zu folgen verhindert war, und schleppten das Übrige in Sclavenketten mit sich. Weithin loderten in Ungarn und Österreich alle Dörfer; nur Bruck, Odenburg und Eisenstadt, die sich unter Tököly's Schutz begaben, blieben von der allgemeinen Verwüstung verschont. Schrecken und Jammer erfüllten das Land, und der gräß-

liche Anblick der allgemeinen Verheerung diente nicht dazu, den Muth der Armee zu beleben, die in einer Eile, welche fast einer Flucht gleich, sich der bedrängten Stadt zu nähern strebte, und deren Vortrab schon die Gegend von Petronell erreicht hatte, wo der majestätische Strom zwischen waldigen Auen hinabströmt, und die Überbleibsel alter römischen Gebäude das Daseyn der ehemahligen Stadt Carnuntum bezeugen. Hier überhohlte ein Trupp Tartarn, der mit der größten Anstrengung der kaiserlichen Armee vorausgeeilt war, den Vortrab derselben, fiel mit wüthendem Allahgeschrey aus den Gebüschen am Donauufer, worein sie sich im Hinterhalt gelegt hatten, die arglos Dahinziehenden an, und verbreitete solche Schrecken, daß die Kaiserlichen fest überzeugt waren, die ganze Türkische Armee stehe ihnen gegenüber. Mit Mühe nur konnte Markgraf Ludwig von Baden die Erschrockenen so weit ermuthigen, daß sie Stand hielten, dem Angriff der Türken eine entschloßne Gegenwehr entgegensetzten, und sich dann in Ordnung auf die Hauptarmee zurückzogen. So rettete die Geistesgegenwart dieses Befehlshabers das ganze Heer von einer Verwirrung, die von den gefährlichsten Folgen

hätte seyn können; dennoch konnte er nicht hindern, daß einige Tartarn sich über die Bagage des Herzogs von Lauenburg und des Generals Caprara herwarfen und sie plünderten. Auch mancher ausgezeichnete Offizier verlor sein Leben bey diesem Gefecht, und unter diesen ein Prinz von Croy. [16])

Obgleich nun dieser ganze Überfall an sich selbst von keinen weitern Folgen für die Armee war, die ihren Marsch ruhig auf beyden Ufern des Stroms fortsetzte, so ereilte doch das Gerücht davon, unendlich vergrößert und entstellt, schnell die Hauptstadt, und verwandelte die Bestürzung, in welcher sich noch nach den letzten Nachrichten Alles befand, in eine Art von Verzweiflung. Man war überzeugt, daß die ganze kaiserliche Armee geschlagen, zerstreut oder vernichtet sey, die türkische Hauptmacht bereits bey Petronell sich befinde, und erwartete mit Todesangst jede Stunde die ersten Türkischen Fahnen vor der Stadt wehen zu sehen.

Zrinyʼs ganze Seele war in Aufruhr. — Nun galt es! Leopold oder Ungarn! tönte es in seiner Seele. Er rang nach Kraft, den gewaltsamen Entschluß auszuführen; er wiederhohlte sich noch einmahl Alles, was er in diesen letzten Ta-

gen von Beweggründen und Entschuldigungen für sein Vorhaben gesammelt hatte. Des Kaisers Unrecht gegen ihn legte ein großes Gewicht in die Schale dieser Anreizungen und machte gleichsam den Schlußstein des Gebäudes aus, welches Scharfsinn, Hochmuth und aufgeregte Phantasie künstlich in des Jünglings Seele geschaffen hatten. Er sprach sich allmählig ruhig, fühlte sich gefaßt und entschlossen, und dachte jetzt nur an die Möglichkeit, seinen Plan, so schnell er konnte, auszuführen, und sich die Erlaubniß zu verschaffen, mit dem Kaiser zu sprechen, eine Sache, die um so unthunlicher schien, da der Monarch gewiß jetzt von seinen ersten Ministern, Staatsräthen und Feldherrn umgeben, und in die wichtigsten Berathungen vertieft war. Und doch drängte die Zeit, und wenn es ihm gelingen konnte, den Kaiser durch seine Vorstellungen zur Reise auf dem rechten Donauufer zu bewegen, woran Zriny um so weniger zweifelte, da er vorgestern schon damit ziemlich geneigtes Gehör gefunden, so mußte es sehr bald, ja binnen den nächsten Stunden geschehen.

Da stand er nun auf dem Puncte, wo zwey ernste Wege, die für sein Leben entscheiden muß-

ten, sich theilten, und im Begriff, in die verhüllte Urne der Zukunft eigenmächtig zu greifen, und das Loos seiner kommenden Tage, und vieler tausend Menschen zu bestimmen. Noch war der Schritt nicht gethan, und wenn die Ungnade des Kaisers fortwährte, blieb er unmöglich. Aber es ist ein Gedanke, der sich demjenigen, welcher über den Weg des sittlichen Verderbens im Menschen nachsinnt, sehr oft aufdringt, und den auch die Kirche lehrt, daß es nähmlich ein böses Princip gebe, welches sein Geschäft wie sein Vergnügen darin findet, den Menschen mit unsichtbaren Netzen, aus seinen Schwächen und Leidenschaften gesponnen, zu umgarnen, und wenn er auch einmahl entrinnen möchte, sogleich eine Verlockung, eine Gelegenheit bereit zu halten, welche den guten Entschluß im Keime erstickt, und den Gefangenen zum Abgrund fortreißt. So erging es auch jetzt mit Zriny. Während er noch mit seinem Gewissen kämpfte, dieß in einzelnen Momenten den Sieg davon zu tragen schien, und er mit Mühe diese bessern Regungen wegvernünftelte, öffnete sich die Thüre seines Schlafgemachs, der kaiserliche Leibläkey trat ein, und mel-

dete dem Grafen, daß Se. Majestät ihn zu sprechen wünsche.

Zriny fuhr zusammen. Er war nicht gleich im Stande, dem Menschen zu antworten. Die Bläße seines Gesichts, die Verstörung seiner Züge, und der erloschene Blick, mit welchem er den Überbringer der entscheidenden Bothschaft anstarrte, machten diesen glauben, der Graf sey krank. Er sah ihn daher besorgt an, wiederhohlte seine Bothschaft, und fragte zugleich nach Zriny's Befinden. Das gab diesem seine Besonnenheit wieder. Er sprang auf. Ein Strahl wilder Freude brach aus seinen Blicken, ein schnelles Roth färbte seine Wangen. Ich werde die Ehre haben, rief er, mich sogleich Sr. Majestät zu Füßen zu legen.

Ew. Hochgräflichen Gnaden sind also nicht krank? fragte der Leiblakey.

Nicht im geringsten, lieber Joseph! Ich ziehe mich nur an, und bin sogleich in der Anticammer.

Joseph ging, und überbrachte seine Bothschaft. Der Kaiser hatte wirklich gestern Zriny geflissentlich aus seiner Nähe verbannt. Er glaubte diese Genugthuung dem beleidigten General schuldig zu seyn; er glaubte ferner, diese kleine Züchtigung dem gar zu eitlen jun-

gen Menschen nützlich, den er herzlich liebte, ohne blind für seine Fehler zu seyn. Nun aber war die Schreckensbothschaft von der Affaire bey Petronell gekommen, nun mußte augenblicklich ein Entschluß gefaßt und über die Abreise des Kaisers, seiner hochschwangern Gemahlinn, und aller übrigen Glieder des kaiserlichen Hauses in wenigen Stunden entschieden seyn. Mit der größten Hast wurden die nöthigsten Anstalten betrieben; Minister und Hofchargen waren im Kabinette des Kaisers versammelt, in welchem ungewöhnliche Thätigkeit herrschte, und in diesen ernsten Momenten, wo der Monarch die Hand der Vorsehung über seinem Haupte fühlte, wo sein ohnedieß frommes Gemüth sich tief vor dem Könige der Könige demüthigte, der die Herzen der Mächtigen wie Wasserbäche leitet, sehnte sich sein menschliches Gefühl nach dem Anblick des Lieblings, von dem er nun wahrscheinlich auf längere Zeit sich trennen sollte; denn das kaiserliche Gefolge war der dringenden Eile wegen nur auf die allernothwendigsten Personen beschränkt.

Auch war noch ein Punct, um dessentwillen der Kaiser Zriny's Meinung zu hören verlangte, nähmlich der unentschiedne Streit über den

zu nehmenden Weg. Bischof Collonits, der Oberhofmeister Graf Harrach, der Oberststallmeister Graf Dietrichstein, stimmten einmüthig für das linke Donauufer. Leopold hatte vor zwey Tagen Zriny's Vorschlag nicht übel eingeleuchtet, und er wußte, daß selbst die Kaiserinn Eleonore, der man schon früher zufällig eine sehr abschreckende Schilderung von dem Zustand der Straßen und Gasthöfe in den beyden Vierteln jenseits der Donau gemacht hatte, für sich und ihre Kinder tausend Unannehmlichkeiten, ja selbst Gefahren auf dieser Reise fürchtete.

Diese Rücksicht und seine Abneigung, den Weg durch die erschrockene Stadt und Leopoldstadt über die Donaubrücken zu nehmen, machten ihn geneigt, über Schönbrunn nach Burkhardsdorf und von dort weiter zu gehn. Der Bürgermeister von Wien, Herr von Liebenberg, [17]) der wegen nöthiger Veranstaltungen in der Stadt zum Monarchen war gerufen worden, war ebenfalls für diesen Vorschlag; denn er konnte die Bestürzung der Einwohner berechnen, und fürchtete Auftritte; und einige Hoflente, da sie des Kaisers Stimmung erkannten, waren sehr bereit, das fürs Beste zu erklären, wozu sie ihren Gebiether am geneigtesten sahen. So waren

die Stimmen bey dieser Berathung getheilt, als der Kammerherr meldete: Graf Zriny werde sich den Augenblick seiner Majestät zu Füßen legen, für sich aber hinzusetzte, der Leiblakey habe ihm gesagt, der Graf schiene krank zu seyn.

Krank? rief der Kaiser: Das wäre mir sehr leid! und eine leise Stimme regte sich in seinem Herzen, die die Ursache dieser Unpäßlichkeit in Zriny's Verbannung finden wollte. Aber indem öffneten sich die Flügelthüren, Zriny trat ein, und die Verstörung in seinen Zügen, und eine nicht gewöhnliche Blässe schienen des Kammerherren Bericht zu bestätigen.

Nun wie gehts? rief ihm Leopold freundlich zu: Hast du gehört, was geschehen ist? Wir müssen fort.

Ich habe gehört, erwiederte Zriny; aber ich kann und will es nicht glauben.

Glaube es immer! antwortete der Kaiser: Es steht sehr schlecht. Die Hand des Herrn ist über uns, und nun erzählte er mit jener ergebenen Fassung, welche echte Frömmigkeit gibt, den Inhalt der entsetzlichen Nachricht, die diesen Morgen eingelangt.

Zriny war innerlich erschüttert: Und was gedenken Ew. Majestät zu thun?

Was ich nicht lassen kann, abreisen.

Und so schnell als möglich, fiel der Bischof ein: Es ist kein Augenblick zu verlieren.

Darüber bin ich mit Euch verstanden, entgegnete der Kaiser: Nur über Eins sind wir uneinig, über den Weg. Höre Zriny, fuhr er zu diesem gewendet fort: Du warst ja neulich der Meinung, daß wir die Reichsstraße einschlagen sollten. Diese Herren da sind von der entgegengesetzten Ansicht, indem er auf Dietrichstein, Collonits und einige andere wies.

Und Ew. Majestät? fragte Zriny, und sein Herz schlug gewaltig bey diesen Worten.

Ich wäre fast deiner Meinung geneigt; auch glaubt der Herr Bürgermeister dasselbe. Rede er, Liebenberg! Setze er seine Gründe auseinander! —

Der Bürgermeister entwickelte nun etwas breit und etwas langsam alles das im Zusammenhange, was er früher aus Ehrfurcht gegen die besternten Herren nur in einzelnen Sätzen hatte einschieben können, den Schrecken der Bürgerschaft, die Verwirrung, welche hieraus entstehen würde, und die Folgen, die dieß alles, wenn die halbe Einwohnerschaft aus Angst sich dem Hofe auf demselben Wege nachstürzen wür-

de, wie zu erwarten stand, selbst auf das weitere Fortkommen der allerhöchsten Herrschaften haben müßte.

Collonits und Harrach bestritten seine ängstliche Ansicht mit triftigen Gründen, und nun wandte sich der Kaiser an Zriny. Du bist zwar jung, sagte er, und es ziemt dir eigentlich nicht, bey solchen Berathungen ernster Männer, die die höchsten Würden im Staate bekleiden, mitzureden; aber ich erlaube es dir, ja ich fordere dich auf. Sag deine Meinung!

Zriny erglühte. Ein hoher Purpur bedeckte sein Gesicht, und die heftigste Bewegung erschütterte sein Innerstes. Mit jener Überredungsgabe, die er nur zu wohl in seiner Macht hatte, wußte er, was Liebenberg trocken und pedantisch vorgebracht hatte, lebhaft und ergreifend darzustellen, und den Kaiser darauf aufmerksam zu machen, daß eine geschlagne, und vielleicht in unordentlicher Flucht begriffene Armee, wie er sie auf dem linken Ufer nach der letzten Nachricht wahrscheinlich treffen würde, schwerlich geeignet seyn würde, ihn gegen etwaniges Nachsetzen der Feinde zu schützen; ja daß vielmehr die retirirenden Truppen, der zerstreute Artilleriepark, das Fuhrwesen u. s. w. alle

Wege bedecken, alle Straßen unfahrbar und alle Unterkunft höchst unangenehm machen würde; daß im Gegentheil Ihro Majestäten auf dem dießseitigen Lande Linz in achtzehn höchstens zwanzig Stunden erreichen könnten, daß der Großvezier sich unmöglich mit seiner Armee so schnell bewegen könne, und durchaus also keine Gefahr, wohl aber die größte Bequemlichkeit und Sicherheit zu erwarten sey.

Leopold wankte immer mehr. Alles, was Zriny vorbrachte, stimmte mit seinen eignen und seiner Gemahlinn Wünschen überein. Auch der Oberststallmeister, dem die Hindernisse und Beschwerden durch die retirirende Armee am einleuchtendsten waren, begann sich auf Zriny's Seite zu neigen; nur Graf Harrach und der Bischof blieben unerschüttert bey ihrer Meinung, und der Letzte behauptete sie um so hartnäckiger, ja endlich fast mit ängstlicher Dringlichkeit, da er sich des langgenährten Verdachtes gegen Zriny's Treue nicht erwehren konnte, obwohl er, minder rasch als Starhemberg, sich in Beyseyn des Grafen und vieler andern Zeugen keine so beleidigenden Vermuthungen zu äußern erlaubte.

Doch selbst diese Dringlichkeit, so treu gemeint sie war, gab dem Kaiser ein unangeneh-

mes Gefühl. Er glaubte einen Zwang zu sehen, den man seiner freyen Entschließung anlegen wollte, und so entließ er endlich die Herren alle, welche um ihn waren, nicht ohne einige Zeichen von übler Laune, indem er ihnen seine Befehle in einer Stunde längstens zu wissen zu machen verhieß, und rief nur, wie sie sich alle, und Zriny als der Jüngste zuletzt, entfernten, diesen an der Thüre wieder zu sich.

Zriny kehrte schnell um. Jetzt war die Stunde der Entscheidung da, und der Kaiser ihm allein überlassen. Schatten meines ermordeten Vaters! Geist meines unterdrückten Landes! Schwebt um mich, rief er in seinem Innern, und stärkt mein zu schwaches Herz in dieser wichtigen Stunde!

Ich bin froh, daß sie fort sind, sagte der Kaiser: Mit dir allein will ich jetzt überlegen, was das klügste ist. Das Dreinreden von zehn Seiten, die Verschiedenheit der Ansichten, die Unstatthaftigkeit so mancher Gründe, die dennoch mit Wichtigkeit vorgebracht werden, dienen zu nichts, als den Kopf zu verwirren und die klare Beurtheilung zu stören.

Ew. Majestät sprechen als tiefer Menschenkenner, erwiederte Zriny: Doch möchte ich mich

unterfangen, die treue und aufrichtige Meinung aller dieser Herren mit meinem Leben zu verbürgen.

O gewiß, gewiß! sagte Leopold: Aber Quot capita, tot sententiae. Du weißt das alte Sprichwort. Also laß mich noch einmahl deine Gründe hören! Sie scheinen mir ziemlich vernünftig.

Ew. Majestät! Ich bin beschämt durch diese Huld. Ein junger unerfahrner Mensch, der höchstens, erwiederte Zriny —

Nun, fiel der Kaiser lächelnd ein, diese bescheidne Meinung muß dir erst auf der Stelle gekommen seyn! Gegen jene Herren hattest du ziemlich Muth, deine Behauptungen zu vertheidigen.

„Gegen jene Herren? Ja, Ew. Majestät! denn was sie an Jahren voraus haben, wage ich mit meiner Ergebenheit wett zu machen.“

Er hatte sagen wollen, mit meiner Treue; aber er war noch nicht in der Falschheit verhärtet genug, um dieß Wort in diesem Augenblicke über die Lippen zu bringen.

Ich glaube dir, Zriny, unterbrach ihn der Kaiser, und es freut mich, wenn das ungestörte Nachdenken von zwey einsamen Tagen dir

zu einer richtigen Erkenntniß deiner selbst verholfen hat.

Zriny verneigte sich, ohne zu antworten, und der Kaiser ging nun zu den weiteren Erörterungen über die Reise über. Alles wurde bedacht, besprochen. Zriny hatte noch viele, bisher nicht berührte Gründe in Bereitschaft; denn er hatte sich nur zu gut vorbereitet. Des Kaisers eigne Ansicht kam ihnen entgegen, die Anhänger der entgegengesetzten Meinung waren entfernt, Zriny sprach mit Lebhaftigkeit, er schilderte alles so leicht, so bequem, er vermied so klüglich den geringsten Schatten, der auf sein Gemählde fallen könnte, der Kaiser glaubte sich beynahe schon in Linz, so viel aber gewiß, daß er die zweytfolgende Nacht daselbst schlafen werde. Zriny hatte überwunden, der Kaiser war entschlossen, auf dem rechten Donauufer zu reisen, und nun war sein Loos, mit ihm das von Millionen Menschen in des Jünglings Hand gelegt.

Dieser schauderte. Die Erfüllung seines lange gehegten Wunsches erschreckte ihn, als sie da war — und: Hochverräther! Vatermörder! tönte eine laute Stimme aus seinem Innersten herauf; denn Leopold hatte väterlich an ihm gehandelt.

Der Kaiser schien froh, daß der lange Streit endlich entschieden, und eine Meinung fest gestellt war, die, wenn sich auch vielleicht noch Einiges gegen sie einwenden ließ, doch zu einer Sicherheit des Benehmens und einer Gewißheit in Ansehung der zu treffenden Anstalten führte. Dieß gab ihm eine Art von Heiterkeit, die sonderbar mit Zriny's immer wachsender Düsternheit und Ängstlichkeit kontrastirte, und endlich diese dem Kaiser selbst bemerklich machte.

Er hatte in dem Augenblicke die Klingel gezogen, und dem diensthuenden Kammerherrn befohlen, sogleich zum Oberststallmeister zu schicken, und zu besorgen, daß bis heut Abends um sechs Uhr auf allen Stationen der Reichsstraße die nöthigen Vorkehrungen wegen der Postpferde getroffen seyn müßten, indem Se. Majestät beschlossen hätten, auf dieser Straße zu reisen.

Der Kammerherr verneigte sich, und wollte sich entfernen. Zriny fuhr auf, und mit einer unwillkürlichen Bewegung schien er den Mann zurückhalten zu wollen. Der Kammerherr sah ihn fragend an. Der Kaiser sagte verwundert: Was hast du denn?

Zriny ermannte sich: Eine flüchtige Idee, Ew. Majestät! Es ist nichts. Gehen Sie, Baron Guttenstein! sagte er, und suchte sich zu fassen, so gut es gehn wollte.

Ich weiß gar nicht, wie du mir vorkommst, fuhr Leopold fort: Du bist auf einmahl verstimmt, ja, ich möchte sagen, niedergeschlagen. Was bewegt dich so?

Ist das Unglück eines ganzen Landes, sind gewaltsame Catastrophen, welche die Einrichtungen, die Arbeiten von langen Jahrhunderten erschüttern, und dem Menschen die Nichtigkeit seines Selbsts, und die Macht des Schicksals zeigen, nicht geeignet, uns schwermüthig, ja verzagt zu machen?

„Du hast wohl Recht. Indessen weiß der rechte Christ auch hier seinen stillen Frieden zu behaupten, indem er in diesen äußersten Drangsalen sich unter der Hand Gottes demüthigt, seinen Willen dem des Allerhöchsten unterwirft, und fest überzeugt ist, daß ohne dessen Zulassung kein Haar unsers Hauptes verloren geht. Mit dem Schicksal aber komm mir nicht! Dieses Fatum ist ein heidnischer Begriff, und selbst die weiseren Alten erkannten eine göttliche Weltregierung an. Doch lassen wir das! Es

ist Zeit zu Ihro Liebden der Kaiserinn zu gehen. Sie wird jetzt erwacht seyn, und es liegt mir daran, daß sie in ihrem jetzigen Zustand die Schreckenspost auf keine ungeschickte Art vernehme."

Bey diesen Worten wollte sich der Kaiser eben anschicken, das Kabinett zu verlassen, als die Thüre sich öffnete, und Eleonore selbst, todtbleich, mit verweinten Augen, auf eine ihrer Kammerfrauen gestützt, eintrat. So ist es wahr? rief sie: Die Türken sind in Fischament, und wir müssen heut noch fort?

Der Kaiser war betroffen, aus ihrem Munde zu hören, was er ihr anzukündigen erst willens war. Nicht doch, sagte er beruhigend: Von Fischament weiß ich nichts; aber nahe ist der Feind allerdings.

Ach, ich weiß, ich weiß. Heut Morgen um fünf Uhr ist die Nachricht gekommen. Die Armee ist vernichtet, wir sind verloren. Ach, Gott züchtigt uns schwer für unsere Sünden!

Es war sehr unvorsichtig von denjenigen, die diese schreckhafte und dennoch unrichtige Meldung vor Ew. Liebden zu bringen sich unterstanden. Ich war eben entschlossen, mich zu Ew. Liebden zu verfügen, um meine erlauchte

Gemahlinn mit der traurigen aber gewissen Wahrheit bekannt zu machen.

Wie sollte ich es nicht erfahren haben? Die ganze Burg ist voll davon, die Stadt in Verzweiflung, sagte die Kaiserinn jammernd.

Ich dachte, Ew. Liebden ruhten noch; es ist kaum sieben Uhr.

Ach, für Unglückliche ist keine Ruhe, erwiederte Eleonore, und brach von Neuem in Thränen aus: Und was soll mit uns werden? Wohin sollen wir uns wenden?

Wir gehen nach Linz, Ew. Liebden! antwortete Leopold: Alle Anstalten sind getroffen— heut um sechs Uhr Abends —

Diesen Abend schon! Großer Gott! Die Kinder! Der Erzherzog Joseph!

Es ist kein Augenblick zu verlieren —

Ja wohl! Ja wohl! jammerte Eleonore: Und ich in diesem Zustande, und die schlechten Wege auf dem andern Ufer!

Fürchten Ew. Liebden nichts! Wir gehen die Reichs-Straße. Es ist für Ew. Liebden beste Bequemlichkeit gesorgt, und in Linz können wir mit Sicherheit verweilen.

„Ach, die Türken werden uns auch dort vertreiben. Wohin werden sie nicht kommen, wenn

sie Wien haben! Und wie soll die Stadt ohne Armee, ohne Besatzung, mit schlechten Festungswerken sich halten!

Dem Kaiser war nicht wohl bey diesen Klagen zu Muth, und in dem Augenblicke erblickte er auch Zriny, der noch immer mit allen Zeichen innerer Bewegung in der tiefen Ecke eines Fensters stand: Geh lieber Zriny! Laß uns allein! Zriny verneigte sich tief und ging. Da rief ihn Leopold noch einmahl: Wer weiß ob und wann ich dich wieder sehe! Der Jüngling kehrte um, das Herz in seiner Brust däuchte ihm von streitenden Gefühlen zu zerreissen. Darf ich Ew. Majestät begleiten? fragte er dumpf.

Wie? Du wolltest unserer Flucht folgen? Wir haben wenig Raum! antwortete Leopold.

Darf ich zu Pferde? stotterte er kaum hörbar.

Das hältst du nicht aus, die Wagen fahren zu geschwind, sagte der Kaiser.

Doch, doch! rief Zriny, und dachte an seine Plane.

Nein, guter Junge! rief der Kaiser: Ich danke dir für deine Treue, aber du darfst nicht, du gingst zu Grunde, und ich habe dich lieb —

O Gott! O Gott! rief Zriny, überwältigt von des Kaisers Güte.

Was haſt du? fragte der Kaiſer: Mein Gott, wie ſiehſt du aus? Bewegt dich ſo das Unglück deines Monarchen? Du biſt wohl ein guter Menſch! Behüthe dich Gott und nehme dich in ſeinen heiligen Schutz, und wenn ich dich nicht mehr ſehen ſollte — Er ſtreckte die Hand nach Zriny aus, und dieſer ſah eine Thräne in des Kaiſers Auge zittern.

Jetzt war es um ihn gethan. Außer ſich ſtürzte er dem Kaiſer zu Füſſen.

Der Kaiſer, der keine Ahnung von der wahren Urſache dieſer heftigen Bewegung hatte, wollte ihm aufhelfen. Faſſe dich, mein Kind! ſagte er: Du biſt außer dir.

O, nicht dieſe Huld! rief Zriny mit wilden Tönen: Nicht dieſe kaiſerliche Hand, um einen Verbrecher aus dem Staube zu erheben!

Was iſt das? rief Leopold: Was fällt dir ein? Ich glaube, du biſt nicht recht bey dir.

Zriny lag noch immer, den Kopf auf die Kniee geſenkt, und ein heftiges Zucken bewegte ſeine Glieder.

Kommen Ew. Liebden! rief der Kaiſer erſchrocken, und gab der Kaiſerinn den Arm: Der Anblick iſt nicht für Euch!—Und ſomit führte er ſie in das Nebenzimmer, die Kammerfrau folgte.

Er kehrte sogleich zurück. Zriny hatte noch seine Stellung nicht verlassen. Zriny! Lieber Sohn! Ermanne dich! rief er, und versuchte den Zitternden aufzurichten. Aber Zriny fuhr jetzt wild in die Höhe, starrte den Kaiser an, und rief: Ich bin ein Hochverräther. Gehen Ew. Majestät nicht über Burkhardsdorf!

Wahrlich, du bist von Sinnen! rief Leopold, dem es immer glaublicher ward, daß irgend ein jäher Zufall krankhaft auf des Jünglings Gehirn einwirke.

Nein, nein! rief Zriny: Ich bin mir nur zu gut bewußt. O um Gotteswillen, um Ew. Majestät, um Ihres ganzen Hauses Wohlfahrt wegen, gehn Ew. Majestät nicht die Reichsstraße! Ich weiß, was ich sage, dort lauert Verderben auf Alle.

Der Kaiser trat einen Schritt zurück, und sah den jungen Menschen betroffen an, der noch auf den Knieen vor ihm lag, und dessen verstörte Züge und wilder Blick von der Verwirrung seines Innern zeugten.

Wie soll ich das verstehn? sagte er endlich langsam und ernst: Bist du es nicht gewesen, der mir diesen Weg als den bessern und bequemern so eifrig angerühmt hat?

Ich war es! rief Zriny dumpf, und senkte das Haupt fast bis zur Erde.

Und jetzt widerräthst du mirs?

Ich bitte, ich flehe darum! rief der Jüngling mit den Tönen der höchsten Angst: O nur geschwind, geschwind über die Donau!

Wo ich meine geschlagene Armee finde? rief der Kaiser in bitterm Schmerz.

Überall besser, als auf der Reichsstraße! Sie sind im Anzug; sie kommen. Ew. Majestät sind verloren, wenn sie hier reisen.

Wer kommt? rief der Kaiser, dem allmählich in den Reden des Jünglings zu viel Zusammenhang zu seyn schien, um auf einen Anfall von Geistesverwirrung schließen zu lassen, und dem zu gleicher Zeit Starhembergs Warnungen einfielen: Sprich, Unglückseliger! Wer kommt?

Ich kann nicht, ich darf nicht reden. Aber das darf ich — Ew. Majestät auf Kosten meines Lebens warnen. Folget dem nicht, was ich sagte! Geht nicht auf der Reichsstraße!

Und warum nicht? Ich befehle es dir, rede! rief Leopold streng.

Lassen mir Ew. Majestät den Kopf vor die

Füsse legen, wie meinem Vater! Ich verdiene es nicht besser. Reden darf ich nicht.

Leopold trat einen Schritt zurück: Du ein Verräther? Du, junger Mensch, den ich wie einen Sohn geliebt? — Ein schmerzliches Gefühl mahlte sich in des Kaisers Zügen.

Zriny brach in Schluchzen aus, zugleich erschütterte ein krampfhaftes Zittern seinen ganzen Körper. — Ich bin ein Ungeheuer! stieß er in abgebrochenen Tönen hervor.

Nenne deine Mitverschwornen! sagte Leopold streng.

Zriny verstummte.

Mein kaiserliches Wort sichert dir dein Leben. Nenne deine Mitschuldigen!

Keine Antwort. In Leopolds Gemüth kämpfte Entrüstung, Schmerz über Undank, und ein Rest von Mitleid mit dem Unglücklichen, der sein eigenes Verderben gemacht hatte. Noch einmahl ermahnte er ihn mit milderem Ton. Zriny blieb unbeweglich.

Dein Schicksal komme über dein eigenes Haupt! sprach Leopold endlich, und zog die Klingel. Der Kammerherr erschien. Der wachhabende Offizier! rief ihm der Kaiser entgegen. Zriny blieb in seiner Stellung am Boden

liegen. Der Offizier trat ein.—Herr Hauptmann! Hier ist ein Arrestant! sagte der Kaiser, und wandte sein Auge gewaltsam von dem Unglücklichen, dessen Anblick ihm weh that.

Der Offizier stand einen Augenblick bestürzt, er wußte sich diesen Befehl kaum zu erklären; doch näherte er sich dem Grafen. Dieser sprang gäh von der Erde auf, hackte den Säbel los, und reichte ihn bleich und zitternd dem Offizier. Der Kaiser stand abgewendet am Fenster. Zriny zögerte zu gehn; da wandte sich Leopold um. Ew. Majestät! rief Zriny: Ich sterbe gern. Gott erhalte Höchstdieselben! In Leopolds Auge drang eine Thräne, er winkte mit der Hand. Auf sein Zimmer! sagte er: Ihr steht mit Eurem Kopf für den Gefangenen. —Zürnen konnte er in dem Augenblicke nicht, aber sein Herz war tief verwundet. Der Offizier und Zriny verliessen das Zimmer.

Noch hatte Zriny seine eignen Gemächer nicht erreicht, welche ihm seines Monarchen Gnade indeß zum Gefängniß angewiesen, als ein Wagen in den Burghof rollte, und General Caprara, aus demselben schnell die Treppe hinaneilend, um Gehör bey Sr. Majestät bath. Er kam unmittelbar von der Armee, und wurde auf

der Stelle vorgelassen.[18]) Seine Meldung berichtigte und minderte die Schreckensbothschaft, welche diesen Morgen so übereilter Weise in die Stadt gelangt war, um Vieles, und der Kaiser erfuhr zu seiner großen Beruhigung, daß nicht allein sein Fußvolk wohl behalten am linken Donauufer herauf marschire, sondern daß auch von der Reiterey nur ein kleiner Theil ins Gefecht gekommen war, und sich brav gehalten hatte. Zwar hatte Caprara selbst seine Bagage eingebüßt; aber der Verlust erschien ihm gering gegen das, was man verloren geglaubt, und was doch nun erhalten war. Sogleich sendete der Kaiser seiner Gemahlinn diese erfreuliche Nachricht; die Abreise selbst aber blieb auf diesen Nachmittag festgesetzt, und Capraras geheime Mittheilungen ergänzten Zriny's abgebrochne Winke. Man hatte Spuren, daß Tököly sowohl als der Großvezier ihre kühnen Hoffnungen so weit erstreckt hatten, um Anschläge zu entwerfen, sich der Person des Kaisers zu bemächtigen, und so war nun plötzlich entschieden, daß die Reise des Hofes übers Wasser gehn sollte, wo die Armee sich in bester Ordnung aufstellen konnte, und auf keine Weise Gefahr für die Personen des Kaiserhauses zu fürchten war.

Schnell sandte Leopold nun den Widerruf an den Oberststallmeister. Reitende Bothen wurden voraus geschickt, in den kaiserlichen Ställen und Wagenremisen herrschte die lebendigste Thätigkeit, in allen Kammern und Antikammern der kaiserlichen Burg wurde gepackt, und obwohl Capraras Bericht der ersten Verzweifelung wehrte, so blieb doch noch genug Grund zur äußersten Bestürzung übrig. Die sichtliche Niedergeschlagenheit des Kaisers, in dessen Augen man nach Capraras Entfernung Spuren von Thränen gesehen haben wollte, die Bewegungen bey Hofe, welche trotz der seynsollend bessern Nachricht auf eine schnelle Abreise deuteten, wurden nur zu bald in der ganzen Stadt bekannt, und, was Leopold vorhergesehen hatte, trat ein. Die Nachricht von der Abreise des Hofes versetzte die Stadt in die gänzlichste Muthlosigkeit, man glaubte den Feind an den Thoren, und Jeder dachte nur daran, zu retten, was möglich war, sollte es auch nichts weiter als das nackte Leben seyn.

Noch einen Befehl hatte Leopold gegeben, der seinem Herzen unendlich viel kostete, den aber Staatsrücksichten ihm zur Pflicht machten. Er wußte zu viel durch Zrinn selbst und durch Ca-

prara, um auf halbem Wege stehen bleiben, und des einst geliebten Jünglings Verbrechen mit dem Mantel verzeihender Großmuth zudecken zu dürfen. Hier mußte der Regent klar sehen, wenn auch der väterliche Freund lieber im Dunkel geblieben wäre. Der Oberstthofmarschall erhielt den Auftrag, Zriny's Papiere sogleich zu ergreifen, und sie dem Kaiser zu überliefern. Graf Martinitz folgte dem Offizier, der jenen hinüber geleitete, auf dem Fuße nach, und fand den Unglücklichen in einem bedauernswerthen Zustand an der Grenze einer völligen Geistesverwirrung. Maschinenmäßig lieferte er die Schlüssel aus, und sein zerstörtes Aussehn flößte Martinitz Mitleid ein, so daß es ihm nicht möglich war, ihn mit der bey solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Strenge zu behandeln, und er, als er die Papiere dem Kaiser überlieferte, hinzusetzte, er erachte es für nothwendig, einen Arzt zu dem Gefangenen zu schicken.

Leopold nahm die Papiere, ohne zu antworten; aber der Oberstthofmarschall glaubte seine Hand zittern zu sehen, und wußte nicht, ob Zriny's Lage oder die nahe Gefahr den Monarchen so sehr erschütterte. Aber kaum hatte er das Zimmer verlassen, so erhielt der Leibarzt

Befehl, den Grafen zu besuchen, und Sr. Majestät sogleich Bericht über dessen Befinden zu erstatten.

Während diese schmerzlichen Bewegungen bey Hofe vorgingen, both auch die Stadt das Bild der höchsten Bestürzung dar. Die Muthigsten fingen an zu verzagen. In allen Häusern wurde das Kostbarste gepackt oder versteckt oder vergraben; man wartete nur auf die Abreise des Hofes, die das Unglück entschieden machen würde, und Frau von Volkersdorf war vor Vielen andern in einem Gemüthszustand, der jede Vorstellung fremder Klugheit oder Erfahrung zu nichts machte. Nur Ein Gedanke beherrschte sie, fortzureisen, die Stadt zu verlassen, mochte auch außerhalb derselben geschehen, was da wollte; ärger, glaubte sie nun einmahl, werde es nicht seyn können, als was ihr hier bevorstand. Vergebens redete ihr Katharine zu; vergebens stellte ihr Frau von Preysing alle Beschwerlichkeiten und Gefahren vor, welche ihrer unausbleiblich warteten. Sie hörte und sah nichts als Türken, und diesen zu entgehen, meinte sie, wären selbst die Fluthen der Donau noch ein erwünschtes Rettungsmittel.

So trieb sie es den ganzen Tag, und ver-

mehrte durch ihre Unruhe die Pein, die ohnedieß Jeder durch seine eigene Lage empfand, als plötzlich Nachmittags ihre alte Kammerfrau mit todtbleichem Gesicht hereinstürzte, und die Nachricht brachte, der Hof reise ab, schon setzten sich die Wagen in Bewegung, der Zug gehe durch die ganze Stadt über die Schlagbrücke und das Wasser nach Korneuburg, Alles stehe weinend und heulend auf den Straßen, und es sey, als sähe Jeder seine letzte Hoffnung, seinen letzten Trost scheiden, die Kaiserinn säße mit verweinten Augen blaß und niedergeschlagen im Wagen, der Kaiser aber bemühe sich, heiter zu scheinen, und seinen verzweifelnden Unterthanen eine ruhige Miene zu zeigen.

Nun war kein Halten mehr, weder bey Frau von Volkersdorf, noch bey vielen hundert andern Menschen. Katharine mußte alle Anstalten treffen, packen, ordnen, und die Leute anweisen; denn die Mutter hatte keine Besinnung mehr. An Postpferde war nicht zu denken. Schon am Morgen dieses Tages waren alle, die noch zu haben waren, von den adelichen und reichen Familien, welche eben so, wie Frau von Volkersdorf, dachten, in Beschlag genommen. Ein Theil mußte dienen, die Effekten des Hofes und des

Ärariums zu führen. Wer konnte, wollte fort; alle Fuhrleute, die sich von ihrem Dienst bey den Festungswerken abmüßigen konnten, wurden besprochen, und bis gegen Abend war kein Pferd in ganz Wien mehr zu haben. Wie glücklich pries sich die arme Katharine und ihre Mutter, daß sie die alten vier Pferde, die sie vor ein paar Wochen nach Wien gebracht, hier behalten hatten! Diese sowohl als der baufällige Wagen wurden schleunig, so gut sichs thun ließ, in den Stand gesetzt, Katharine führte die Aufsicht, und es schien, als ob an der Besinnungslosigkeit der Mutter sich die klare Besinnung des Mädchens stärkte. Im Grunde wäre sie viel lieber in Wien geblieben; was Frau von Preysing über die Wahl eines solchen Entschlusses gesagt, hatte ihrem Verstand eingeleuchtet. Ihr graute vor dem Unbekannten und Unzuberechnenden, was ihr auf der Flucht mit einer hülflosen alten Frau, und ein Paar eben so betagten Dienstbothen bevorstand. Aber seit sie einsah, daß die Mutter nicht zu halten war, wollte sie die Vorwürfe nicht auf sich laden, sich ihrer Sicherheit widersetzt, und somit vielleicht irgend Etwas Böses, das sie bey ihrem fernern Bleiben in Wien treffen konnte, veranlaßt zu

haben. Mit einem vertrauensvollen Gebeth ergab sie sich in den Willen Gottes, dessen Fügung sich in dem unwiderruflichen Entschluß ihrer Mutter, die ihr hier auf Erden das Theuerste und Heiligste war, deutlich auszusprechen schien, und war gefaßt, alles, was diese Flucht Schreckliches über sie bringen konnte, so starkmüthig als sie könnte, zu ertragen, ihrer Mutter aber davon zu ersparen, was nur immer möglich war.

Als sie sich diesen Weg mit Gottes Hülfe vorgezeichnet, fühlte sie eine ungemeine Beruhigung in ihrem Innern. Eine bisher nicht gewohnte Kraft, ja eine Anstelligkeit, über die Frau von Preysing sich wunderte, schien in ihr erwacht; das sonst schüchterne Mädchen, wußte sich zu fassen, wußte zu ordnen, anzuweisen, kurz sie stellte einen recht geschickten Reisemarschall vor, und sorgte für Alles mit Ruhe und stiller Entschlossenheit, während die Mutter sich in Klagen abmühte, und alle Augenblicke entweder von ihrer Tochter oder von Frau von Preysing, die ihr mit großer Geduld zur Hand ging, in ihren Anordnungen gemeistert werden mußte.

Während diese unerfreuliche Thätigkeit das Haus der Oberstinn in Bewegung setz-

te, war es später Abend geworden; die Sommersonne verschwand hinter den waldichten Bergen. Draußen um die Stadt lag noch die Gegend freundlich und hell in goldenem Abendglanz, indeß es in den engen Straßen zwischen den hohen Häusern bereits dämmerte, das düstere Kloster gegenüber, das schon einen so trüben Schatten auf Katharinens Leben geworfen hatte, nun die Finsterniß noch früher zu bringen schien, und Frau von Volkersdorf in unaussprechlicher Angst die Nacht anbrechen sah, ohne daß ihre Reiseanstalten geendigt waren. Da trat, wie es schon dunkelte, die Generalinn Dünewald bey ihrer Mutter ein, und die Miene dieser sonst immer gefaßten Frau war dießmahl so trübe, daß ihre Mutter betroffen das Strickzeug hinlegte, mit dem sie noch in der späten Stunde die Finger zu beschäftigen gewohnt war, und Katharine, welche eben die Chatouille ihrer Mutter gepackt hatte, plötzlich inne hielt, und die Generalinn mit ängstlichen Blicken anstarrte. Diese gab ihr einen unmerklichen Wink, ihre Mutter, die ebenfalls mit kleinen Besorgungen beschäftigt war, zu entfernen. Katharine, im Innersten erschrocken, machte sich im Vorzimmer beym Ordnen der Koffer etwas zu thun,

rief dann die Mutter, um ihr gleichsam dieß Geschäft zur Oberleitung zu übergeben, und schlupfte geschwind wieder ins Zimmer, um zu hören, was die Generalinn zu sagen hatte.

Mein Kind! rief ihr die Oberstinn entgegen: Wir haben keine guten Nachrichten.

Das dachte ich wohl, entgegnete Katharine, wie ich die Frau Gräfinn ansah.

Es steht viel schlimmer als wir glaubten, fuhr diese fort: Die feindlichen Vorposten sind schon in Österreich über der Leytha. Von den Thürmen der Stadt kann man die Flammen und Rauchsäulen der angezündeten Dörfer sehn, und bis morgen oder übermorgen ist der Feind vor Wien.

Gerechter Gott! rief Katharine: Was wird aus uns werden!

Und was noch schlimmer ist, ein Trupp flüchtiger Tartarn streift schon bis Burkhardsdorf. Dort würgen und verheeren sie weit und breit das ganze fruchtbare Land, und die schönen Orte. Jede Stunde kommen üblere Zeitungen an den Hofkriegsrath.

Das war zu erwarten, sagte die Oberstinn: Es ist entsetzlich, aber es sollte uns nicht überraschen.

Auch noch eine Neuigkeit habe ich Euch zu erzählen, liebes Fräulein, die Euch etwas näher angeht, und Euch nicht angenehm seyn kann.

Mein Gott! Ist eine Nachricht aus Krakau — Doch verzeiht, gnädige Frau, ich wollte sagen —

Die Generalinn mußte trotz ihrer Bestürzung lächeln: Nein, liebe Katharine! Von Pohlen weiß ich nichts, dort steht vermuthlich alles gut.

O das gebe Gott! seufzte Katharine; denn sie gedachte, wie lange sie schon einer Nachricht von dorther harrte.

Nein, Liebe, das ist es nicht. Es betrifft Jemanden, der euch wohl nicht unmittelbar angeht, euch aber sehr wohl bekannt ist. Man sagt, die Ungrischen Malcontenten, und Kara Mustapha hätten jeder ihrerseits den schrecklichen Plan entworfen, sich durch vorausgeschickte Leute der Person Sr. Majestät zu bemächtigen, wenn der Hof Wien verließe.

Herr Jesus! rief Katharine zitternd. Und das ist geschehn? —

Gottlob nicht! sagte die Generalinn mit gefalteten Händen, und den Blick zum Himmel gerichtet: Der Allmächtige hat das unglückliche Land vor diesem Entsetzlichen bewahrt, und nicht zugelassen, daß der fromme Monarch in die Hän-

de seiner Feinde falle. Aber es hat wenig gefehlt. Falsche Menschen wußten sich seines Zutrauens zu bemeistern, und er wurde überredet, auf dem dießseitigen Land die Reichsstraße nach Linz zu gehn. Hier waren die Anstalten zur Ausführung des gräßlichen Vorhabens bereits getroffen, und die auffallende Nähe der Tartarischen Schwärme, während hier und ringsumher noch alles in ziemlicher Ruhe scheint, beweisen wohl, daß jenes Gerücht nur zu wahr ist. Auch räth man unschwer auf denjenigen, der diese Sache hier im Einverständniß mit seinen Mitverschwornen leitete. Es ist derjenige, den der allgemeine Verdacht schon längst als einen geheimen Verräther bezeichnete, und den nur der allzugütige Monarch nicht als solchen anerkennen wollte.

Mein Gott! rief Katharine: Es wird doch nicht Graf Zriny? —

Er selbst, entgegnete die Generalinn: Er ist seit diesem Morgen arretirt, man hat sich seiner Papiere bemächtigt, und noch ein auffallender Beweis für diese Behauptung ist die schnelle Änderung der Reiseroute. Binnen zwey Stunden war Ordre und Contreordre da, alles mußte nun anders veranstaltet werden, und wahr-

ſcheinlich iſt der Hof jetzt ſchon über Korneuburg hinaus.

Und Zriny? fragte Katharine, der ein tiefer Schmerz um den einſt ſo theuern Mann das Herz bewegte. —

Iſt auf ſeinem Zimmer arretirt. Zwey Mann ſtehen inner, zwey außer der Thüre. Es darf Niemand zu ihm, nicht einmahl ſein Bedienter. Die Leute des Grafen Martinitz ſind zu ſeiner Pflege beſtimmt.

Pflege? fragte Katharine: So iſt er krank?

Er ſoll in einem Zuſtande ſeyn, der an ein hitziges Fieber, oder an Geiſtesverwirrung grenzt.

O Gott! Und ſo verlaſſen, ſo allein! Sie rang die Hände, ließ ſie dann gerungen ſinken, und ſtarrte vor ſich hin: Das hat heut an dieſem unglückſeligen Tage noch gefehlt! — Ludmilla, ihr Schmerz, ihr künftiges Schickſal ſtand vor Katharinens Augen. Und was wird mit ihm geſchehn? fragte ſie nach einer Weile.

Das weiß Niemand, erwiederte die Generalinn: Der Kaiſer iſt fort, und hat die Unterſuchung dem Oberſthofmarſchall übergeben. Doch ſagt man, er ſey ſehr bewegt geweſen, und habe Martinitz die möglichſte Schonung des Unglücklichen anbefohlen.

Die verdient er auch gewiß, rief Katharine: Ich sage es euch, gnädige Frau! Zriny kann nicht schlecht seyn, was man so unter schlecht versteht, — kein Verbrecher! Gewiß nicht!

Nennt ihr den Hochverrath kein Verbrechen? Er wollte den Kaiser in die Hände seiner Feinde liefern, und nur ein Zufall mag dieß Vorhaben gehindert haben, sagte die Generalinn.

Aber wie wurde es denn entdeckt? fragte das Mädchen.

Wer kann das mit Gewißheit behaupten? erwiederte Jene: Mein Mann sagt, Zriny selbst habe dem Kaiser das Geständniß im letzten Augenblicke gemacht. Er hat es von dem Sekretär des Oberſthofmarschalls gehört, der es aus seines Grafen eignem Munde haben will.

„Und kann es Graf Martinitz wissen?“

Natürlich. Sein Hofmarschallamt macht ihn zur ersten und einzigen Gerichtsbehörde in der kaiserlichen Burg. Er soll den Kaiser in der größten Gemüthsbewegung gefunden, und von ihm den Hergang der Sache erfahren haben.

„Also hat ihn Niemand angegeben?“

Nach dieser Erzählung — nein. —

„Da seht ihr also, daß er nicht so böse und durchaus verdorben ist, wie ich ihn von Man-

chen ſchildern hörte. Verirrt, verführt mag er ſeyn. Aber ſein Herz iſt nicht verhärtet; er vermochte es nicht, das Böſe auszuführen, was man ihm auftrug, und gab ſich lieber ſelbſt an.“

Fräulein! Fräulein! ſagte die Generalinn: Scheint es doch faſt, als hätte dieſer Zriny unſer ganzes Geſchlecht zu bezaubern gewußt. Ihr ſeyd nicht die erſte, die ich heut in tiefer Betrübniß über den allzuintereſſanten Staatsverbrecher fand. Seine Geſchichte macht entſetzlich viel Aufſehen.

„Und was meint ihr denn, was der Kaiſer thun wird?“

Das läßt ſich wohl nicht beſtimmen. Es wird auf die Verhöre ankommen, den Grad der Schuld, die Mitſchuldigen —

„Aber da er ſich ſelbſt angegeben, ſo ſollte ihm der Kaiſer verzeihn.“

Verzeihn — einem Menſchen, der ſich zu ſolchen Entwürfen von ſeiner Familie brauchen ließ, der auch künftig ein bereites Werkzeug in Tököly's Hand ſeyn würde?

„Ja was kann der Kaiſer mit ihm thun?“

Was er könnte? Liebes Kind! Was er muß, was die Geſetze fordern — ihn zum Tode verurtheilen, wie ſeinen Vater.

O mein Gott! Mein Gott! rief Katharine, und brach in helle Thränen aus: O meine arme Schwester!

Ich verstehe euch, liebe Katharine, und ich trage das innigste Mitleid mit Frau von Villecamp, und auch mit dem unglücklichen Zriny. Er war immer ein Mensch, den Natur und Umstände zu etwas Besseren bestimmt zu haben schienen. Nun ist seine Laufbahn im ersten Anfang gebrochen. Und wenn das Gnädigste geschieht, so sieht er doch die Freyheit nie wieder.

„Der Kaiser wird ihm doch wohl das Leben schenken!“

Möglich — er liebte ihn — wenn nicht selbst dieses Gefühl den Stachel des Undanks schärft! Doch eure Frau Mutter kommt. Laßt sie nichts merken!

Es hätte dieser Ermahnung nicht bedurft; denn Katharine wußte nur zu wohl, daß diese Neuigkeit nicht geeignet war, ihrer Mutter mitgetheilt zu werden. Aber jetzt glaubte sie auch kaum die Last des eignen und fremden Kummers mehr ertragen zu können; und wäre Frau von Volkersdorf nicht so beschäftigt mit ihrer eigenen Angst gewesen, so hätte sie die Veränderung in Katharinens Benehmen bemerken müssen.

Die ſtille Faſſung, mit welcher ſie vorher alles verrichtete, ſchien verſchwunden zu ſeyn, und einer tiefen Wehmuth Platz gemacht zu haben. Ihre Thränen floſſen, wenn ſie ſich unbemerkt glaubte, und Zriny hatte eben ſo wohl ſeinen Theil daran, als ihre Schweſter.

Indeſſen war doch, trotz aller Befehle, Gegenbefehle und Störungen, welche Frau von Volkersdorf in die Reiſeanſtalten gebracht hatte, endlich gegen acht Uhr Abends bey Fackelſchein der große Wagen beſpannt, bepackt, und die Stunde der Abreiſe rückte heran. Katharine war eben noch einmahl unten am Wagen geweſen, um etwas zu ordnen; ſie kam jetzt die Wendeltreppe herauf, und ſtand in dem hohen weiten Vorſaal, deſſen Wände Schränke, und allerley altes Hausgeräth einnahmen, und in welchen der Schein der unten auf der finſtern Straße ſich bewegenden Fackeln grell durch die Stäbe der Fenſtergitter fiel, die ſchwarzen Kreuzſchatten auf die Mauern und die gewölbte Decke mahlte, und in Katharinens bewegter Seele das Bild eines Gefängniſſes entwarf, eines Gefängniſſes, in welchem der Gemahl ihrer Schweſter ſein junges Leben vertrauern ſollte, das wie eine endloſe Wüſte vor dem Blicke des Jüng-

lings liegen mußte. Ihre Thränen fingen wieder an zu fließen; sie sah den Unglücklichen, wie er in der finsterſten Ecke eines solchen Aufenthalts am Boden gefesselt lag, sie dachte den Schmerz ihrer Schwester, deren ganzes Erdenglück an diesem Manne hing, und sie zitterte vor dem Augenblicke, wenn diese das Unglück ihres Gemahls erfahren würde — vielleicht durch das öffentliche Gerücht auf die schrecklichste Weise — vielleicht wenn sein Haupt bereits auf dem Schaffott gefallen war! Gern hätte sie recht bedeutende Opfer gebracht, um jenen Schreckniſſen zuvorzukommen, um die Lage des Bedauernswerthen zu erleichtern; denn zu retten, ach Gott! zu retten war er nicht, das erkannte sie klar.

Mit bang gerungenen Händen, auf welche ihre Thränen unabläſſig floſſen, stand sie am Fenſter. Alles beklemmte sie, alles vereinte sich, ihr Herz bis zum Zerſpringen mit Schmerz und Angſt zu füllen, diese Flucht, die drohende Gefahr der Stadt, Sanders Entfernung, Zriny's Unglück, ihrer Schwester Schickſal; da hörte sie leiſe Tritte hinter sich, und eine unbekannte Männerſtimme, welche flüſternd fragte: Habe ich die Ehre, das Fräulein von Volkersdorf zu ſehen?

Katharine wandte sich erschrocken um. Ein Mann von mittleren Jahren, von kräftig gedrungener Gestalt in der Kleidung der Neugriechischen oder Raitzischen Nation, welche unter dem Mantel, den er um sich geschlagen, sichtbar ward, und mit einem mächtigen Schnurrbart stand vor ihr.

Ich bin Katharine von Volkersdorf, sagte sie zitternd: Aber wer seyd ihr? Und was wollt ihr?

Ihr habt meinen Nahmen nie gehört; doch werde ich ihn euch nennen, mein Fräulein! Vor allem aber, sind wir unbehorcht?

Katharine wurde immer ängstlicher; furchtsam sah sie sich um: Mein Gott, was könnt ihr wollen? Wir sind allein. Sie sagte das mit geheimem Grauen, denn die Gegenwart dieses Fremden schien ihr unheimlich.

Ich heiße Kolschützky, und bin ein alter Diener des gräflich Zrinyschen Hauses.

Zriny? O Gott! Welchen Nahmen nennt ihr! sagte Katharine schmerzlich.

„Einen unglückseligen, aber sehr theuern —“

O ihr redet wahr! Aber was wollt ihr von mir? Kennt ihr des Grafen Zriny Schicksal?

„Besser, als ihr glaubt, mein Fräulein!

Vielleicht besser als er sich selbst kennt. Hätte der Graf einem treuen Menschen gefolgt, es wäre nicht geschehn, was heut Morgens alle, die es gut mit ihm meinen, in die äußerste Bestürzung gesetzt hat!"

Es ist also wahr? fragte Katharine, die allmählich mehr Zutrauen zu dem Fremden zu bekommen schien: Er ist als Hochverräther angeklagt und verhaftet?

„Angeklagt, Fräulein, hat er sich selbst. Sein Herz war zu gut zum Verbrechen, und zu schwach zur Tugend. Das ist sein Unglück."

Katharine war tief bewegt. Ja er ist gut, sagte sie nach einer Weile, wo sie ihre Thränen trocknete. Aber er hat sich und andere unglücklich gemacht.

„Leider, leider! Und darum bin ich hier, mein gnädiges Fräulein! Wisset, daß mein armer Herr — ich nenne ihn noch immer so, obwohl ich längst das Brot seines Hauses nicht mehr esse; aber so lang ein Zrinyi lebt, betrachte ich mich als ihm mit Seel und Leib verpflichtet — Also mein Herr, der junge Graf, war diesen Morgen bey mir — ich wohne in der Leopoldstadt unweit der Taborbrücke — und brach-

te mir einen Brief an seine Frau Schwester und einen Auftrag an Euch.“

An mich? Und heute erst?

„Es scheint, als sey ihm sein unglückseliges Schicksal vorgegangen. Oder hatte er vielleicht den Vorsatz schon gefaßt, sich dem Kaiser zu entdecken? Gott weiß es. Er bezeichnete mir eure Wohnung, nannte mir euern Nahmen in einer sehr theuern Beziehung, und befahl mir, wenn das Unglück der Belagerung einträte, und Ihr vielleicht Beystand oder guten Rath von einem Manne brauchen könntet, der sich in Welthändeln herumgetrieben, zu euch zu gehn, und euch als der Schwester der Frau von Villecamp meine Dienste anzubiethen“

Das hat Zriny gethan? Er hat noch in den letzten Stunden seiner Freyheit für mich gesorgt! rief Katharine innig gerührt.

Es war mein Vorsatz, heute Vormittag zu euch, mein Fräulein, zu gehn, fuhr Kolschütky fort, und mich euch vorzustellen; denn ich wußte, daß die Zeit drängt, und wer weiß, was mit uns Leopoldstädtern geschieht! Aber so wie ich in die Stadt trat, kam mir die Schreckensbothschaft von des Grafen Arretirung mit hundert schlimmen Vergrößerungen entgegen. Ich

lief in die Burg, ich erkundigte mich bey seinen Bekannten; ich hätte Himmel und Erde bewegen mögen, um ihn noch zu sehn. Es ist unmöglich, er wird aufs strengste bewacht, und der Befehl Sr. Majestät ist schon da, ihn morgen nach Kufstein abzuführen.

O mein Gott! rief Katharine: Auf die Festung!

„Da wollte ich denn nun bey euch, mein Fräulein, mich erkundigen, ob ihr Befehle für mich hättet, ob ihr dem Grafen etwas zu wissen thun wollt.“ — Er sagte das Letzte sehr leise.

Dem Grafen? Wäre das denn möglich?

„Ach, dem festen Willen und der muthigen Treue ist nichts unmöglich.“

Nein, Herr Kolschützky! Ich habe Zriny nichts sagen zu lassen, als meine wärmsten Wünsche für seine Rettung, und meinen Dank für seine Vorsorge. Aber wie wird meine Schwester diese Unglücksnachricht erfahren, und wie ertragen! Könntet ihr wohl einen Brief ihr sicher zukommen machen?

„Das soll mir nicht schwer fallen. Die Adresse habe ich vom Grafen selbst; denn ich mußte manche Sendung an das Hotel der Frau von Villecamp besorgen.“

Nun gut, ich werde sogleich schreiben. Könnt ihr warten, Herr Kolschützky?

„Das möchte wohl nicht angehn, erwiederte dieser: Aber ich weiß, gnädiges Fräulein, ihr fahrt vielleicht in einer Stunde von hier ab. Am rothen Thurm unterm Schwibbogen wird euch ein Bettler anreden; dem gebt statt eines Almosens den Brief, und Frau von Villecamp erhält ihn durch Courier-Gelegenheit so geschwind, als nur ein Brief von hier nach Paris kommen kann.“

Wie soll ich aber wissen? Ein Zufall könnte —

„Ihr werdet die Stimme erkennen, und zum Zeichen wird man euch im Nahmen der allerheiligsten Jungfrau Maria um eine Gabe ansprechen. Doch es kömmt Jemand. — Lebt wohl, gnädiges Fräulein!“

Kolschützky war verschwunden, Katharine ging ins Zimmer zu ihrer Mutter, und wußte, bis alles auf und im Wagen geordnet war, sich eine freye halbe Stunde zu machen, in welcher sie dann unter Thränen, aber so besonnen und schonend als möglich, ihrer Schwester Alles meldete, was sich zugetragen, und es wagte, sogar einige Hoffnung einer denkbaren Rettung durchschimmern zu lassen; denn sie kannte Ludmil-

lens Herz, das sich nur zu leicht der grenzenlosesten Traurigkeit überließ, und sie selbst vermochte jenen Aussichten nicht ganz zu entsagen, die denn doch, wenn sie trügerisch waren, von selbst verschwinden mußten. Nachdem sie den Brief sorgfältig klein gefaltet und gesiegelt hatte, kehrte sie zu den Reiseanstalten zurück, die indeß ihrer Beendigung nahe gekommen waren.

Nun war alles fertig, alle Schachteln, alle Kisten und Kästchen waren an ihren Plätzen. Die zwey alten Bedienten, wie bey der Hierherreise bewaffnet, und zur Bemannung des Wagens bestimmt, standen an dem Kutschenschlage. Katharine nahm einen thränenvollen, Frau von Volkersdorf einen entschlossenen, eiligen Abschied von den Damen des Hauses; denn sie hatte ohnedieß mit Angst die Nacht, die keines Menschen, und am allerwenigsten eines Reisenden Freund ist, kommen gesehen, ehe das schwere Geschäft des Packens vollendet werden konnte, und nun stieg sie mit Katharinen und der Kammerfrau in den Wagen, wo die drey Frauenzimmer kaum vor all den Schachteln und Bündeln Platz fanden. Die zwey Bedienten kletterten auf den Bock, der treue Thomas trieb die Pferde an, und der Wagen wankte ziem-

lich eilfertig für seine Beschaffenheit auf dem unebnen Stadtpflaster der Kärntnerstraße zu.

Hier ging es einige hundert Schritte lang ganz leidlich, bis sie in die Nähe des St. Stephans-Freydhofes kamen, wo damahls nicht, wie jetzt, ein ziemlich breiter Raum von allen Seiten den majestätischen Dom umgab. Zu jener Zeit bestand die vordere Reihe von Häusern noch, entzog den Vorübergehenden den Anblick der Façade und des so genannten Riesenthores, und überhaupt machten mehrere Thore, welche den freyen Platz um die Kirche bey den darauf sich endenden Straßen schloßen, den St. Stephans-Freydhof zu einem abgesonderten und gesperrten Raum. Hier fanden sich schon einige Hindernisse, mehrere Wagen, die, um in gleicher Richtung mit dem unserer Reisenden den rothen Thurm zu erreichen, aus den Nebenstraßen heraus kamen, Fußgänger, die mit Bündeln und Mantelsäcken desselben Weges zu ziehen schienen, und deren immer wachsende Anzahl bey dem Scheine der Fackeln, die hier und dort einen herrschaftlichen Reisewagen begleiteten, oder bey dem Licht, das irgend aus einem Fenster leuchtete, sichtbar wurde; denn an eine

Straßenbeleuchtung war damahls in Wien nicht zu denken.

Langsam ging durch alle diese Hindernisse die Fahrt weiter, und schon fing Frau von Volkersdorf an, sich neuen Besorgnissen zu überlassen, wenn ihre Reise so wenig gefördert werden, und sie vielleicht vor Mitternacht nicht nach Korneuburg, wo sie die Nacht zuzubringen gedachte, gelangen sollte. Katharine, die früher, als sie noch bequem und sicher im Hause der Frau von Preysing bleiben konnten, ihrer Mutter diese ganze Flucht sehr widerrathen hatte, war jetzt eben so bemüht, da doch nichts mehr zu thun war, der Ängstlichen Muth einzusprechen, indem sie, bald links, bald rechts aus dem Wagen sehend, ein baldiges Ende der Verwirrungen, welche ihre Fahrt hemmten, versprach. Aber dieses Ende wollte nicht kommen. Immer enger wurde die Straße, und immer mehr der Wagen, die aus allen Seitenstraßen, von der Wollzeile, den Bäckerstraßen, dem Hohenmarkt u. s. w. in großer Hast und ohne Ordnung, wie es jedem einfiel — denn wer hätte in jenen Stunden der allgemeinen Bestürzung und Flucht an polizeyliche Anstalten gedacht! — sich in die Reihe der schon fahrenden Kutschen und Fracht-

wagen zu drängen suchten. Diese, welche schon im Faden der Reihe waren, wollten die Eindringenden nicht dulden, jene sich nicht zurückweisen lassen; die Kutscher fluchten, die Bedienten schalten, die Finsterniß vermehrte die Unordnung, jene einzelnen Lichter dienten nur dazu, das verworrene Gewühle auf die unangenehmste Weise zu zeigen. Endlich, wo der Weg sich zu senken anfängt, und zwischen den uralten Gebäuden, die wohl noch vom ersten Anbeginn der Stadt da gestanden haben mochten, die Straße am allerengsten wird, nicht fern von dem eigentlichen rothen Thurm, der den ohnedieß schmalen Ausgang noch mehr hemmte, war es schlechterdings unmöglich, daß ein Wagen sich weiter bewege. Die ganze lange Reihe stockte, und stand bereits gegen eine halbe Stunde still, während welcher das Lärmen, Fluchen und Zanken, das Geschrey Einzelner, die entweder in ihren Kutschen eine nahe Gefahr fürchteten, oder zu Fuße sich zwischen den Wagen in ängstlicher Klemme befanden, betäubend auf Jeden wirkte. Hierzu kamen die Fragmente von Gesprächen, welche in der Dunkelheit draußen um den Wagen hörbar wurden, wenn gerade ein Augenblick der Stille eintrat, und die nicht ge-

eignet waren, den Reisenden von dem, was ihrer vor der Stadt wartete, eine angenehme Erwartung zu erwecken. Katharine vernahm von mehr als einer Seite, wie eben einige von draußen Zurückkehrende den Begegnenden erzählten, daß in der Leopoldstadt, und zwischen den Brücken eine Verwirrung und eine Noth seyn sollte, von der man hier in der Stadt sich keinen Begriff machen könnte. Sie hörten von zerbrochenen Wagen, gestürzten Reitern, verletzten, gequetschten und getödteten Personen, endlich, was ihr das Schrecklichste schien, von flammenden Dörfern, verheerten Feldern; denn die Türken streiften schon bis gegen den Kahlenberg, und Neustift, Grünzing, und alle Orte bis gegen das Wasser loderten in Feuer auf.

Bey diesen Berichten verlor sich auch Katharinens Fassung, die sie bisher mitten unter fremdem und eignem Kummer bewahrt hatte; dennoch bemühte sie sich, ihrer Mutter, die mehr todt als lebendig neben ihr saß, so viel als möglich war, von diesen Gesprächen zu entziehn, indem sie ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände leitete, und mit aller Anstrengung, derer sie fähig war, dieser einen Trost, eine bessere Erwartung einzuflössen, an welche sie selbst

nicht glaubte. Indeſſen war es ganz ſpät geworden. Noch ſtanden die Wagen wie eingerammelt feſt. Die Thurmuhr bey St. Stephan gab zehn Uhr Nachts an. Wohl mehr als eine Stunde war über den Termin verfloſſen, den der hülfreiche Unbekannte, der ſich ihr heute dargeſtellt, als die Zeit beſtimmt hatte, wo er ihrer am rothen Thurm harren wollte.

Und wenn er, müde des langen Harrens, ſich entfernt hatte? Wenn er in der Finſterniß, in dem Gewirre der Wagen und Menſchen den ihrigen überſah? Alle dieſe Möglichkeiten ſtellten ſich ihr beängſtigend dar. Der Brief brannte in ihrer Hand, ſorgenvoll ſchaute ſie aus dem Fenſter des Wagens in die Nacht, in das Getümmel um ſie, hinaus, in deſſen Verwirrung ſie kaum die Gegenſtände zu unterſcheiden vermochte. Da trat eine dunkle Geſtalt an den Wagen, und bath um der heiligen Jungfrau Maria willen um eine kleine Gabe für einen Geplünderten, den die Türken ſeiner ganzen Habe beraubt hatten. Wie Muſik klangen dieſe Worte in Katharinens Ohr; ſchnell ſtreckte ſie die Hand aus, um ihre Gabe zu reichen. Die Mutter wollte es eben verbiethen, eine unbeſtimmte Furcht machte ſie vor jedem denkbaren

Aufenthalt bange. Doch Katharinens Hand war geschwind gewesen, sich ihrer kleinen Bürde zu entledigen; der Bettler hatte seinen Brief, und gleich als hätten die Wagen nur hierauf gewartet, fing der verschlungene Knäuel sich an zu lösen, der Zug bewegte sich wieder und Katharinen war viel leichter um's Herz. In der Erfüllung des Einen heißen Wunsches, welche der Himmel ihren stillen Seufzern gewährt hatte, glaubte sie eine Bürgschaft seiner wiederkehrenden Huld zu erblicken, und auch Frau von Volkersdorf meinte, die Wohlthat, einem Armen erwiesen, habe ihr sichtlich Segen gebracht. So erreichten sie den Bogen, über welchen der Thurm sich erhob. Jetzt waren sie außerhalb der beengenden Straße, wenn gleich noch nicht außerhalb der Stadt, und über die niedrige Mauer der Bastey konnte der Blick einen freyern Horizont umfassen. Da leuchtete ein blutiges Feuerzeichen an dem Nachthimmel hinauf. Es war irgend in der Nähe eine Feuersbrunst. Frau von Volkersdorf kreischte laut auf, Katharinens Herz schlug in bangen Schlägen. Ach wie mochte es draußen aussehen, wo sie nun hin sollte, und wo ihr alles, selbst die Umgegend völlig unbekannt war!

Unter beständigem Aufenthalte gelangten sie nach einer Weile vor die Stadt hinaus, und nun lag auf einmahl die weite Aussicht, der Strom, die Leopoldstadt, das Gebirge im Schein des Vollmondes, der sich eben über den Wogen der Donau in Osten erhob, vor Katharinens erstaunten Augen. Der Anblick überraschte sie. Diese heilige Ruhe der Nacht, dieser tief blaue Himmel, der majestätische Strom, der im Silberlicht flimmernd hinunter zog, dort gegenüber Häuser und Gärten, links die beyden heimischen Berge mit den Gebäuden auf ihren Spitzen, die im Mondenlicht zum letztenmahl friedlich glänzten, und nun unten am Fuß des Berges die lodernde Gluth mehr als Eines unglücklichen Dorfes, in dessen feurigen Schlund sie sich die erwürgten Säuglinge, die jammernden Mütter, die sterbenden Greise, denken konnte! Denn wer anders, als der barbarische Feind, der seine Verheerung schon bis an den Fuß des Kahlenberges ausdehnte, konnte diese Flammen erregt haben? So sah die Gegend in der Entfernung aus. Um sie, an der Brücke und auf derselben war Verwirrung, Geschrey, und betäubender Lärmen, noch ärger als in der Stadt; denn so wie der Zug der Wagen weiter gelangte, ka-

men von allen Seiten neue Flüchtlinge hinzu, und die Masse der Fußgänger, der Reitenden, glich einem Strom, der, während seines Laufes von vielen hineinfließenden Bächen geschwellt, endlich seine Ufer überschreitet.

Was fliehen hatte können, war geflohen. Die Abreise des Hofes, und die Nachricht, daß die Türken schon weit über Schönbrunn hinaus bis gegen das Gebirg streiften, hatten das Signal zur allgemeinen Flucht gegeben. Wie jeder es vermochte, hatte er sich auf den Weg gemacht, zu Pferde, zu Wagen, zu Fuße; Summen wurden bezahlt, um sich eines oft elenden Fuhrwerks zu versichern, die kostbarsten Geräthschaften mit unbrauchbarem Hausrath vermischt, wie Angst und Bestürzung sie den Erschrockenen in die Hand gaben, auf jene mehr geworfen als gepackt, und so die Flucht durch die beengten Straßen angetreten, wo das langsame Fortkommen den Mangel des tüchtigen Fuhrwerks minder bemerklich machte. Anders ging es nun im Freyen. Der Wunsch, in der schon vorgerückten Nacht sobald als möglich eine Herberge zu erreichen, die bey der Anhäufung der Flüchtlinge nur die Früherkommenden sich zu finden versprechen konnten, trieb Alle zu unüberlegter

Eile, und wie der Wagen der Frau von Volkersdorf erst aus der Leopoldstadt hinaus gegen die ersten Auen kam, sahen sie mit Schrecken umgeworfene Wagen, am Boden zerstreute Fahrnisse, und ächzende, schreyende Frauen, die sich in der Nacht und der ungewohnten Lage nicht zu helfen wußten. Das Schwanken und Rütteln ihrer eignen schwer bepackten Kutsche ließ Katharinen ein ähnliches Schicksal befürchten; und dennoch trieb die Mutter zu steter Eile an, und trachtete, nur Korneuburg noch sobald als möglich zu erreichen.

Während sie so unbequem und geängstet durch die Auen und über den zweyten Donauarm fuhren, und die Schönheit der stillen Sommernacht ihren befangenen Blicken keine Aufmerksamkeit abgewinnen, und keine Ruhe in die bangen Seelen strömen konnte, erschien auf einmahl auf den Spitzen der beyden letzten Berge, dem Kahlen- und Leopoldsberge, eine gräßliche Feuersbrunst. Tartaren-Schwärme, hatten in der Nacht die Höhe der Berge erreicht, und das Kamaldulenser-Kloster auf dem einen, die Kapelle des heiligen Leopold auf dem andern Berge in Brand gesteckt, und wie nun bey einer Krümmung des Weges die Auen sich öffneten und

ihnen einen freyen Ausblick gewährten, erschien das furchtbare Schauspiel in seiner ganzen Größe. [19])

Helle Flammen loderten zum dunkeln Himmel empor. Das Gepraſſel des Feuers, der dumpfe Laut einstürzender Mauern, das wilde Allahgeschrey der Barbaren trug der Nachtwind über den Strom zu den Ohren der erschrockenen Reisenden herüber. Manche glaubten beym Schein des Feuers fliehende Mönche in ihren schneeweißen Gewändern aus dem brennenden Kloster eilen zu sehen; andere glaubten die Tartaren an den Umrissen ihrer Gestalten zu erkennen, wie sie jene zurückwarfen in die Flammen, oder sie mit dem Mordstahl niederstießen. Jene Gräuel auf den Berggipfeln, die weithin in die Nacht leuchteten, und das verworrene Wehgeschrey der Zuschauenden auf der Brücke und in den Auen raubten den Fliehenden noch den letzten Rest der Besinnung. Jeder dachte nur an sich, nur wie er seine Person, und seine Habe bey diesem schrecklichen Anblick, der ein nahes ähnliches Loos für Jeden erwarten ließ, retten, und ohne Rücksicht auf seine Unglücksgefährten, ja wenn es nicht anders ging, auf ihre Kosten sichern wollte. Darum, so wie die Wagen über die letzte Brücke hinüber waren, fing

Jeder an, was nur die Thiere laufen mochten, in jeder Richtung sich durch die verworrene Menge hinzuarbeiten, um fortzukommen, und den möglichst größten Raum in der kürzesten Zeit zwischen sich und jene Schrecken zu setzen. Auch Frau von Volkersdorf war von dem allgemeinen Schwindel ergriffen. Nur fort, nur fort! rief sie dem armen Thomas zu, so oft ihr scheuer Blick links auf das brennende Kloster fiel; und Thomas mochte sagen was er wollte, daß die alten Thiere den schwerbepackten Wagen nicht so eilig fortziehen könnten, daß der Weg schlecht sey, und er umzuwerfen fürchten müsse — seine Gebietherinn hörte und sah nichts in diesem Augenblick, als den dringenden Wunsch, weiter zu kommen.

Noch einige hundert Schritte ging es leidlich; aber mitten in einer Au, wo der Weg zwischen den nahen Gebüschen keinen Raum für die vielen Fuhrwerke both, die sich einander um die Wette vorzudrängen strebten, fuhr Thomas, von dem Angstruf seiner Gebietherinn getrieben, an einen kleinen Karren, der, querüber stehen geblieben, den Durchgang hemmte, mit solcher Gewalt an, daß das morsche Gebäude der alten Staatskutsche, im Innersten erschüttert,

erst mächtig zu schwanken begann, dann sich auf die schwerbeladne Seite neigte, und während Mutter und Tochter und Zofe ein Angstgeschrey ausstießen, mit Gepäck, Schachteln, Koffern und Kistchen auf den Weg hinschlug, daß alles über und über und weit hin auf die Straße kollerte.

Da war nun der Jammer vollkommen. Doch glücklicher Weise hatte sich Niemand beschädigt, und nachdem Eins um das Andere sich unter Gepäcke und Wagentrümmern hervorgearbeitet hatte, fanden sich zu Katharinens großen Trost alle wohlbehalten, und außer einigen unbedeutenden Verletzungen völlig im Stande, die Reise fortzusetzen, wenn nur der Wagen nicht gebrochen gewesen wäre. So aber war keine Möglichkeit dieß zu bewerkstelligen, und trostlos stand Frau von Volkersdorf, bestürzt Katharine bey den am Boden liegenden Habseligkeiten, ohne zu wissen, was mit ihnen in später Nacht auf freyem Felde werden sollte, indeß die übrigen Flüchtlinge, welche sich durch den umgestürzten Wagen in ihrem Weiterkommen sehr aufgehalten sahen, die Verunglückten, statt ihnen zu helfen, mit Vorwürfen und Scheltworten betäubten, an dem Platz, wo der Unfall Statt

gehabt hatte, sich Menschen und Fuhrwerke anhäuften, und Katharine sich, so allen Blicken ausgesetzt, in der peinlichsten Lage befand.

Liebe Mutter! begann sie endlich, nachdem sie alles überlegt, und das, was ihr das Thunlichste schien, erwählt hatte: Wie wäre es, wenn wir nach Wien zurück kehrten?

„Nach Wien? Um Gotteswillen! Was fällt dir ein? Die Türken sind in der Stadt —“

Mit nichten, Mutter! erwiederte Katharine: Ihr habt vergessen, daß die Stadt befestigt ist, und der Feind nicht sogleich beym ersten Anlauf hinein kommen kann.

„Nun so kommt er morgen oder übermorgen.“

Auch das nicht; die Stadt kann sich eine Weile halten, das sagen alle Vernünftigen.

„Ich gehe nun einmahl nicht zurück; das ist vorbey.“

Aber was soll mit uns geschehen? Korneuburg sind wir nicht im Stande zu erreichen, und in Langenenzersdorf ist auf keine Unterkunft zu rechnen.

„Ach, das ist ja mein Elend, ich weiß keinen Rath!“

Hört mich an, Mutter! sagte Katharine, so ruhig sie es vermochte, und führte diese ein Paar

Schritte seitwärts von den Leuten: Hört, was ich mir ausgedacht habe! Lassen wir die Leute hier bey dem Gepäcke, das nun einmahl nicht fortzuschaffen ist. Balthasar kann im Wagen schlafen, der Kutscher und der andere Bediente müssen sich behelfen, wie sie können, es sind treue Leute, auf die wir uns verlassen können —

Und wir zwey? rief die Mutter zweifelnd —

Wir nehmen Sabinen mit, das Kistchen mit euerm Schmuck, das Geld, und die Nachtkleider, und gehn nach Wien zurück.

„Wer wird das Alles schleppen? Unmöglich!“

Ich Mutter, ich und Sabine; die Last wird nicht so schwer seyn, und der Weg ist doch nicht sogar weit. Morgen in der Früh kann dann der Wagen sachte in die Leopoldstadt gefahren, da ausgebessert, und von Neuem gepackt werden. Uns aber hohlt Balthasar ab, sobald alles fertig ist, wir steigen draussen ein, und verlieren so am wenigsten Zeit.

„Nein, nein! rief die Mutter: Ich gehe nicht in die Stadt.“

Aber was soll geschehn? Hier bleiben? Die Nacht auf freyem Felde zubringen?

„O Gott! jammerte die Mutter; Erbarme dich unser!“

Katharine seufzte tief, und empfahl sich gleichfalls dem Schutz des Himmels, denn sie wußte nichts mehr zu thun oder zu rathen. In dem Augenblicke hörten sie einen Wagen gegen sich herkommen. Es fiel ihnen sonderbar auf; denn es war das einzige Fuhrwerk, welches ihnen bis jetzt in dieser Richtung begegnet war, da der Strom der Flüchtigen ganz allein die Straße eingenommen hatte. Es war eine leichte offene Calesche, in der ein einzelner Reisender in seinen Mantel eingeschlagen, und eine Pohlnische Mütze auf dem Kopfe, saß. Auch dieser Wagen, so leicht er war, hatte Mühe gehabt, durch das ihm entgegen ziehende Gewirr durchzukommen; doch jetzt, wie er an den Platz kam, wo die umgestürzte Kutsche, die zerstreuten Koffer und Kisten lagen, war es nicht möglich weiter zu fahren. Er ließ anhalten, der Augenschein sagte ihm, was geschehen war, und daß er sich wie die Übrigen in einige Geduld fassen müsse. Es war ihm ungelegen, denn er hatte Eile; wie er aber drey Frauenzimmer in anständiger Kleidung erblickte, welche da mitten in der Nacht auf freyem Felde bey ihrem herumgeworfenen Gepäcke standen, fand er es sei-

ne Pflicht, auszusteigen, und zu sehen, ob er Jenen nicht etwa Hülfe leisten könne.

Katharine sah den Unbekannten auf sich zu kommen, und erschrack innerlich; denn sie fürchtete auch hier Klagen oder Vorwürfe wegen des Aufenthalts zu hören. Er hatte seinen Mantel im Wagen gelassen, auf welchem sein Speer mit der Fahne daran ruhte, und kam näher, eine jugendliche schlanke Gestalt, in pohlnischer Uniform. Jetzt war er ganz nahe, der Mond strahlte hell auf sein Gesicht, und: Katharine! Sandor! flog von den Lippen der Überraschten. Er war es, der lang und heiß Ersehnte, der geliebte Sandor!

Freude und Erstaunen hemmten in den ersten Minuten die weitere Sprache der Liebenden. Katharine hatte ihre Arme geöffnet, um ihn zu umfassen, sie ließ sie sinken, wie sie sich besann, wo sie war; sie reichte ihm die Hand, sie sah ihm sprachlos ins Auge, und der Mond spiegelte sich in den Thränen der freudigsten Rührung, die ihr unbewußt über die Wangen rollten. Auch Sandor vermochte nichts, als ihre Hand an seinen Mund, an sein Herz zu drücken; aber in seinen Augen las die Glückliche die Versicherung seiner unwandelbaren Liebe und Treue.

Die Mutter fand am erſten Worte: Ach Gott! Sandor! Zu welchem Unglück biſt du gekommen, und wo kommſt du denn her?

Von Stockerau und Sr. kaiſerlichen Majeſtät zunächſt. — Doch davon nachher. Mutter! — Tante! verbeſſerte er, indem er mit der andern Hand, ohne Katharinen loszulaſſen, die der Frau von Volkersdorf ergriff und küßte: Gott ſegne Euch! Aber wie kommt ihr, liebe Tante, hieher?

Ach, kennſt du denn unſer Unglück nicht? Die Türken ſind in Wien —

In Wien? Die Türken? rief Sandor, heftig erſchrocken: Das wird Gott nicht wollen!

Nein, nein! ſagte Katharine: Sie ſind nicht in Wien, und ſie werden auch ſobald nicht hineinkommen.

Gewiß nicht! rief Sandor feurig: Die erſte Stadt, die Vormauer der Chriſtenheit wird nicht in heidniſche Hände gerathen, ſo lange ein treuer Ungar oder Pohle den Säbel halten kann.

Sandor! rief Katharine erſtaunt: Du ſprichſt ja ganz ſoldatiſch.

Ich bin Soldat! rief er fröhlich: Ich bin Rittmeiſter unter den Uhlanen bey König Johanns Leibregiment.

Du dienst dem Pohlenkönig? rief Frau von Volkersdorf entrüstet: Du bist deinem Kaiser untreu geworden?

Was fällt euch ein? Tante! Wir dienen alle Einem Gott und einer Sache, der gerechten und guten nähmlich. Aber sagt mir nur um's Himmelswillen, wie kommt ihr hierher, zu Fuße, mitten in der Nacht, und in der Aue?

Ach liebes Kind! rief Frau von Volkersdorf: Das ist ja eben unser unerhörtes Unglück! Und nun fing sie sehr breit und sehr verworren an, die Geschichte des heutigen Tages mit allen seinen Schrecken und Begegnissen zu erzählen. Doch wenn Katharine nicht berichtigend dazwischen getreten wäre, Szalatinsky würde eine sehr uneigentliche Vorstellung der Dinge erhalten, und die Wahrheit kaum aus allen dem Gewirre von halbverstandnen, oder falsch aufgefaßten Berichten haben erkennen können. Endlich war er so weit unterrichtet, daß er begriff, wie sie hierher gekommen, und nun war auch seine erste Frage: Ja, liebe Tante, was denkt ihr zu thun?

Ich weiß mir keinen Rath, rief sie: Ich bin eine unglückliche Person!

Wißt ihr was, Tante? Ich habe meinen

Wagen hier, freylich nur eine Courierchaise, und für Damen nicht eingerichtet; aber ihr kennt das alte Sprichwort: lieber schlecht gefahren als stolz gegangen. Setzt euch mit Katharinen in mein Wägelchen, laßt eure Leute bey dem gebrochnen Wagen und Gepäck, und fahrt mit mir in die Stadt zurück!

Nimmermehr! schrie Frau von Volkersdorf: Ich sage dir ja, die Türken sind darin —

Ach beyleibe nicht, Tante! Sie sind nicht darin, und daß sie nicht hineinkommen, dafür wird gesorgt werden. Die Armee des Kaisers steht wohl behalten zum Theil auf diesem, zum Theil auf dem andern Land. König Sobiesky ist mit seiner Macht in vollem Anzug, die Churfürsten von Bayern und Sachsen kommen mit beträchtlichen Contingenten; es ist nicht zu denken, daß nicht ganz Deutschland, ja ganz Europa alles aufbiethen werde, um die größte Schmach, die es für die Christenheit geben könnte, abzuwenden, und Wien gegen die Türken zu vertheidigen und zu halten. Kehrt also in Gottes Nahmen um, Tante! Ihr habt innerhalb der Mauern Wiens viel weniger zu fürchten, als hier, wo ihr schutz- und freundlos her-

umirren, und mitten unter die Bewegungen der Armeen gerathen würdet.

Frau von Volkersdorf hatte ihren Neffen zuerst sehr ungläubig angesehn; als er aber mit dieser Zuversicht sprach, als er ihr die Streitkräfte herrechnete, die sich für die Befreyung Wiens in Bewegung setzten, konnte sie zwar nicht recht beurtheilen oder begreifen, wie es eigentlich damit zugehen könnte, aber der ruhige Muth des Jünglings theilte sich ihr sympathetisch mit. Ja, wenn es so ist, sagte sie zuletzt, und wenn du meinst, wir könnten vor den Türken in Wien sicher seyn, so glaube ich selbst, daß wir umkehren sollten.

So sicher, wie im Himmel! sagte Sandor, der indeß nicht eben gar zu genau auf die Reden seiner Tante Achtung gegeben, sondern in Katharinens feuchten, vom Mond beglänzten Augen, in dem innigen Ausdruck ihrer Züge, ein Glück gelesen hatte, an das er nach so langer Trennung, und bey so geringem Anschein von Hoffnung kaum mehr zu glauben gewagt hatte. Sie hatte nur wenig gesprochen, mit ihren beyden Händen hielt sie die seinige umfaßt, sah ihm unverrückt in die treuen Augen, und schöpfte nach so langer Angst und Kummer neuen Muth,

und innige Freude daraus. Sie hatte ihn wieder, und er liebte sie! Mehr verlangte sie in diesem genügenden Augenblicke nicht zu wissen. Frau von Volkersdorf war zu sehr mit ihrer eignen Lage beschäftigt, und hatte zu wenig Vorstellung von dem, wie es zwischen den beyden jungen Leuten stand, um hier etwas zu bemerken; vielmehr eilte sie, ihren Bedienten die nöthigen Befehle zu geben, mit Katharinens Hülfe das Nothwendigste und Beste von ihren Sachen auszuwählen, und sich dann mit ihr und Sandor in seinen Wagen zu setzen. Hier saßen sie eng beysammen, Katharine in der Mitte, so daß Sandor das geliebte Mädchen athmen hören konnte, ihr Arm an den seinen streifte, und diese Nähe, diese vertrauliche Berührung seinen Freudenrausch vollkommen machte. Leise wagte er es, ihren Arm mit dem seinen zu umschlingen, seine Finger in die ihren zu falten, und, da die Gegenwart der Mutter jedes heimliche Sprechen verboth, ihr durch Blicke und Händedruck das Gefühl seines Herzens zu erkennen zu geben.

Mein Gott! rief er, als sie so einige Minuten gefahren waren: Wer mir das heute Mor-

gen gesagt hätte, daß ich diesen Abend noch so glücklich werden sollte!

Wo warst du denn heut Morgen?

Auf der Heerstraße, liebe Tante; auf dem Wege aus Schlesien zu unserm Kaiser.

Nun sieh! Jetzt sagst du wieder unser Kaiser. Du bist ja sein Unterthan nicht mehr, du dienst einem fremden Potentaten.

Wie oft soll ich euch denn sagen, daß das jetzt einerley ist! König Johann rückt mit seiner Hülfsarmee heran, ich diene in derselben, so diene ich ja unserm Monarchen.

Aber warum nicht unter einem kaiserlichen Regimente? fragte Katharine.

Du erinnerst dich wohl nicht, daß mein Vater auch Güter in Pohlen hat von seiner Mutter, die die Tochter des vorigen Kronmarschalls war. Auf diese Art bin ich auch ein Pohlnischer Unterthan. Mehr aber als dieses Land zieht mich mein Herz, meine innigste Verehrung an den großen Sobiesky. Das ist ein Mann, Katharine, Mensch und König zugleich im vollen Sinn des Wortes!

Nun, daß er kein Unmensch ist, will ich glauben, antwortete die Tante: In Chotym soll er aber grausam genug gehandelt haben, wie ich

mir von meinem seligen Mann habe sagen lassen.

Das ist vielleicht der einzige dunkle Flecken auf diesem klaren Heldenbilde. Und auch hier läßt sich noch Vieles entschuldigen. Die Türken hatten unmenschlich an Sobiesky's Familie gehandelt. Es waren die Manen seines Vaters, seiner Nächsten, Liebsten, denen er dieß blutige Rachopfer brachte; daher auch sein unauslöschlicher Haß gegen die Türken.

Dem wir jetzt seine Hülfe verdanken! sagte Katharine: Ach, so weiß die gütige Vorsehung aus jedem Übel, das sie zuläßt, wieder ein Gutes zu bereiten. Und wenn ich Kleines mit so Großem vergleichen darf — wäre unser jetziges Unglück nicht eingetreten, wir hätten uns nicht gesehn, Sandor; wir wären in Korneuburg, du in Wien. O mein Gott! Wie segne ich den zerbrochenen Wagen! rief sie in der Freude ihres Herzens.

Einfältiges Ding! strafte die Mutter: Das für ein Glück zu rechnen, was uns zwingt, unsere Flucht zu unterbrechen! Es ist freylich gut, daß der Vetter gerade im rechten Augenblick vorbey fuhr; aber wären wir jetzt in Korneuburg, so wäre es doch viel besser.

Wünscht das nicht, gute Tante! Es sieht schrecklich in Korneuburg aus. An ein Unterkommen in irgend einem Gasthof ist gar nicht zu denken. Der Hof selbst konnte nicht dort bleiben. In der Verwirrung wurden die Bagagewägen von der Suite getrennt; man bekam nicht einmahl Eyer, um der Kaiserinn ein Gericht zu bereiten. Sie mußten bis Stockerau. [20])

Ist denn Korneuburg nicht eine Stadt? rief die Tante.

Ja wohl, erwiederte Sandor: aber eine sehr kleine. Ich versichere euch, Tante, es wäre schlechterdings unmöglich für euch gewesen, dort auch nur ein Stübchen für euch und Katharinen, oder einen Bissen zu essen zu finden. Die Verwirrung ist grenzenlos, Fuhrwerk aller Art füllt den Platz, die Gassen, und steht selbst noch vor den Thoren.

Bis morgen hat sich doch dieß Alles verloren, und wir können ungehindert durch —

Und wohin, liebste Tante?

Was weiß ich, wohin? Irgend wohin, wo die Türken uns nicht nachkommen.

Tante! Wenn das Unglück, das ihr fürchtet, eintreffen, und Wien in ihre Macht kommen sollte, wohin wolltet ihr denn euch retten?

wohin, von ihnen vielleicht gejagt, fliehen? Ihr konntet an den heutigen Erfahrungen genug haben, sollte ich meinen, was es um so eine Flucht ist.

Es wird doch ein Plätzchen in der Christenheit geben, wo man vor ihnen sicher seyn kann.

O gewiß, versetzte Sandor, mehr als Eins. Wo es aber liegen, ob ihr es mit eurer Baarschaft erreichen, und wie, und von was ihr dann dort leben würdet, habt ihr hierüber einige Sicherheit?

Das nicht, erwiederte die Matrone etwas kleinlaut.

Oder habt ihr, fuhr er fort, Anstalten deßwegen auf Schloß Clamm getroffen? Schickt der Verwalter euch die Gelder nach?

Es fand sich nach mehreren solchen Fragen, daß die gute Matrone an alles dieß nicht gedacht, und gar keine Vorkehrungen zu diesem Zwecke gemacht hatte. Szalatinsky rieth ihr deßwegen sehr ernstlich, in Wien zu bleiben, und suchte seine innigste Überzeugung, daß die übrigen christlichen Mächte, diese Vormauer ihrer Religion, nicht in die Hände der Ungläubigen würden gerathen lassen, mit allen Gründen, welche er dafür wußte, in sie übergehen zu machen. Die Hauptstütze aber seiner freudi-

gen Zuversicht war sein König Johann, dessen kräftigen Sinn, persönliche Tapferkeit, und muthigen Heldengeist er nicht genug loben konnte, und von dessen Mitwirkung er sich das Beste versprach.

Unter diesen und andern ähnlichen Gesprächen waren sie bis nahe vor Wien, und den rothen Thurm gekommen. Aber hier sich durch die noch stets über die Schlagbrücke strömende Menge von Menschen und Fuhrwerk einen Weg zu bahnen, wäre unmöglich gewesen, wenn nicht das Courier-Zeichen und die Pohlnische Uniform Szalatinsky bey der Stadtmilitz, welche damahls die Dienste der öffentlichen Polizey versah, und von der man einige an der Brücke angestellt hatte, um der allzugroßen Verwirrung zu steuern, Ansehen verschafft, und diese bewogen hätten, dem Wagen des Pohlnischen Couriers mitten durch das Gedränge und Getümmel Bahn zu machen. Alles wurde aufmerksam, alles betrachtete den einzigen Wagen, der, während, was sich bewegen konnte, das Freye und Rettung in der Flucht suchte, in die bedrohete Stadt hinein fuhr. Noch mehr aber befremdete die Meisten der Anblick zweyer Damen in anständigen aber deutschen Reisekleidern, welche

den Courier begleiteten, und die man sogleich für seine Mutter und Schwester, oder Gemahlinn erklärte. Katharine saß auf Nadeln, der Vollmond schien hell, die Blicke der vielen Menschen, an welche ihr Weg sie in höchster Langsamkeit vorüber führte, und welche daher recht wohl Zeit hatten, das schöne Mädchen neben dem jungen Offizier zu betrachten, waren auf sie gerichtet, und hier und da trug der Nachtwind irgend eine spöttelnde oder neugierige Bemerkung der Vorübergehenden zu den Ohren derselben, jagte ihr eine Schamröthe um die andere ab, und ließ den glücklichen Sandor, der Katharinen nun durchaus nicht anders wie als seine Braut betrachten konnte, sich an der holden Verwirrung des Mädchens weiden, und manchmahl durch seine Blicke jene flüchtigen Bemerkungen begleiten. Aber nun der Strom hinter ihnen lag, und er unter dem Thor und in den engen Straßen der Stadt noch mehr Aufenthalt und noch mehr Verlegenheit für seine Begleiterinnen fürchten mußte, hieß er den Kutscher links hinüber fahren, um auf einem anderen Wege durch stillere Strassen die Stadt und endlich das Haus der Oberstinn von Preysing zu erreichen. Katharine war sehr froh über

diesen Befehl, und dankbar lohnte ihr Blick dem Vetter für seine Sorgfalt. Ihre Munterkeit erwachte nun ganz, wie sie durch die stillern Straßen fuhr. Jetzt erst fing sie an, an ihre Befreyung von mancher Qual, und an das Glück, den Geliebten gefunden zu haben, zu glauben; langsam nur hatte ihr Herz sich der langentwöhnten Freude aufschließen können, inniger umfaßte es sie nun mit kindlichem Dank gegen Gott, der es wunderbar also gefügt, und auch sie wagte es nun, was ihr Sandor schon ein Paarmahl zugeflüstert hatte, wenn irgend ein Vorfall um den Wagen herum die ganze Aufmerksamkeit ihrer Mutter in Anspruch genommen hatte, an die Gewißheit ihrer Rettung vor dem Kloster, und eine bessere Zukunft zu glauben. Wie glücklich waren die beyden jungen Leute! Wie besprachen sich ihre Augen, da ihren Lippen nur dann und wann ein verstohlenes Wort erlaubt war! Und wie öffnete Katharinens Herz sich so gern, und doch so zitternd dem eindringenden Schimmer der Hoffnung der beglückten Liebe, wie die geschlossene, halb verwelkte Blume sich dem ersten Morgenstrahl und dem milden Thautropfen öffnet, der nach langer Dürre belebend auf ihre Blätter sinkt!

So kamen sie endlich spät in der Nacht vor dem Hause der Oberstinn an, in welchem man zuerst mit Bestürzung, dann mit Freude die Rückgekehrten nach einer Abwesenheit von einigen Stunden wieder aufnahm. Katharine sorgte dafür, daß das Geräusch ihrer Ankunft die würdige Matrone nicht wecke. Still schlichen sie durch den Gang zu ihren Zimmern hinüber; hier nahm Sandor warmen Abschied von dem geliebten Mühmchen und versprach, morgen, sobald es seine Geschäfte beym Commandirenden erlauben würden, die Tante zu besuchen. Er eilte fort, und auf Katharinens Augen sank zwar spät — denn die Bilder der vergangenen Stunden hielten sie lange in süßen Erinnerungen wach — aber sanft und ruhig ein Schlummer, der ihre Sinnen noch fesselte, als schon die Sommersonne hoch am Himmel stand.

Ihr helles Licht und das Geräusch des Lebens, das ringsum in der vielbewegten Stadt erwacht war, rief sie aus einer schönen Welt beglückter Träume, in denen Sandors Bild in holden Beziehungen sie umschwebte, und allerley beglückende Scenen theils aus den vergangenen Tagen, theils voll freudiger Zukunft um ihre Seele gespielt hatten, in eine sorgen- und

peinvolle Wirklichkeit zurück. Alle die bangen Anstalten, die einer nahe zu erwartenden Belagerung vorangehn, alle die gewaltsamen Eingriffe in die altgewohnte Ordnung der Dinge, ja selbst in das Eigenthumsrecht der Einzelnen, welche der Drang der Umstände unausweichlich machte, stellten sich ihr beym ersten Blicke auf die Straße dar. Sie war in Arkadien gewesen, und erwachte in der hart bedrängten Stadt. Hier wurde das Pflaster aufgerissen, dort auf dem etwas freyen Platze vor der Klosterkirche wurden Wasserkufen hingestellt, und Ochsenhäute daneben gelegt, um die Bomben, die allenfalls dahin fallen konnten, zu dämpfen und auszulöschen. Bewaffnete Studenten zogen die Straße herauf mit klingendem Spiel. Ein Mann von der Stadtquardia pochte ans Hausthor, und brachte den Befehl, daß dieses Haus so wie alle übrigen sich mit genugsamen Wasservorräthen im Fall einer Feuersgefahr versehen sollte. Gegenüber erschienen auf einem Dache die Zimmerleute mit Äxten und anderem Geräth, um auf Befehl des Stadtkommandanten die Schindel, womit es gedeckt war, abzubrechen; überall war Gewalt, wirkliche Zerstörung oder Furcht vor künftiger. Katharinen sank der kaum ge-

wonnene Muth, und der Gedanke, daß Sandor ja nur auf kurze Zeit ihr gegönnt sey, daß er fort und in die gewaffneten Reihen eintreten müsse, welche eben denselben Feind zu bekämpfen bestimmt waren, dessen fürchterlicher Annäherung alle diese Anstalten galten, machte ihre Thränen unaufhaltsam fließen.

In diesem Augenblicke hörte sie die Thüre ihres Zimmers gewaltsam aufreissen, und todtenbleich mit verstörten Zügen stürzte ihre Mutter herein, und vermochte kaum in ihrer Angst die Worte: Sie kommen — Sie kommen! vernehmlich hervorzustossen. Wer kommt? Um Gottes willen, wer kommt? rief Katharine höchst erschrocken über den Anblick ihrer Mutter, die am ganzen Körper zitternd auf einen Stuhl sank.

Die Türken! Sie sind schon da, sie ziehen ein!

In die Stadt? rief Katharine: Unmöglich! Man würde ja die Stadtthore gesperrt haben.

Die haben sie eingeschossen.

Ach Gott, Mutter! Das hätte man ja hören müssen.

Ich weiß nicht, wie du streiten kannst. Sie ziehen schon in die Stadt; hörst du nicht die Musik?

Katharine horchte auf. Es schien ihr wirk-

lich, als höre sie sehr von ferne militärische Musik.

Mutter! rief sie plötzlich: Das ist ein Kavallerie-Marsch, das ist kaiserliches Militär!

Was fällt dir ein! Unsere Armee ist todt, ist hin. Es sind die Türken, und wir sind verloren!

Bey diesen Worten rang Frau von Volkersdorf aufs Neue jammernd die Hände, und fuhr erschrocken zusammen, als käme schon ein Tartar ins Zimmer, wie die Thüre aufging und Szalatinsky, mit vor Freude strahlendem Gesicht eintretend, rief: Tante! Katharine! O kommt, kommt geschwind! Die ganze kaiserliche Kavallerie rückt ein, der Herzog von Lothringen führt sie, sie ziehen durch die Stadt.

Er hatte diese Worte noch nicht geendigt, als Frau von Dünewald hereintrat, und: Gute Bothschaft, gute Bothschaft! rief, und des fremden Offiziers Nachricht bestätigte; und ein feines Lächeln spielte um ihre Lippen, indessen ein kaum bemerklicher Blick auf Katharinen fiel, als ihr Frau von Volkersdorf denselben als ihren Neffen, Szalatinsky, jetzt Rittmeister in königlich Pohlnischen Diensten, vorstellte.

Habe ich es nicht gesagt? rief Katharine;

Ich kannte ja den Kavallerie-Marsch. O Mutter, freut euch doch! Es sind nicht die Türken.

Die Türken? rief Frau von Dünewald lachend: Wer glaubte denn, daß es die Türken wären?

Ach Gott! Die alte Christine kam so eben vom Markte nach Hause, sagte Frau von Volkersdorf, die sich noch immer nicht von ihrem Schrecken erhohlt hatte, und erzählte, daß gegen die Wollzeile ein solcher Zusammenlauf von Menschen sey, daß Reiterey in die Stadt zöge, und alle Straßen voll gedrängt mit Leuten seyen.

Und darum mußten es die Türken seyn? fragte Frau von Dünewald mit halbunterdrücktem Lächeln.

Ja, was gibts für Reiterey hier herum, als die Türkischen Spahis? Unser Kaiser hat ja keine Armee mehr.

Wer sagt euch das, Tante? erwiederte Szalatinsky: Die kaiserliche Infanterie, ich versicherte es euch schon gestern, steht wohlgerüstet auf dem jenseitigen Lande. Ich habe selbst einen Theil derselben gesehn —

Und die Kavallerie führt der Herzog so eben durch die Stadt, um den Verzagten Trost ein-

zuflößen, setzte die Generalinn hinzu, und daran thut er sehr wohl.

Ja aber, wie war es denn mit der Schlacht von Petronell? fragte Frau von Volkersdorf aufs Neue: Da wurde ja die ganze Armee aufgerieben?

Ey nicht doch! sagte die Generalinn: Es war ein falsches oder wenigstens sehr vergrößertes Gerücht, das noch gestern Abends widerrufen wurde, ehe der Hof abreiste. Nur eine kleine Abtheilung kam ins Gefecht, die ganze übrige Armee ist wohlbehalten und stark genug, um uns die besten Hoffnungen einzuflößen.

Nun so werden sie die Türken gleich wegschlagen, und es kommt zu keiner Belagerung? rief die Matrone freudig.

Das wohl nicht, Tante! sagte Szalatinsky: Dazu sind sie nicht stark genug. Ein Weniges vom Bombardement und Angst müßt Ihr schon hier ausstehn; aber zuverläßig kommen wir bald die Stadt zu befreyen.

Ach geht mir! rief die Mutter unwillig: Ich verstehe all das Zeug nicht, und weiß nur so viel: hätte ich mir vorstellen können, daß es in Wien so zugehn sollte, wie ich jetzt sehe — kein Mensch hätte mich von Schloß Clamm hierher gebracht.

Mit dieſen Worten verließ ſie das Zimmer, und Katharine dachte im Stillen, wie gut es geweſen wäre, wenn ſie wirklich nicht gekommen wäre!

Aber nun geht die Tante fort, ſagte Szalatinsky, und ich bin gekommen, ſie und dich, Katharine, abzuhohlen, um die Truppen einziehn zu ſehn, und euch an der allgemeinen Freude zu weiden.

O ſchön, ſchön! rief Katharine: Ich will gleich die Mutter rufen. Sie eilte hinaus; aber ſey es nun, daß die Türkiſchen Spahis einen zu tiefen Eindruck auf die Einbildungskraft der leicht geängſteten Frau gemacht, den ſie nicht ſobald los werden konnte, ſey es, daß ſie das Gedränge und den Lärmen auf der Straße fürchtete, der von einem ſolchen Auftritt unzertrennlich iſt, ſie war nicht zu bewegen, Katharinen zu begleiten. Dieſe kehrte ganz traurig ins Zimmer zurück, wo indeſſen Frau von Dünewald ſich mit ihrem Vetter recht angenehm unterhalten, und mit Vergnügen den klaren Verſtand des jungen Mannes, ſo wie ſeine Äußerungen feiner und edler Empfindungen erkannt hatte, welche die lebhafte Theilnahme, mit der ſie den neuen Bekannten, ſeit ſie ſeinen Nahmen gehört, betrachtet hatte, rechtfertigte und erhöhte. Als nun

Katharine die abschlägige Antwort der Mutter mit trübem Gesichte meldete, sagte die Generalinn: Beunruhigt euch nicht, liebe Katharine! Ich war ohnedieß willens, zu einer Freundinn zu gehn, die in der Wollzeile wohnt, um den Einmarsch anzusehn; wenn nun Eure Frau Mutter erlaubt, daß ihr mit mir gehet, und der Herr Rittmeister uns begleiten will, so können wir ungehindert hinkommen. Eine Uniform ist, zumahl in solchen Gelegenheiten, ein Freybrief, dem sich alle verschlossenen Wege öffnen.

Ach, gnädige Frau! Ihr seyd wohl recht gütig, rief Katharine, und zog die Hand der Generalinn an die Lippen. Ich eile gleich, und frage die Mutter. Mit diesen Worten hüpfte sie fort, ganz erfreut, daß sie die Truppen sehen, und mit dem lieben Vetter gehen sollte, in Begleitung einer Frau, der ihre geheimen Gefühle ohnedieß bekannt waren, und von deren Gegenwart sie viel weniger Zwang, als von der ihrer Mutter zu fürchten hatte.

Nach einigen Bedenklichkeiten und Erörterungen gab endlich Frau von Volkersdorf ihre Einwilligung zu dem, wie sie meinte, immer ein bißchen gewagten Vornehmen, und nun machte sich die kleine Gesellschaft auf den Weg.

Frau von Dünewald ging einige Schritte voraus, und gab dadurch den jungen Leuten die Freyheit, sich ungestört mit einander zu unterreden. Was hatten sie sich nicht zu sagen, die sich so selten sahen, und wußten, daß auch ihr jetziges Beysammenseyn nur kurze Zeit währen konnte! Aber so nahe, wie es nun Sandor seinem bestürzten Mädchen verkündigte, hatte diese den Abschied doch nicht geglaubt. Er erzählte ihr nähmlich, wie sie weiter gingen, daß er noch in der Nacht seine Depeschen an den Commandirenden übergeben habe, und daß ihn Graf Starhemberg auf diesen Morgen um sieben Uhr bestellt habe, um seine Ordre abzuhohlen. Hier habe er ihm nun gesagt, daß er ihn gern auf der Stelle wieder abgefertigt und dem Kaiser nach gegen Linz geschickt haben würde, daß aber der Einmarsch der Truppen manche Berichtigung und Meldung abzuwarten nöthig mache, und daß er sich gefaßt halten sollte, morgen mit dem frühesten abzureisen.

Morgen schon? rief Katharine erschrocken.

Erst Morgen! erwiederte Szalatinsky: Ach Katharine! Laß uns Gott danken, der uns diesen ganzen Tag schenkt! Was meinst du denn, wie es im Kriegsdienste zugehet? Es ist ja sel-

ten, daß ein Courier sechs und dreyßig Stunden bleiben kann.

Das verstehe ich nicht, erwiederte Katharine: Aber ich finde es unendlich kurz, und so traurig. Ihre Thränen brachen unwillkührlich hervor.

Beruhige dich, liebes Mädchen, und laß uns die wenigen Stunden, die Gott uns wunderbar schenkte, dankbar und froh genießen! Ach was wäre es denn gewesen, wenn wir uns verfehlt hätten!

Du hast recht, Sandor, antwortete Katharine: Auch diese wenigen Stunden sind ein kostbares Geschenk. Aber kannst du mirs verdenken, wenn ich schmerzlich fühle, wie verlassen ich seyn werde, wenn du wieder fort bist! Du glaubst nicht, wie traurig mein Leben ist, wie sehr ich deiner bedarf. Und nun Morgen schon!

Sandor suchte alle Trostgründe hervor, deren sein selbst wehmüthig bewegtes Herz mächtig werden konnte, um das betrübte Mädchen zu beruhigen und ihre Thränen zu stillen. Das süße Geschwätz der Liebe verfehlte zuletzt seines Zweckes nicht, Katharinens Thränen hörten auf zu fließen, sie erhob das gesunkne Köpfchen und vermochte es, dem geliebten Vetter mit nassen Augen zuzulächeln, als sie eben durch das Thor von der Seite

der Singerstraße auf den Stephansfreydhof traten, um hierdurch den nähern Weg nach der Wollzeile zu nehmen. Sie gingen an der Kirche hin, deren ehrwürdiger und erhabner Bau nie seines Eindrucks auf den Betrachtenden verfehlt. Katharinens Blicke verweilten gern an diesen Mauern, an diesen alten Bildern und Grabsteinen, deren Inschriften zu lesen oft eine angenehme Beschäftigung für sie war, wenn sie, von der Magd begleitet, in oder aus der Kirche trat. Auch heute blieb sie einen Augenblick stehn, lebhafter als sonst von dem Bilde ergriffen, das in halb erhobener Arbeit den Abschied des Heilandes von seiner Mutter vorstellte, das Werk eines Künstlers aus dem sechzehnten Jahrhunderte, von sieben kleinern runden Bildern, welche Scenen aus dem Leben des Erlösers enthielten, umgeben, voll tiefer Empfindung und frommer Andacht. Auch hier war ein Scheiden vorgestellt, und o welches schmerzliche, wo die heilige Mutter den göttlichen Sohn zum Tode gehen sah! Katharinens Thränen, welche Sandors Liebeflüstern eine Weile gestillt hatten, fingen von Neuem an zu fließen; sie wies mit der Hand auf das Bild und sagte: Sieh die heili-

ge Jungfrau an! Wie wahr, und wie rührend ist dieser Schmerz ausgedrückt! Die Generalinn blieb ebenfalls stehn, und alle drey betrachteten das Bild, und machten sich ihre eigenen Gedanken; denn auch der Generalinn Gemahl stand im Felde, und es war noch nicht lange, seit sie ihn tief bekümmert aus ihren Armen gelassen hatte. In diesem Augenblicke hörte sie ihren Nahmen grüßend nennen, sie wandte sich um, und vor ihnen stand ein junger Mann in sehr zierlicher Uniform, dessen schlanker Wuchs durch die tief gebundne Scherpe recht bemerklich gemacht war. Ein Wald von dunkeln Locken wallte zu beyden Seiten, künstlich geordnet, unter dem dreygestulpten Federhuthe herab auf die Schultern, und das reichgestickte Wehrgehänge, das, von der rechten Schulter zur linken Hüfte laufend, das Seitengewehr trug, gab ihn als diensthuenden Offizier kund. Auch war es der Adjutant des Commandirenden, ein Herr von Scalvinoni, vom Kaisersteinischen Regiment, dem einzigen, welches damahls in Wien lag. Als dieser wurde er durch die Generalinn dem Fräulein von Volkersdorf und dem Uhlanen-Rittmeister präsentirt, und ihm diese hinwieder genannt.

Katharinen war diese Begegnung unange-

nehm. In ihrer trüben Stimmung that ihr jede fremde Berührung weh, vorzüglich da der Offizier sie um ihrer rothgeweinten Augen willen aufmerksam zu betrachten schien, und, nach einem selbst gefälligen Lächeln zu urtheilen, das sich um seine Lippen bildete, sich vielleicht Bemerkungen über sie und ihren Begleiter zu machen erlaubte. Auch Szalatinsky hatte des Adjutanten höflichen Gruß ziemlich kalt beantwortet, und schien auf dem Sprung, seinen Weg mit den Damen fortzusetzen. Aber so leicht sollten diese dem galanten Herrn nicht entkommen; er wußte die Generalinn so manches zu fragen, Katharinen so geschickt selbst wider ihren Willen ins Gespräch zu ziehen, daß sich Szalatinsky gezwungen sah, auszuharren, aber vor Ungeduld von einem Fuß auf den andern trat. Die Generalinn brach endlich das Gespräch ab, indem sie erinnerte, daß es ihr Vorsatz sey, die einziehenden Truppen zu sehen, und sogleich both sich Herr von Scalvinoni an, die Damen an einen Ort zu führen, wo sie alles aufs Beste und ohne die geringste Unbequemlichkeit sehen könnten, da er, als Adjutant des Commandirenden, sich durch jede Truppe oder Militär-Hecke Platz machen konnte. Die Generalinn

dankte für dieß Anerbiethen, mit dem Bedeuten, daß sie bey einer Bekannten am Fenster aufs allerbequemste seyn würde. Aber Scalvinoni wollte seine neue Bekanntschaft nicht sobald aufgeben, er erbath es sich, wenigstens die Damen bis dahin durch das Gedränge geleiten zu dürfen, wo seine Scherpe ihnen Respect verschaffen konnte, und so mußten es sich Katharine und ihr Vetter gefallen lassen, daß er neben ihnen herging, und Katharinen aufs artigste unterhielt. Katharine war anfänglich sehr wortarm; aber Scalvinoni gehörte zu jenen gutmüthigen lebensfrohen Menschen, denen man, wenn sie uns gleich manchmahl überlästig werden, um der Freundlichkeit und Unbefangenheit willen, mit der sie selbst ihre Schwächen kund geben, nicht ganz gram werden kann. Dazu kam noch die verbindliche Aufmerksamkeit, die er beyden Damen, aber vor allen Katharinen, mit echt ritterlicher Sitte erwies. Sie mußte ihm anfänglich aus Höflichkeit antworten, und that es zuletzt von selbst, so daß sie ziemlich unbefangen an dem Gespräche Theil nahm, das der Fremde zwischen der Generalinn, sich selbst und ihr zu unterhalten verstand. Aber je lebhafter der Fremde wurde, je stiller wurde

Sandor an ihrer Seite, und als am Hause der Freundinn, wohin sie zielten, Scalvinoni, nachdem er den Damen durch das Gedränge und die Wachen Raum gemacht hatte, sich beurlaubte, sagte auch Sandor der Generalinn und Katharinen Lebewohl. Diese erschrack, sie erblaßte sichtlich, und fragte bekümmert, ob er sie denn an dem einzigen Tage, den sie zusammen zubringen konnten, verlassen wollte? Scalvinoni horchte hoch auf. Das vertrauliche Du, das er erst jetzt bemerkte, weil sich zufällig auf dem kurzen Weg hierher keine Gelegenheit zu einer Anrede gegeben hatte; der Blick, mit welchem Katharine ihrem Begleiter in die Augen sah, selbst die merkliche Verstimmung des Pohlnischen Offiziers, das alles, mit den Thränen zusammengehalten, welche bey seinem ersten Begegnen an der Kirche in des Mädchens Augen gestanden hatten, ließ ihn ungefähr die Wahrheit errathen. Sie war ihm unangenehm; aber viel zu sehr von der Liebenswürdigkeit und den seltenen Eigenschaften seiner eigenen Person überzeugt, und durch manches Abentheuer verwöhnt, schüttelte sein leichter Sinn die eifersüchtige Aufwallung schnell von sich, maß den Nebenbuhler vom Scheitel bis zur Zehe mit den

Augen, und da ein Fenster eines Kaufmanns-gewölbes, bey dem sie gerade standen, ihm in dem Augenblicke als Spiegel diente, verglich er seine und seines Gegners Figuren, und nahm mit triumphirender Miene Abschied.

Sandor aber, als hätte er den Ideengang des Fremden errathen, both ihm zum Trotze noch in seinem Beyseyn beyden Damen den Arm, und begleitete sie über die Treppe. Dort aber mußte er nun wirklich scheiden, denn seine Geschäfte riefen ihn, und er war überdieß in dem Hause unbekannt; aber er versprach, längstens in einer Stunde wieder hier zu seyn, und seine Begleiterinnen abzuhohlen.

Katharine wurde unter dem Schutze der Generalinn mit großer Höflichkeit aufgenommen, und an ein Fenster gewiesen, von dem sie bequem alles sehen konnten. Schon war ein großer Theil der eingezogenen Truppen vorbey passirt, wie man ihr sagte; aber was noch bey dem Stubenthor herein strömte, diese Haufen, die, in schmalen Abtheilungen durch die Straße reitend, ein endloses Heer schienen, die gute Haltung der Truppen, ihre blanken Waffen, die in dem hellen Sonnenstrahl schimmerten, und wie zahllose bewegliche Funken glänzten, der erhe-

bende Klang der militärischen Musik, die hier ganz aus Trompeten und Pauken bestand, die Zuversicht, die der Anblick einer solchen Streitkraft einflößte, alles trug bey, den Muth und die frohe Stimmung der Wiener zu erwecken; und als jetzt an der Spitze seines Regiments der Feldherr selbst, Prinz Carl von Lothringen, von Generalität und Adjutanten umgeben erschien, ihre Streithengste unter ihnen auf dem rasselnden Pflaster tanzten, und Funken aus den Steinen schlugen, der Prinz nach allen Seiten freundlich grüßte — da bemächtigte sich ein Freudentaumel der noch gestern ganz verzweifelnden Menge. [21]) Jubelnd und Vivat schreyend bewillkommte sie den Prinzen. Für diesen seligen Augenblick war alle Gefahr der Stadt vergessen; die Menge geht so schnell von einem Äußersten zum andern über. Aber auch in der Brust der Vernünftigen fing sich an, eine ruhigere Zuversicht zu verbreiten; denn diese Kriegsmacht war nicht unbedeutend. Die Infanterie, welche man zwar nicht so wie die Reiterey sah — denn sie stand weit außer der Stadt am jenseitigen Donauufer — war, wie Jedermann jetzt wissen wollte, noch beträchtlicher, der Succurs der Reichsfürsten nahe, und König Johann bereits

mit seinem Hülfscorps in Schlesien. So sah denn alles auf der Straße und von den Fenstern mit Lust und freudiger Hoffnung den Truppen zu, die beym rothen Thurm wieder hinaus marschirten, um sich in den Auen zu lagern, und ihre Vereinigung mit dem Fußvolk am andern Tag zu bewerkstelligen. Dann aber sollten, so war der Befehl bereits vom Stadtkommandanten gegeben, alle Brücken abgeworfen, und von dieser Seite keine Communication mehr mit dem andern Ufer gestattet werden.

Die Lust des Zusehens nahm eher ein Ende, als der Zug des Militärs. Als erst der Herzog und noch einige Bekannte der Frauenzimmer, bey welchen Katharine am Fenster stand, eine Weile vorüber waren, als der einförmige Anblick der Truppe, die sich nur durch die Farben der Aufschläge in den verschiedenen Regimentern unterschied, ihren Blicken nichts Neues mehr both, und auch der erste Sturm des freudigen Gefühls sich gelegt hatte, stiegen wohl auch in Katharinen wieder trübe Gedanken empor, und die stets noch drohende Gefahr der Stadt, und vor allem Sandors naher Abschied traten vor ihre Seele. Dennoch konnte sie sich über den ersten Punct keiner Muthlosigkeit mehr

ergeben. Sey es nun, daß das menschliche Herz nie für mehr als eine starke Empfindung zu gleicher Zeit Raum hat, und jetzt die Trennung von dem Geliebten dieser herrschende Schmerz ihrer Seele war, oder daß Sandors Zuversicht auch in Rücksicht der Errettung der Stadt sich ihr mitgetheilt hatte — sie hoffte wieder. Gott, der sie so wunderbar mit dem Geliebten zusammengeführt, nahm sich ihrer Liebe sichtbar an. Er wollte sie nicht sinken lassen, sie vertraute den schönen Hoffnungen, die seit gestern wieder in ihrer Brust aufzuleben begannen, und nur der Gedanke, Sandor so bald wieder zu verlieren, störte den stillen Frieden, der sich in ihrer Seele zu verbreiten anfing, wie leichte Nebel das Antlitz des Vollmondes in einer hellen Sommernacht umschleyern, und die Natur umher in wehmüthiges aber unendlich liebliches Dämmerlicht kleiden. Die Zeit, in welcher dieser versprochen hatte, sie abzuhohlen, war verflossen; er kam nicht. Die Generalinn, das wußte sie, hatte Geschäfte, die ihr nicht länger zu bleiben erlaubten. Katharine stand auf Kohlen. Sie horchte auf jedes Geräusch, sie sah unvermerkt bald nach der Thüre, bald auf den Zeiger der Wanduhr in dem schmalen hohen Kasten vom

dunkeln Nußholz, der durch eine Öffnung in seiner Mitte den rastlosen Perpendickel vom hellpolirten Messing sehen ließ, und auf deren metallenem Zifferblatte der Minutenzeiger von einer Zahl zur andern rückte. Jetzt trat die Generalinn von dem Fenster weg, an welchem sie gestanden, band mit Hülfe einer der Fräulein vom Hause das schwarze Spitzenmäntelchen um, das sie der Wärme des Tages wegen in der Stube abgelegt hatte, rief Katharinen, und sagte: Es ist mir leid, liebes Fräulein, daß ich euch bitten muß aufzubrechen; aber ihr wißt, ich kann nun nicht mehr länger warten. Ich weiß wohl, gnädige Frau, erwiederte Katharine mit einem leisen Seufzer, und bin euch recht dankbar für die Güte, daß ihr so lange geblieben. Ich bin bereit euch zu folgen. Sie gingen, Katharine mit sehr schwerem Herzen; denn wann sollte sie nun ihren Sandor und wo wieder sehn? Aber kaum auf die Gasse getreten, sah sie ihn zu ihrer unaussprechlichen Freude mit schnellem Schritte auf sich zukommen; aber sie sah auch die Spuren der Erhitzung und eine Wolke des Unmuths, auf seiner sonst heitern Stirn.

Gottlob, daß ich euch noch finde, gnädige Frau, und dich, liebe Cousine! Verzeiht, daß

ich nicht eher kam; aber es war schlechterdings unmöglich.

Ihr waret bey Graf Starhemberg? fragte die Generalinn.

Ja, gnädige Frau! antwortete Szalatinsky: Ich komme eben von ihm.

Und mußtet vielleicht lange warten? Das geschieht wohl oft in solcher Zeit —

Das eben nicht, sagte Sandor schnell, und, sich besinnend, setzte er hinzu: Doch, doch! Es waren viele Menschen da, ich kam nicht sogleich vor.

Katharine hatte während dieser Reden ihren Vetter besorgt angesehn. Es war etwas in seinem Benehmen, das ihr auffiel, etwas hastiges, ungewöhnliches, und eine sichtbare Verstimmung sprach aus seinen Zügen. Hat er dich freundlich empfangen? fragte sie jetzt, und glaubte so der Ursache dieser Verstimmung auf den Grund zu kommen.

Wie sollte er nicht? antwortete Szalatinsky: Wenn man seine Schuldigkeit thut, muß der Vorgesetzte wohl gut mit uns seyn.

Doch nicht immer, sagte Frau von Dünewald: Es kommt auf die Art des Mannes an,

und Graf Starhemberg ist von sehr ernstem, und wenig mittheilendem Geiste.

Über ihn kann ich nicht klagen. —

Und über wen denn? fragte Katharine dringender.

Nicht doch! Über Niemand. Es sind die Umstände, die Dringlichkeit der Zeit. Ich muß heut um acht Uhr Abends fort von hier, und mich, um meine Depeschen zu hohlen, schon um sechs Uhr beym Commandanten einfinden.

Mein Gott! rief Katharine erschrocken: Heute schon! O das ist hart!

Liebe Katharine! sagte die Generalinn, indem sie theilnehmend des Mädchens Hand ergriff: Solcher Härten habe ich schon viele erlebt. Das ist nicht anders beym Militär. Alles plötzlich, alles gewaltsam! Aber glaubt mir, liebes Kind, man gewohnt auch das, und findet es zuletzt natürlich. Doch sagt mir, Herr von Szalatinsky, wie sich denn das so schnell machte?

Ich weiß nicht eigentlich, erwiederte Szalatinsky finster: Der Graf fand es seinem Dienste gemäß, daß ich noch heute fort müsse. Die Brücken sollen abgeworfen werden, und ich muß hinüber.

Die werden erst morgen früh zusammenge-

schossen, sagte die Generalinn: Ich weiß es bestimmt, und begreife daher nicht —

Szalatinsky zuckte die Achseln, und schwieg. Unterdessen waren sie an das Haus der Oberstinn gekommen. Szalatinsky begleitete Katharinen, der das Weinen sehr nahe stand, zu ihrer Mutter, und hörte mit großer Freude, daß diese im Kloster drüben sey, und erst zum Mittagsessen um zwölf Uhr wieder erwartet werde. Nun bleibst du aber hier, bis sie kommt, und speisest mit uns? sagte Katharine, indem sie ebenfalls vergnügt, sich ungestört mit ihrem Freunde unterhalten zu können, sich ans Fenster setzte, und ihm einen Platz neben sich räumte.

Gern, sehr gern, liebe Katharine! erwiederte Sandor: Ich habe dir ohnedieß noch manches zu sagen.

Ich weiß nicht, antwortete diese, was mich an dir befremdet? Du bist verändert, seit du beym Commandanten warst; du bist verstimmt.

„Es ist ja wohl Ursache genug, verstimmt zu seyn, sagte Sandor, wenn die kurze Zeit, welche mir mit dir zuzubringen vergönnt war, noch um viele Stunden abgekürzt wird.“

Gewiß, ach nur zu sehr! versetzte das Mädchen: Aber — indem sie ihm forschend ins Auge

sah — das ists doch nicht! Ich kenne dich, Sandor, ich kenne diese Falte zwischen den Augenbraunen; du hast Verdruß gehabt. Läugne es nicht!

„Und wenn es wäre? antwortete er: Es könnte leicht von der Art seyn, daß ich ihn dir, wenigstens für den Moment, nicht mittheilen dürfte."

Wie das? Was könnte dich betreffen, das deine Verwandte, deine — ehemahlige Verlobte nicht wissen dürfte?

Meine ehemahlige Verlobte? fragte Sandor betroffen, und die Falte zwischen seinen Augen wurde noch einmahl so tief.

Weiß ich denn bestimmt, erwiederte sie, ob ich dir je angehören werde! Ich soll ins Kloster, das weißt du.

„Das Kloster schreckt mich nicht."

Und was denn?

„Nichts, nichts! Ob du dich vor dem Kloster bewahren kannst, wird auf deinen Muth ankommen; zwingen kann dich Niemand.

Auch die Thränen der Mutter nicht? Auch nicht ihre Seelenangst? O Sandor! Du weißt nicht, wie viel ich in dieser Hinsicht schon erlitten. Glaube mir, es hat nicht gewöhnliche Standhaftigkeit gebraucht, um mich bisher zu

halten. Was Pater Isidor mir gesagt, habe ich dir geschrieben. Sandor! Ich habe keinen leichten Stand.

„Ich glaube es dir. Aber was das Kloster betrifft, bin ich ohne Sorgen. Mein König kommt in Kurzen, sein Vorwort vermag viel, ich darf auf seine Gunst zählen.“

Und was liegt noch zwischen jener Ankunft und dem heutigen Tage!

„Viel! Mehr als man berechnen kann! Du hast Recht. Niemand weiß, ob er die Lieben, von denen er sich heute trennt, morgen eben so wieder findet.“

Sandor! So habe ich es nicht gemeint. Wenn wir uns wieder finden, finden wir uns wie jetzt; das verspreche ich dir. Ich lasse mich zu keinem Schritte bestimmen ohne dein Vorwissen. Das darf ich von der Mutter fordern.

Und deine Gesinnung gegen mich? fragte Sandor finster: Wird auch die immer dieselbe bleiben?

Was meinst du, Sandor? fragte Katharine, und sah ihren Freund erstaunt und forschend an.

„Katharine! Ich verlasse dich bald. Ich werde dich lange nicht wieder sehn. Er schwieg eini-

ge Augenblicke, und fuhr dann fort: Vielleicht niemahls!

Herr Jesus! schrie Katharine: Was soll das? Was meinst du!

Nichts anders, antwortete er sich fassend, als was du selbst so eben gedacht haben mußt. Du bleibst in einer belagerten Stadt zurück, und ich gehe Schlachten und Gefahren entgegen. Was kann da mit mir, mit dir geschehen!

Katharine senkte den Kopf, ihre Thränen brachen heftig hervor.

Katharine! fuhr Sandor fort: Laß mich ein ernstes, nothwendiges Wort mit dir sprechen! Wir müssen als möglich annehmen, daß wir uns nicht wieder sehen; wir wissen bestimmt, daß wir uns lange nicht sehen. Du bleibst hier in mancherley Bekanntschaften und Verbindungen —

Ich? erwiederte Katharine verwundernd: Nun wahrlich! wenn ich lachen könnte, jetzt möchte ichs. Ich kenne Niemand, und komme nirgends hin —

„Doch, doch! Du bist schön, Katharine! Du bist sehr gut und brav; das kann man erfahren. Du wirst gesucht, geliebt werden, du bist es vielleicht schon —“

Was fällt dir ein! Wie soll während den Schrecken einer Belagerung Jemand an so etwas denken? — Und wer sollte mich lieben, außer dir?

„Was nicht ist, kann sich machen, und so hart die Bedrängnisse der Stadt seyn mögen, ein kühner Liebhaber läßt sich so leicht nicht schrecken.“

Es ist thöricht, finde ich, in solcher Zeit von solchen Dingen zu sprechen; doch gesetzt, das Unmögliche geschähe, dann ist ja meine Bestimmung fürs Kloster ein fester Schild, der jeden schreckt, der sich mir vielleicht nahen möchte. Man glaubt, daß ich nächstens eingekleidet werden soll.

„Ist das die ganze Sicherheit, die du mir zu geben hast? O wie wenig kennst du mein Geschlecht! Glaube mir, selbst das Verbothne reizt, und daß du dem Himmel versprochen bist, macht dich schöner in den Augen der Irdischen. Denke an Ludmilla! Schützte diese das Gelübde der Mutter?“

Nein! Aber Ludmillens Herz war frey.

„Katharine! Wie manches Herz hat seine Fesseln vertauscht!“

Sandor! Was ist das? Was denkst du von mir?

„Nichts, was dich beleidigen kann. Ich spreche nur von Möglichkeit — "

Was soll das aber? Soll ich dir schwören —

„Keinen Schwur! Mir genügt dein Wort, und — ich verlange auch das nicht; denn der Mensch ist thöricht oder vermessen, der für die Stellung seines Herzens in alle Zukunft gut sagen zu können meinte. Höre mich an! Er suchte sich zu fassen, und ruhig zu sprechen: Ich liebe dich innig. Ich liebe dich, seit ich denken kann, seit ich mir meiner selbst bewußt bin; meine Neigung kommt mir wie ein Theil meines Wesens, wie ein angebornes Gefühl vor. Aber eben weil ich dich so sehr liebe, wünsche ich auch, daß du recht glücklich werden möchtest. Darum habe ich mich von jeher dem Klosterprojecte widersetzt, und werde dieß immer thun ohne Rücksicht darauf, ob du dann die freygewordne Hand mir oder einem Andern reichest.

Einem Andern? rief Katharine mit einem Ton des Entsetzens.

„Erschrick nicht über ein Wort! Möchte die Sache dir nie geläufiger werden!"

Abscheulich! schrie Katharine: Was denkst du von mir? Wie hab' ich verdient —

Durchaus mit nichts, antwortete Sandor,

und schmeichelte ihr zärtlich, und suchte das aufgeschreckte Mädchen zu beruhigen: Weiß Gott, du hast mir keine Ursache zu diesem Gedanken gegeben. Aber, wie gesagt, du wirst in die Welt treten, du wirst andere Männer kennen lernen. Katharine! Höre die Bitte des scheidenden Freundes! Du bist jung, du bist unerfahren, deine Mutter ist seelengut, aber sie kennt eben so wenig die Menschen als du. Frau von Dünewald scheint eine treffliche, und noch mehr eine sehr verständige Frau. Versprich mir, wenn ein Mann sich dir nähern, dir vielleicht — gefallen sollte —

„Nimmermehr!“

Katharine! Vorwürfe sind etwas Unedles, und ich möchte dir nicht gern weh thun; auch hast du mich eigentlich erst seitdem näher kennen und inniger vertrauen gelernt. Aber — denk an Zriny! —

Katharine senkte den Blick, sie faßte Sandors Hand, drückte sie, ehe ers hindern konnte, an die Lippen, und sagte leise: Kannst du mir verzeihn?

O das habe ich längst! rief Szalatinsky, und umarmte sein Mädchen, und küßte ihr die Thränen von den freundlichen braunen Augen. Es

war Mitleid, Eitelkeit, fuhr er fort, was dich hinriß. Geliebt haſt du ihn eigentlich nicht, und ich würde des Vergangenen nie erwähnt haben, wenn ich es nicht nothwendig gefunden, dich auf eine mögliche Verirrung aufmerkſam zu machen.

„Ich danke dir, Sandor! Ich erkenne deine ſorgſame Liebe; aber fürchte nichts!“

Katharine! Laß uns ohne Hehl miteinander ſprechen! Ich bin gut, das darf ich mir ſelbſt ſagen —

„O du biſt mein guter Engel!“

Liebe, liebe Katharine! Der bin ich nur in deinen Augen. Die Welt urtheilt anders. Man kann leicht ſchöner, gewandter, liebenswürdiger ſeyn, als ich. Höre mich und unterbrich mich nicht! Wenn nun ſolch ein Menſch ſich dir nähern ſollte, dieſer oder ein anderer Würdigerer — O es gibt auch viel beſſere, viel verſtändigere Männer als ich bin! — dann — er hielt inne — und mit Anſtrengung fügte er hinzu: Wenn dir ein ſolcher zu gefallen anfängt, wenn mein Bild dir ſeltner erſcheint, wenn du Vergleichungen machen mußt; wenn vielleicht nur Wort und Pflicht dich noch an den weit Entfernten binden — ſeine Bruſt athmete ſchwer, und er kämpfte mit den Thränen, die ſeine Stimme zu erſticken

drohten, Katharine hörte zitternd zu, — dann versprich mir, daß du dich der Frau von Düne-wald oder ihrer Mutter entdecken willst! Sie sollen dir rathen, sie sollen deine Wahl leiten. Und nur, wenn sie den Mann deiner würdig finden, dann überlaß dich deinem Gefühl, dann reiche —

Er konnte nicht weiter reden, die innere Bewegung erstickte seine Stimme. Er wollte sich abwenden, und durch einen Gang im Zimmer auf und ab wieder die nöthige Kraft sammeln. Aber Katharine, die ihm, ohne zu begreifen, wo das alles hinaus wolle, zugehört, und erst jetzt den Sinn so wie den Edelmuth seines Vorschlags verstanden hatte, eilte ihm nach, warf sich schluchzend an seine Brust, und betheuerte ihm ihre Liebe und Treue mit so viel Wärme und Wahrheit, daß der beglückte Jüngling für eine Weile alle seine Sorgen vergaß, und wonnetrunken sein zärtlich geliebtes Mädchen in den Armen hielt.

Nach und nach kehrte das Bewußtseyn der Lage der Dinge, und seine ernste Besinnung wieder zurück. Er versicherte Katharinen, daß er von ihrer Liebe für ihn aufs freudigste und innigste überzeugt sey; er bath sie, das, was er

sage, für keinen Zweifel an ihr zu halten, aber er beschwor sie, im Fall einst ein anderer Mann ihr gefiele, sich durch keine zu ängstliche Rücksicht auf ihre ältere Verbindung, die ja auch ihn nicht mehr glücklich machen könnte, wenn ihr Herz nicht dabey wäre, von einer andern Wahl, in der sie mehr Glück hoffen könnte, abhalten zu lassen, aber auch nicht dem oft unverstandnen Trieb einer voreiligen Neigung zu folgen, sondern die beyden Frauen, in deren Klugheit, wie in ihre Rechtlichkeit er das größte Vertrauen setze, zu Rathe zu ziehen, und ohne deren Beystimmung keinen wichtigen Schritt zu machen. Lange wollte Katharine von allen diesen Möglichkeiten, daß ein anderer ihr besser, ja daß ihr nur überhaupt noch Einer gefallen könne, gar nichts hören. Endlich dachte sie, dieß vergebliche Gerede werde sich von selbst in nichtigen Dunst, aus welchem es in ihres Vetters Kopfe entstanden, auflösen, indem es bey ihr, und bey ihr allein stünde, alle diese finstern Besorgnisse gar nie aufkommen zu lassen; und so schlug sie endlich halb lächelnd, halb weinend in Sandors Hand ein, und gelobte ihm, ohne Wissen oder gegen den Willen jener beyden Frauen, die sie ohnedieß gern wie eine zweyte Mutter und ál-

tere Schweſter betrachtete, nie einen bedeutenden Schritt zu thun.

Nun ſchien eine groſſe Laſt von Sandors Herzen gewälzt. Freudiger und mit ruhigem Gefühl ſetzte er ſich neben Katharinen, und koſte noch eine Weile mit ihr, bis die Mutter eintrat, das Läuten der Glocken die Mittagsſtunde verkündete, und während des Gebethes, das alle drey andächtig verrichteten, der Gedanke an die ſo nahe Scheideſtunde ſchwer auf die jugendlichen Herzen fiel. Das Mahl wurde meiſt ſchweigend eingenommen, die Mutter pflegte nie viel zu ſprechen, und jetzt hemmten Bekümmerniß und Angſt noch die karge Redeluſt.

Katharine ſchluckte manche bittere Thräne mit den wenigen Biſſen hinab, die ihr neu aufgeregter Schmerz ihr zu genieſſen erlaubte. Ach welchen Möglichkeiten, welchen Gefahren ging ihr Sandor entgegen! Was ſtand ihr ſelbſt bevor! und wann und wie ſollten ſie ſich wieder ſehn! Und Sandor ſah ſo ernſt, ſo feyerlich aus, daß ſie nicht begriff, was ihn auf einmahl ſo verſtimmte, da nach ihrem Wiſſen ſich ſeit dieſem Morgen nichts in ihren Verhältniſſen geändert hatte.

Das Mahl war vorüber; nun übrigten nur

mehr wenige Stunden bis zu dem ernsten Moment des Abschieds. Sandor saß neben Katharinen, und ließ sich von der Gegenwart der ab- und zugehenden Mutter nicht hindern, des Mädchens Hand fest in der seinen zu halten, und innig und zärtlich mit ihr zu sprechen von allem, was sein Herz bewegte; ja es schien, als habe er mit Vorbedacht allen Zwang abgelegt, und wolle in den wenigen Augenblicken, die ihm noch übrigten, die wehmüthige Seligkeit trauernder Liebe mit vollen Zügen genießen. Katharine ergriff dieses ihr bis jetzt so neue Benehmen aufs tiefste. Sandors zarte und zugleich hohe Liebe, der Ernst seiner Denkart, die Würde seiner Tugend wurden ihr auf eine Art klar, welche die längst vorbereitete Entwickelung ihres Geistes vollendete. Sie fühlte sich gehoben, gestärkt; sie traute sich Muth und Kraft genug zu, um des edlen Jünglings willen das Schwerste für die Tugend, für das, was er als Recht und Gut erkannte, zu thun. Ein frommes Gefühl des Dankes gegen Gott, der ihr in ihrer Verlassenheit diesen schirmenden Engel zugeführt, gesellte sich zu jenen Empfindungen, und so erzeugte sich endlich die Stimmung in ihr, die Sandor vielleicht hatte erwecken wollen — nichts

zu fürchten, als das Unrecht, das irdische Glück nicht als eine nothwendige Belohnung der Tugend anzusehn, über das Grab hinaus mit festem Blicke auf ein besseres Daseyn zu blicken, sich in jeder Fügung Gott kindlich zu ergeben, und so mitten unter Stürmen den innern Frieden zu bewahren, der höher ist als alle Vernunft.

Unter diesen Gesprächen war der Nachmittag größtentheils vergangen. Sandor wurde jetzt immer ernster, die vorher lebhafte Unterredung stockte allmählig, und der Jüngling saß oft lange still neben dem still weinenden Mädchen. Nun schlug es fünf Uhr auf dem Thurm der Himmelpfortnerinnen. Da sprang Sandor auf: Es ist Zeit! Gebt mir euren Segen, Mutter, rief er, und kniete vor der Matrone nieder.

Von Herzen gern, mein guter lieber Neffe erwiederte diese.

„Nennet mich Sohn! Mutter! Ich liebe euch als eine solche, und wer weiß, ob ich euch je mehr diesen Nahmen geben kann!“

Katharine brach in lautes Schluchzen aus. Wir stehn alle in Gottes Hand, sagte die heftig bewegte Mutter: Er segne dich, mein Sohn! Er leite alles nach seinem heiligsten Willen! Sie legte ihre Hand auf Sandors Haupt. Jetzt kniee-

te auch Katharine schnell an seine Seite hin; die Mutter hielt die andere Hand über ihr eignes Kind. Gott segne euch, meine theuren Kinder! sagte sie — im Nahmen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Sie machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über die Liebenden. Diese sahen sich durch Thränen zärtlich an, und sanken sich in die Arme. Nur sie verstanden den wahren Sinn dieses Segens, oder wenigstens die Auslegung, die ihre Herzen ihm gaben, und erhoben sich beruhigter — denn hatte die Mutter nicht ihren Bund gesegnet? — und küßten ihr voll heißer Dankbarkeit die Hand. Frau von Volkersdorf war zu gerührt von diesem Auftritte, und zu vertraut mit dem Gedanken von Katharinens Klosterstand, als daß sie die wahre Absicht der jungen Leute hätte ahnen sollen. Sie dachte nur an den Abschied, fand in Katharinen und Sandors Benehmen nur natürliche Verwandtenliebe, und entließ endlich den Neffen mit tausend Wünschen für sein Wohl, indem sie ihm versprach, ihn täglich in ihr Gebeth einzuschließen. Katharine aber sagte: Bey St. Stephan, wo wir heut Morgens standen, neben dem Ölberg — weißt du — da werde ich alle Tage für dich bethen.

Dort? sagte Sandor finster: Nein! Dort nicht, Katharine, wenn du mich liebst!

Katharine sah ihn erstaunt an; er aber umarmte Tante und Cousine noch einmahl hastig, und war verschwunden.

Der arme Sandor! sagte die Mutter. Katharine aber eilte ans Fenster, und sah ihm nach, so weit ihre Blicke ihm folgen konnten, bis der Reigerbusch der pohlnischen Mütze, den sie noch lange über den Häuptern der durch die Straße Gehenden wanken sah, hinter der Ecke der Kärntnerstraße verschwand.

Nun war er fort, nun jede Spur verschwunden — und wann würde die geliebte Gestalt ihr wieder erscheinen! Sie setzte sich und weinte recht bitterlich. Dann aber wiederhohlte sie sich alles, was diesen Tag geschehen war, was der Freund gesagt, gethan, und noch einmahl fiel ihr das Feyerliche seiner Haltung, sein sonderbares Gespräch vor dem Essen, und endlich die Heftigkeit auf, womit er zuletzt ihre, wie sie glaubte, sehr gleichgültige Beziehung auf das Bild an der St. Stephanskirche verworfen hatte, und mit einmahl wurde ihr Alles klar. — Sandor, der ruhige, verständige Mann, war eifersüchtig, und eifersüchtig — auf wen? auf ei-

nen Menschen, den sie kaum kannte, dessen Persönlichkeit keinen Eindruck auf sie gemacht! Ein sonderbares Gemisch von Angst, Freude, Stolz und inniger Trauer um den Schmerz, den ihr Geliebter fühlte, bemächtigte sich ihres Gemüths. Sie wußte nicht recht, ob sie sich dieser Entdeckung freuen oder darüber mißvergnügt seyn solle. Im Ganzen behielt doch das angenehme Gefühl die Oberhand; denn sie glaubte die Stärke von Sandors Liebe aus diesem leicht aufgeschreckten Argwohn zu erkennen. Es vermehrte ihre gehobene Meinung von sich selbst, aber es erzeugte auch augenblicklich den Entschluß in ihr, mit keinem Worte, mit keinem Blicke dem abwesenden Geliebten einen Schatten von Unrecht zu thun, und sich und jedes ihrer Gefühle als ein unverletzliches Eigenthum ihres Freundes, oder, wenn Gott es anders verfügte, des Himmels zu betrachten.

So verging der Rest des Tages still und trübe. Mutter und Tochter saßen sich einsam gegenüber. Sandors Gegenwart hatte wie ein heller Frühlingstag auf kurze Zeit ihr winterlich düsteres Leben erfreut; um so schmerzlicher fühlten Beyde die Leere, die sie jetzt wieder umgab. Dennoch hatte die Heiterkeit der weni-

gen Stunden in Beyden beglückend nachgewirkt. Die Matrone fand die Kraft, diesen neuen Verlust mit so vielen frühern schmerzlichen in demüthiger Ergebung dem Himmel aufzuopfern, der ihr wenigstens die Freude geschenkt, den geliebten Neffen wieder zu sehen; und Katharine fand, wie sie sich immer mehr und mehr in die Erinnerung des vergangenen Tages versenkte, so viel Ursache, die Zartheit und den Edelmuth in ihres Vetters Betragen zu bewundern, so vielen Grund zu schönen Hoffnungen für eine bessere Zukunft, wenn nur erst die drohende Gefahr der Belagerung vorüber seyn würde, und fühlte mit so viel Entzücken die Größe seiner Liebe, und das Glück, einen solchen Freund zu besitzen, daß auch sie sich nach und nach in den Schmerz des Verlustes ergab, und über den trüben gegenwärtigen Augenblick, und über die noch ängstlichere nahe Zukunft in die heitere Ferne eines schön aufgehellten Lebens wie über den felsigt grauenvollen Vorgrund eines Gemähldes in die sinnige Landschaft des Hintergrundes blickte, vor deren erquickendem Anblick die nähern Schrecken verschwanden.

Am andern Morgen sehr früh weckten der Donner der Kanonen, welche die Donaubrücken

in den Grund schossen, um der türkischen Armee, deren Erscheinung vor Wien man nun mit jedem Tage erwartete, den Übergang über den Strom zu wehren, die Bewohner der Hauptstadt aus einem unruhvollen Schlummer, und nun brauchte es sehr lange, bis Katharine und Frau von Preysing die zitternde Frau von Volkersdorf bedeuten und ihr begreifen machen konnten, daß das kein Türkisches Geschütz, sondern vielmehr eine sichernde Gegenanstalt der Kaiserlichen selbst sey, um die Armee am jenseitigen Ufer, und das Land selbst vor dem Überfall der Feinde zu sichern.

Gleich darauf kam Frau von Dünewald zu ihrer Mutter. Ihre Miene verkündigte etwas Beunruhigendes. Sie erkundigte sich, wo Katharine sey, und bezeigte ihr Vergnügen, als sie hörte, daß sie mit ihrer Mutter in die Messe gegangen.

Das ist gut, sagte sie: denn ich habe euch etwas zu eröffnen, was sie betrifft, und möchte nicht gern, daß sie dazu käme, und vielleicht etwas hörte, ehe ich mit euch Rücksprache ihrentwillen gepflogen.

Was kann denn das seyn? fragte die Ober-

ſtinn: Du ſiehſt bedenklich aus Was iſt es, mein Kind!

Etwas, das vielleicht unbedeutend, vielleicht aber auch von unangenehmen Folgen für die arme Katharine ſeyn kann; denn der Ausgang iſt noch ungewiß, antwortete die Generalinn.

Mein Gott! Sprich, ſprich gleich! entgegnete die Mutter.

So wißt denn! Es iſt wegen der Kleinen ſchon zu Händeln gekommen; es iſt ein Duell wegen ihr vorgefallen.

Ein Duell? rief die Oberſtinn: Unmöglich! Das Mädchen kennt ja Niemand —

Doch, doch! Das Duell hat Statt gehabt geſtern Abends außer den Donaubrücken.

Und zwiſchen wem denn?

Zwiſchen wem ſonſt, als ihrem Vetter Szalatinsky und dem Scalvinoni.

Scalvinoni? Wie käme der zu Katharinen?

Sehr leicht. Er begegnete uns geſtern auf dem Stephansfreydhofe, und ich konnte gleich bemerken, daß das Mädchen in ihrem rührenden Schmerz ihm ſehr wohl gefiel. Seine Blicke ruhten, ſo viel es der Wohlſtand erlaubte, auf ihr, er begleitete uns, und unterhielt ſich ſehr angelegen mit ihr. Aber eben ſo deutlich mahlte

sich auch der Unmuth in des jungen Ungars Zügen. So weit war ich selbst Zeuginn; aber ich achtete nicht ferner darauf, und fand es sehr natürlich, als Szalatinsky wieder zu uns kam, ihn verstimmt zu finden, weil der Commandirende ihm befohlen hatte, seine Depeschen noch heut abzuhohlen, und abzureisen.

„Und ist er fort?“

„Fort wohl, erwiederte Frau von Dünewald: Das heißt, er ist nicht mehr in Wien. Scalvinoni aber ist wohl behalten, und Niemand weiß, was eigentlich vorgefallen, und wie das Duell geendet hat.“

Aber woher weiß man denn überhaupt, daß es Statt gefunden?

„Weil sie sich im Vorzimmer des Commandirenden gefordert.“

Und wer war der Anfänger?

„Wahrscheinlich Szalatinsky. Zum mindsten war er der Herausforderer.“

Er schien so ein ruhiger gesetzter Mensch.

„O über den Punct der Ehre und Liebe ist keiner ruhig, der Herz in der Brust hat, und das hat Szalatinsky gewiß. Und dann kennt ihr ja die Kampflust, die diesem Geschlechte angeboren ist, und wie wenig hier auch der Sanf-

teſte die einwohnende Wildheit verläugnen kann, wenn ſich ein Anlaß zeigt.“

Aber wie ging es denn her?

Es war wahrſcheinlich im Anfange eine Kleinigkeit, und nur die Erbitterung, welche ſchon in den Gemüthern lag, konnte einen Streit entzünden. Ein Wort gab das andere. Szalatinsky ſoll zuerſt etwas Beiſſendes geſagt haben; Scalvinoni ließ es dem beglückten Nebenbuhler nicht ungeahnet hingehn, er antwortete in demſelben Tone, und es endigte damit, daß ſie ſich auf heut Morgens zwiſchen den Brücken beſchieden.

Mein Gott! Was die Jugend übermüthig iſt! Genügt ihnen denn nicht an dem gemeinſamen Feind, um ihre Tapferkeit und Kampfluſt, wie du es meinſt, zu üben?

„Graf Starhemberg mag das auch wohl gedacht haben. Wahrſcheinlich vernahm er die Herausforderungsgeſchichte von einem der gegenwärtigen Offiziere, und deßwegen erhielt Szalatinsky den Befehl, noch geſtern Abends abzureiſen.“

So wurde das Duell verhindert?

„Schwerlich! Was iſt zwey jungen Hitzköpfen unmöglich? Was iſt ihnen zu wehren, wenn ſie ernſtlich wollen? Weiß der Himmel,

wie sie es angefangen, noch Rücksprache zu nehmen; denn Scalvinoni war nicht mehr beym Commandirenden, als Sandor jene zweyte Ordre erhielt. Aber sie sollen sich um sieben Uhr in die Auen bestellt, und dort geschossen haben."

Und ist Szalatinsky verwundet? — Mein Gott! — oder geblieben?

„Das wird Gott nicht wollen! Aber wissen kann man noch nichts. So viel ist sicher, daß Scalvinoni gegen neun Uhr etwas verstört in seine Wohnung zurück kam, daß ihn der General sogleich rufen ließ, und zum Profoßen schickte. Über die ganze Geschichte ist ein Dunkel verbreitet."

Das mich schreckt, erwiederte die Oberstinn: Das ist nichts Gutes.

Nicht doch, Mutter! erwiederte die Generalinn: Ich denke nicht, daß das etwas ernsthaftes war — eine Schlägerey von gewöhnlicher Art. Aber ich möchte nicht gern, daß Katharine etwas davon erführe; denn es würde nur dazu dienen, sie über ihres Vetters Schicksal zu beunruhigen, und auf der andern Seite dem Scalvinoni in ihren Augen einen besondern Werth geben.

Das glaube ich nicht von Katharinen, ant-

wortete Frau von Preyſing: Die Eitelkeit iſt keine von ihren Schwächen.

O Mutter! rief die Generalinn: Dazu iſt auch die beſcheidenſte und einfachſte eitel genug, um ſich durch den Eindruck, den ſie auf einen hübſchen und bedeutenden Mann gemacht hat, geſchmeichelt zu fühlen, und ihm dafür dankbar zu ſeyn. Eben darum möchte ich ihr die ganze Duellgeſchichte verſchwiegen haben.

Ich nicht, erwiederte die Matrone: Ich bin überhaupt in allem für Offenheit und Wahrheit. Zwar will ich mit dir hoffen, daß dem jungen Szalatinsky nichts Unglückliches begegnet ſeyn ſoll, denn das, denke ich, würde Lärmen gemacht haben. Dennoch könnte Katharine die Sache auf eine unangenehme Art erfahren, und ſo denke ich, es iſt beſſer, wir ſagen es ihr ſelbſt; ich fürchte nichts von Scalvinonis Bewerbungen.

„So ganz unbeſorgt möchte ich nicht ſeyn. Scalvinoni iſt wohlgebildet, ein ausgezeichneter Offizier, und wenn ſein Oheim, der Zahlmeiſter, ſtirbt, eine glänzende Parthie, und er weiß das, und verſteht es geltend zu machen.“

Dennoch wird er Szalatinsky keinen Eintrag thun. Katharine gehört nicht zu den leicht entzündlichen Characteren. Es braucht lange,

bis ein Eindruck sich Bahn in ihr Herz macht; er wird auch dann nicht heftig wirken, sie zu nichts Ausserordentlichem hinreissen, aber er wird unvergänglich seyn, sich mit ihrem Wesen verschmelzen, und Eins mit allen ihren Kräften und Wünschen werden. So, glaube ich, ist ihre Liebe zu ihrem Cousin, und darum fürchte ich nichts für ihre Treue.

Bey diesen Worten öffnete sich die Thüre, und Katharine trat mit sehr verstörtem Gesichte herein. Verzeiht, gnädige Frau, sagte sie, wenn ich euch so frühe störe; es sind sehr traurige Nachrichten gekommen —

Was betreffen sie? fragte die Oberstinn, und warf einen unmerklichen Blick auf ihre Tochter.

Ach Gott! fuhr Katharine fort: Die Leute auf der Straße sind so bestürzt, überall stehn drey oder vier zusammen, und flüstern, die Türkische Armee soll schon ganz nahe seyn. In der vergangenen Nacht haben sie alle Ortschaften, von der Schwechat bis an die Leytha, ja bis gegen das Gebirg angezündet. Baden und Mödling brennen noch.

Großer Gott! rief die Oberstinn entsetzt.

„Sie haben nichts verschont, als ein Haus

bey Simmering, wo in der vorigen Belagerung das Zelt ihres Sultans gestanden hatte.“ [21])

Ganz richtig, das Neugebäu, fiel die Generalinn ein: Es wurde auf der Stelle, und nach dem Muster jenes Gezeltes aufgebaut, und sieht auch noch mit seinen Thürmen und zakigten Mauerzinnen ganz orientalisch aus.

„Die Mutter ging mit mir zu einigen Leuten hin, die auf der Gasse beysammen stunden, und ließ sich von ihnen erzählen. Ach was mußten wir da hören! Welche Gräuelthaten und Grausamkeiten sind verübt worden!“

O liebes Kind! sagte die Generalinn: Ist auch wohl Alles zu glauben, was die Leute sagen?

„Ich weiß, daß nicht alles zu glauben ist; aber es wurde von Vielen zu gleichförmig und in der Hauptsache zu übereinstimmend berichtet, um daß man es nicht glauben sollte. So erzählten sie denn auch, daß in Bertholdsdorf sich gestern vierthalbtausend Menschen, Männer, Weiber und Kinder, bey dem Anmarsch der Türken in die Kirche geflüchtet, welche fest gebaut seyn soll, um sich da zu halten.“

Wie konnten sie das hoffen? rief die Generalinn.

„Ach, vielleicht dachten sie doch, daß man ih-

nen aus der Stadt zu Hülfe kommen würde. Genug sie vertheidigten sich eine Weile, und übergaben endlich, als sie keine Rettung mehr sahen, sich mit Capitulation an den Aga, der die Truppe befehligte. Und der Unmensch!“— Katharine hielt hier inne.

Nun was geschah weiter? fragte Frau von Dünewald.

Ach Gott! rief Katharine, ein innerlicher Schauer schien sie zu schütteln, und mit dumpfer Stimme fuhr sie fort: Er ließ alle, alle niedermachen, daß das Blut ellenhoch in der Kirche stand. [22])

Die Oberstinn erblaßte, sie antwortete nichts, aber sie mußte sich setzen; ihre Tochter trat erschrocken mit einem Riechfläschchen zu ihr, Katharine stand bleich und zitternd am Tische, an dem sie sich hielt.

In dem Augenblicke ging die Thüre rasch auf, und Miguel, ein alter Diener des Hauses, der seiner Gebietherinn vor langen Jahren aus Spanien nach Österreich gefolgt war, und seitdem unter dem Titel eines Kammerdieners und Haushofmeisters Glück und Unglück mit der Familie getheilt hatte, stürzte herein, und sein Gesicht verkündete, noch ehe er sprach, eine Schreckens-

bothschaft. Er brachte die Nachricht, daß der Commandirende heut in aller Frühe auf die erhaltene Nachricht, daß sich Türkische Truppen auf der Höhe des Wienerberges sehen ließen, eine Art von Rekognoszirung gehalten, und den Befehl gegeben habe, die Vorstädte ringsherum abzubrennen, weil das Abbrechen derselben zu viele Zeit kosten würde.

Diese Worte trafen die Oberstinn noch näher. Es war nicht allein das allgemeine Unglück, es war auch ihr eigner Verlust; denn in einer der Vorstädte lag ein kleines Haus, das einen Theil ihres geringen Vermögens ausmachte, und das bisher von der allgemeinen Zerstörung wegen seiner größern Entfernung von der Stadt war verschont geblieben.

Alle Vorstädte? fragte sie endlich, und ihre Lippen zitterten unmerklich.

Alle! rief Don Miguel mit dem Tone des Entsetzens · Es lodert alles rings um die Stadt in hellen Flammen auf. Von der Landstraße über den Rennweg, die Wieden —

Die ganze Wieden? fiel Frau von Preysing ein; denn dort stand ihr Häuschen.

So weit man sehen kann, antwortete der alte Diener: Auch Euer hochfreyherrlichen Gna-

den Haus wird schon ein Raub der Flammen seyn; denn der Herr Commandant kennt keinen Unterschied, kein Mitleid, ja keine Gerechtigkeit.

Alle schwiegen erschrocken. Die Oberstinn faltete die Hände und sah vor sich nieder. Dann war sie die erste, welche mit den Worten: Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen. Sein Nahme sey gepriesen! die fest zusammengedrückten Hände wieder öffnete, und dem Haushofmeister befahl, in seinem Bericht fortzufahren.

„Ja, die Wieden brennt, die Laimgrube und das Croatendörfchen,[23]) und auf der andern Seite steht auch schon die Alsergasse und Rossau in vollen Flammen. Es ist ein Feuer wie in der Hölle auf allen Seiten, wohin man von der Stadt schaut. Ach! Gott erbarme sich der unglücklichen Leute."

Und was thun denn diese? fragte Katharine.

„Was sie thun, gnädiges Fräulein? Sie jammern und heulen, daß es einen Stein erbarmen sollte, nur den Commandanten nicht. Sie sehn all das ihrige zu Grunde gehn, und dürfen nicht einmahl den Flammen wehren und löschen. Die Soldaten und die Stadtguardie haben alle Zugänge zu den brennenden Straßen besetzt, und lassen Niemand hinein, der etwas retten möchte."

Aber die Leute sind doch geborgen? fragte Frau von Preysing.

„Ja, das wohl; es ist gestern Abends schon der Befehl an alle Richter auf den Gründen ergangen, daß jene Einwohner, die noch dort zurückgeblieben waren, sich mit ihren besten Habseligkeiten in die Stadt, oder wohin es ihnen beliebte, flüchten, und daß dann heut die leeren Gebäude angesteckt werden sollten. Aber mein Gott! Was kann man bey solcher Gelegenheit wohl mitnehmen? Wie Vieles muß zurück bleiben! Es ist ein Jammer, und die schreyendste Grausamkeit."

Sprecht nicht so, Miguel! antwortete Frau von Preysing: Ihr versteht nicht, was bey einer belagerten Stadt zu geschehen hat, und könnt es daher nicht beurtheilen.

Aber konnte denn der Feind ärger verfahren? rief Katharine: Wenn die Leute alle ihre Habe und ihre Häuser obendrein verlieren sollten, warum hat man nicht wenigstens gewartet, bis die Feinde kommen, und es selbst thun?

Glaubt ihr wohl, sagte die Oberstinn, daß die Türken sich den Tag zuvor würden anmelden, und den Leuten rathen lassen, ihre beste Habe zu flüchten? Denkt an Bertholdsdorf!

Die Barbaren verfahren nicht so. Plötzlich kommen sie mit Feuer und Schwert, machen nieder, was sich widersetzt, oder ihnen nicht in die Sklaverey folgen kann, rauben, was sie fortbringen können, und zünden den Rest oft über den Häuptern der Zurückgebliebenen an. So verfährt der Feind. Könnt ihr nun dieß in Vergleich mit den traurigen aber nothwendigen Maßregeln unseres Commandirenden setzen?

Aber warum, sagte Katharine, ist denn das Abbrennen der Vorstädte überhaupt nothwendig?

„Weil sie nicht zu vertheidigen sind, und, wenn sie stehen blieben, dem Feind als Wälle und Schutzmauern dienen würden.“

Ich begreife, sagte Katharine: Aber es ist und bleibt doch hart.

Die Oberstinn zuckte die Achseln: Liebes Kind! Der Krieg ist überhaupt ein schreckliches Handwerk, und weh denen, welche ihr Unglück auf dem Schauplatz desselben führt!

Bey diesen Worten wurde das Gespräch durch das Getöse unterbrochen, welches das Herannahen von vielen Pferden in der engen Straße verursachte. Katharine und die Generalinn eilten ans Fenster, während Frau von Preysing mit ihrem Haushofmeister von den Folgen sprach,

welche das Unglück des heutigen Tages für sie haben konnte. Jene sahen in die Straße hinab, wo von unten herauf ein ansehnlicher Trupp Reiterey kam. An ihrer Spitze ritt ein Offizier, den seine reiche Uniform und der mit breiten Borten umränderte Huth als einen General bezeichnete. Es war ein Mann von mittleren Jahren, schlankem Wuchse und schwarzem Haar, mit tiefen aber edlen und regelmäßigen Zügen, an dessen dunkeln Augen sich düsterer Ernst, so wie um die fein gespaltenen Lippen etwas Strenges zeigte. Dicht neben ihm an seiner linken Seite, aber etwa um eine Pferdeslänge rückwärts, welche Entfernung der zweyte Offizier sorgfältig zu beobachten schien, erblickte man eine volle jugendliche Gestalt, deren fröhliche Miene, so wie die frische Blüthe seiner Lippen und Wangen einen scharfen Contrast mit dem ernsten Aussehn seines Vorgesetzten bildete. Der junge Offizier hob die leuchtenden Augen empor, wie sich die Truppe dem Hause der Oberstinn näherte; Katharine erkannte, nicht ohne innigen Schrecken, Scalvinoni, und errieth nun, daß der General, den er begleitete, Niemand anders als der commandirende General Starhemberg selbst war, der mit dieser Truppe von

der Rekognoscirung zurück kam, und den sein Weg, oder vielleicht seines Adjutanten Vorschlag gerade durch diese nicht viel besuchte Straße führte. Wie dieser unter Katharinens Fenster war, neigte er zierlich die Spitze seines Degens gegen sie, und in dem Augenblick schaute auch Starhemberg, den seines Begleiters Gruß aufmerksam gemacht hatte, empor, und grüßte ebenfalls höflich, da er Damen am Fenster erblickte. Katharine erröthete wie eine Purpurrose; denn ihr fiel ihres Vetters Verdacht ein.

Was ists? fragte Frau von Preysing, welche bemerkte, daß ihre Tochter und Katharine sich verneigten.

Graf Starhemberg! sagte die erste: Er kommt wahrscheinlich von der Rekognoscirung zurück.

Und er kommt hier durch? Das ist ja ganz und gar nicht sein Weg, bemerkte die Oberstinn.

Wer weiß, erwiederte die Generalinn, was ihn dazu vermocht, gerade durch diese Straße zu reiten? Sie sah ihre Mutter bedenklich an.

War er allein? fragte die Matrone.

Sein Adjutant, Hauptmann Scalvinoni, und ein Paar Offiziere nebst Reitknechten begleiteten ihn, antwortete ihre Tochter.

Scalvinoni! sagte die Oberstinn: Ja, so!

Sie sah Katharinen an, und war eben im Begriff, ein Gespräch einzuleiten, das sie mit den gestrigen Vorfällen bekannt machen sollte, als, wie es in solcher Zeit allgemeiner Bestürzung zu geschehen pflegt, einige Freundinnen der Frau von Preysing eintraten, um ihr zum Theil die Schreckensscenen zu berichten, welche sich diesen Morgen auf dem Land und um die Stadt ereignet hatten, zum Theil sich zu erkundigen, wie sie die Nachricht, daß auch ihr Eigenthum ein Raub der Flammen geworden, aufgenommen, und mit ihr den allgemeinen und besondern Jammer zu beklagen. Mit Erstaunen sahen sie die ruhige Fassung der Matrone; sie gab dem sehr bewegten Gespräche bald eine ruhigere Richtung, so daß es einer von den Damen möglich wurde, auch einer, wie sie meinte, gleichgültigern Begebenheit zu erwähnen, indem sie erzählte, daß sie eben auf dem Herwege den Commandirenden mit seiner Suite begegnet, und es sie interessirt habe, Scalvinoni zu sehen, der so heiter und fröhlich aussehe, als ob er es nicht gewesen, der sich gestern duellirt.

Duellirt? fragte Katharine verwundert.

Ja doch, erwiederte die Fremde: Man erzählt es allgemein, zwischen den Brücken.

Die Oberstinn gab ihrer Tochter einen Wink. Diese suchte mit einer Frage Katharinen zu beschäftigen, und bey Gelegenheit aus dem Zimmer zu entfernen; aber für das in der Welt so neue Mädchen hatte jede solche Anekdote zu viel Interesse. Sie blieb also, und nahm eifrig an der Erzählung Theil. Vergebens versuchte nun Frau von Dünewald, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu wenden; die Erzählerinn war zu voll von ihrem Gegenstande, und so erfuhr Katharine, deren Antheil mit jedem Worte wuchs, nach und nach, daß der Commandirende das Duell habe hintertreiben wollen, daß er den Gegner seines Adjutanten darum früher, als bestimmt gewesen, habe fortschicken wollen, daß aber die streitlustigen Offiziere doch Mittel gefunden hätten, diesen Vorsatz zu umgehen, sich früher zu bestellen, und daß sich der Pohlnische Offizier noch vor seiner Abreise mit dem Scalvinoni geschossen.

Der Pohlnische Offizier? wiederhohlte mit allen Zeichen des Schreckens Katharine, der schon seit einigen der letzten Reden der eigentliche Zusammenhang der Dinge klar zu werden anfing.

Ja doch! erwiederte die Dame: Ein Uhlanen-Rittmeister, oder was er war, den König

Sobiesky an unſern Kaiſer geſchickt, und der dieſen in Stockerau aufgeſucht hat.

Katharine zitterte, daß ſie ſich ſetzen mußte. Die Generalinn trat zu ihr, und wollte ſie leiſe flüſternd bereden, das Zimmer zu verlaſſen. Aber Katharine ſah ſie bittend an, und blieb; denn ſie wollte ihr Schickſal, wie düſter es auch ſey, kennen. Und wie iſt das Duell ausgegangen? fragte ſie.

Der Offizier iſt ein naher Verwandter des Fräuleins, ſagte die Generalinn zu der erzählenden Dame, in der Hoffnung, ſie dadurch aufmerkſam und vorſichtiger in ihren Äußerungen zu machen. Aber dieſe Worte bewirkten gerade das Gegentheil. Die Fremde fühlte ſich dadurch erſt recht aufgefordert, umſtändlich und genau zu ſeyn. Sie erzählte ziemlich breit, was die Generalinn bereits wußte, wie geſtern die beyden Offiziere beym Commandirenden an einander gekommen, wie der Fremde Scalvinoni gefordert, Graf Starhemberg um das Duell zu hintertreiben, jenen, noch geſtern wegzuſchicken gemeint, und die jungen Leute ſich doch getroffen hätten.

Aber mein Gott! rief Katharine zitternd:

Das Ende, das Ende! Wer iſt verwundet? Wer geblieben?

Hoffentlich Keiner, antwortete die Generalinn beruhigend: Solche Zweykämpfe laufen meiſtens ohne bedeutende Verletzung ab. —

Das iſt nicht immer der Fall, fuhr die Erzählerinn fort: Aber Baron Scalvinoni iſt friſch und geſund.

So iſt vielleicht der Rittmeiſter? fragte Katharine ängſtlich.

Das weiß man nicht, erwiederte die Dame.

Aber könnte man es denn nicht erfahren? rief Katharine heftig: Es müßte ja leicht möglich ſeyn, man könnte ſchicken. O gnädige Frau! Sie wandte ſich mit bittendem Geſicht an die Generalinn.

Mein Fräulein! verſetzte die Fremde: Das geht nicht mehr an. Das Duell hatte in den Auen Statt, und die Brücken ſind abgeſchoſſen. Der Pohlniſche Offizier kann verwundet drüben liegen geblieben ſeyn; wir wollen es nicht hoffen, ſetzte ſie tröſtend hinzu, aber *wiſſen* kann man es eben nicht.

Dann wäre es auch beſſer, ſetzte die Generalinn bedeutend hinzu, man wüßte gar nichts! Beruhigt Euch, liebes Kind! Euer Couſin iſt

vermuthlich eben so wohlbehalten, als sein Gegner, und jetzt wahrscheinlich schon bey Sr. Majestät in Linz.

Ach das ist alles nur möglich, gewiß weiß man nichts, kann man nichts wissen! Das sehe ich ein, sagte Katharine: Aber daß man in einem solchen Falle nichts wissen kann, das ist erschrecklich. Mit diesen Worten stand sie auf, und verließ das Zimmer, um in der Einsamkeit ihrem Schmerz, weniger Gewalt anthun zu müssen. Ihr Gemüth war ganz verstört. Die Gräuelthaten, von welchen sie diesen Morgen hatte reden hören, und die sie im Innersten erschüttert hatten, ihres Vetters blutige Gestalt, den sie sich als verwundet oder ermordet vorstellte, verwirrten sich in ihren Gedanken, und alles zusammen drang mit solcher Gewalt auf ihren Geist ein, daß sie in einer Art von Betäubung auf ihr Lager sank, und die Generalinn, als sie nach einer Weile in des Mädchens Zimmer trat, um nach ihr zu sehen, wirklich über den Zustand erschrack, in welchem sie sie fand.

Zum Glücke hatten jene allzuredseligen Damen sich entfernt. Frau von Preysing und ihre Tochter erschöpften alle Gründe, welche sich mit

Vernunft aufbringen ließen, um es Katharinen wahrscheinlich zu machen, daß ihrem Vetter nichts Bedeutendes geschehen seyn müsse, weil er sonst sicher, noch gestern Abend, nach der Stadt gebracht worden, oder eine Nachricht gekommen seyn würde. Aber das alles fruchtete bey dem aufgeschreckten Gemüthe Katharinens nichts. Sie wollte Gewißheit, unumstößliche Sicherheit; ja sie erklärte ihren Beschützerinnen, daß sie die schrecklichste Wahrheit vielleicht besser ertragen würde, als diese marternde Ungewißheit. Endlich fiel der Generalinn ein Weg ein, auf welchem mit manchem Umtrieb und erst bis morgen eine Kunde vom jenseitigen Ufer zu erlangen seyn würde, und sie stand auf und ging fort, von Katharinens Dank und Bitten begleitet, um die nöthigen Anstalten zu treffen.

Einige Stunden vergingen so in dumpfer Angst. Nach Tische trat Don Miguel mit sehr heiterm Gesicht ein, das einen gewaltigen Abstich gegen seine Miene am heutigen Morgen machte, und meldete, daß das Haus der Frau Oberstinn nebst noch einigen wenigen, welche sich in derselben Gegend befanden, durch einen eignen Befehl des Commandirenden von dem allgemeinen Brand ausgenommen und verschont

worden sey. Die Oberstinn wunderte sich sehr, sie äußerte ihr Erstaunen, und glaubte diese unerwartete Schonung durch die weite Entfernung des Hauses von den Stadtwällen, und die daraus folgende Unschädlichkeit desselben erklären zu können.

Möglich! antwortete Don Miguel: Doch scheint es darum nicht so, weil in anderen Vorstädten, noch viel entferntere Gebäude nicht verschont wurden.

So begreife ich nicht, versetzte die Oberstinn: Weiß man nichts von den nähern Umständen?

Ja doch, entgegnete der Haushofmeister: Der Commandirende war kaum vor seinem Hause abgestiegen, und hatte einige Ordres ertheilt, als sein Adjutant sich wieder aufsetzte, pfeilschnell auf seinem Rappen, wie er hier vorbey geritten, auf die Brandstatt gesprengt kam, und den Soldaten, die dort mit Lunten, Pechfackeln und Pulver beschäftigt waren, ihr entsetzliches Werk zu treiben, einzuhalten, und alle Gebäude in der Gegend des Hauses von Ew. hochfreyherrlichen Gnaden stehen zu lassen befahl.

Sonderbar! sagte die Oberstinn. Aber sie sagte nicht alles, was sie dachte, und womit ihre Vermuthung sehr nahe zum Ziel traf, nähmlich,

daß Scalvinoni, dem ein Zufall beym Herumreiten in den Vorstädten entdeckt haben mochte, daß das bedrohte Grundstück der Beschützerinn seiner Angebetheten gehöre, auf irgend eine Weise die Schonung desselben erwirket habe. Don Miguel entfernte sich, Frau von Preysing aber hüthete sich wohl Katharinen etwas von diesem Vorfall wissen zu lassen, da er in dem Augenblicke, wo sie Scalvinoni als den Feind ihres Verlobten, vielleicht gar als seinen Mörder betrachten mußte, nur dazu dienen konnte, ihren Schmerz zu vermehren. Mit Ungeduld und einiger Theilnahme sah sie nun den Nachrichten entgegen, welche ihre Tochter ihr bis morgen zu geben versprochen hatte, und wandte den Rest des Tages theils zu den Anstalten, welche der Anfang der Belagerung in ihrem Hause nothwendig machte, theils dazu an, Katharinen zu trösten, und so viel als möglich zu beruhigen, indem sie ihr für morgen sichere und wahrscheinlich gute Kunde von dem Ausgang des Duells und Sandors Befinden zu bringen versprach.

Der Morgen des vierzehnten Julius 1683 brach nun an, und mit demselben ertönte der Donner der Kanonen von den Wällen des Stubenthores und zog sich bis zum Kärntnerthor herüber.[24]) Al-

les fuhr aus dem Schlafe empor. Wer konnte, eilte auf die Basteyen, auf hohe Dächer und Thürme, und nun erschien das schreckliche Schauspiel der feindlichen Armee in seiner ganzen Größe. Jene Schüsse hatten indessen nur einem Haufen Feinde gegolten, welche vorauseilend bey St. Marx herein gedrungen waren, und sich auf den Anhöhen und hinter den gestern abgebrannten Gebäuden bis gegen den Hundsthurm hinzogen, und denen man mit diesen Schüssen die Lust, noch näher zu kommen, benehmen wollte. Aber weit hin auf der Ebene, die sich über Simmering, Schwechat und Fischamend bis gegen die kleinen niedrigen Berge, welche die Ufer der March und Leytha begrenzen, ausdehnt, und rechts hinüber, wo die sanfte Anhöhe des Wienerberges sich bis zum Spinnenkreuz erhebt, war ringsumher alles mit dem unermeßlichen Heere der Türken bedeckt; Reiterey und Fußvolk, Artillerie, Camehle, Büffel, Rüstwagen und Karren erfüllten die ganze Landschaft, so weit das Auge reichte, und bothen einen Anblick, der zugleich fremd und furchtbar war. Es war, als hätte jeder Halm der Felder sich in einen Krieger, jeder Busch in einen Reiter-Haufen verwandelt. Zahllos schien diese Macht,

und unwiderstehlich, wenn man ihre Ausdehnung, ihre Hülfsmittel, und dann das kleine Häufchen der christlichen Streiter bedachte, das hier, in dem engen Raum der Festung eingesperrt, sich gegen eine solche Meeresfluth von zweymahl hundert tausend Feinden vertheidigen sollte. Schon sah man überall geschäftige Eile im Heere der Türken. Einige Schaaren vertheilten sich zur Arbeit; Andere rückten näher gegen die Stadt vor; dort zogen einige gegen den Strom, und schickten sich an, ihn zu übersetzen. Von Weitem erblickte man den Großvezier, von seinen Bassen und Agas umgeben, auf ihren prächtigen Rossen, deren Sattel und Zeug von Gold und kostbaren Steinen flimmerte, wie er Befehle austheilte, und den verschiedenen Truppen und ihren Befehlshabern ihre Standorte anwies. Nun rückte die ganze Masse allmählich naher, und die Vorposten gelangten bereits auf das Glacis um die Stadt. Des Großveziers Zelt wurde in der Gegend des Gräflich Trautsonischen Gartens, wo jetzt die adeliche Ungarische Garde ist, aufgeschlagen — ein beweglicher Pallast, mit allen Bequemlichkeiten und Erfindungen des asiatischen Luxus versehen, grün, wie die Farbe Mahomeds und von Gold und Sil-

ber weit hinſchimmernd! Ihm folgten bald die Gezelte der Baſſen, die ſich nun dem Kärntner- und Schottenthore gegenüber lagerten, und nach Verlauf von wenigen Stunden war die ganze Umgegend, ſo weit man ſehen konnte, mit Gezelten verdeckt, eine bewegliche feindliche Stadt, welche die kleine feſtſtehende, wie Fluthen des weiten Meeres ein winziges Eyland, umringten.

Ein ſtarkes Schießen von der Seite der Donau her, und der Pulverdampf, der aus jener Gegend in die Luft wirbelte, richteten bald alle Augen dorthin, und man ſah die Türken in ſtarken Haufen den Strom durchwaten, und ſo das andere Ufer erreichen, wo ein Theil der Kaiſerlichen Cavallerie ſich in der Leopoldſtadt und dem Prater verſchanzt hatte. Das Gefecht wurde hitzig, aber die Türken ſtrömten in ſtets neuen Schaaren hinüber, und mit dem Gefühl des heißeſten Schmerzens ſah man von den Thürmen der Stadt die befreunderen Truppen ſich nach tapferer Gegenwehr zurückziehen, und die letzte Brücke, welche die Danauinſeln mit dem jenſeitigen Lande verband, abwerfen. Nun war jeder Zuſammenhang mit dem hülfreichen Heere abgeſchnitten, und zugleich für Katharinen jede Hoffnung zernichtet, Nachricht von San-

dor zu erhalten, und die Angst ihres Herzens zu endigen. Die Stadt war ringsum nur von wüthenden Barbaren umringt. Die Türken ergossen sich durch alle Donauinseln, zerstörten die Gebäude der Leopoldstadt, ließen die Favorite des Kaisers (den Augarten) in Flammen aufgehen, und plünderten und verheerten, was die Bewohner derselben nicht früher in die Stadt oder übers Wasser zu flüchten im Stande waren. Unter den übrigen Einwohnern dieser Insel war denn auch unser früher bekannte Kolschützky, der das Loos der Mitbürger, unter welchen er sich niedergelassen, theilen mußte. Doch trug er diesen Glückswechsel mit heiterm Muth, und eine plötzliche Umstaltung seines Geschickes fand ihn viel weniger unbeholfen oder rathlos, als Viele andere. Als Lieutenant trat er in die Freykompagnie, welche ein gewisser Hauptmann Frank aus Bürgern von Wien errichtet hatte, sah an diesem unglücklichen Tage den Rauch seines kleinen Hauses mit ruhiger Fassung zum Himmel aufsteigen, war froh, seine beste Habe und sein Leben geborgen zu haben, und bereit, sich überall brauchen zu lassen, wo ein Unternehmen Muth und Klugheit forderte.

Bis gegen Abend waren nun alle Anstalten

der Türken zur Errichtung und Ausschmückung ihres Lagers gemacht, und nun näherte sich eine Art Herold den Stadtwällen, und warf eine übermüthige Aufforderung, sich zu ergeben, über die Contrescarpe. Sie wurde dem Grafen Starhemberg überbracht, aber keiner Antwort gewürdigt. Bald darauf sah man die Türken gegen St. Ulrich und überhaupt der Burg- und Löwel-Bastey gegenüber ihre Arbeiten mit Eröffnung der Laufgräben und Approchen beginnen. Das Loos über die Hauptstadt war gefallen, das lange erwartete Unglück eingetreten, und mit banger Erwartung sahen die Bewohner den kommenden Tagen, und einer mehr ängstlich gehofften, als fröhlich geglaubten Errettung durch die befreundete Macht entgegen, welche sich auf dem jenseitigen Donauufer sammeln, sobald sie sich stark genug zum Entsatz der bedrängten Stadt fühlen würde, über die Donau gehen, und die Vormauer der Christenheit den Händen der Ungläubigen entreissen sollte.

Anmerkungen.

1. 2. 3. 4. 5. Geschichtlich nach Fuhrmann, Seusau und andern.

6. Graf Leopold Collonits war Bischof von Neustadt und diente früher als Maltheser mit großer Tapferkeit gegen die Türken. Bey der Belagerung Wiens erwies er sich ungemein thätig in Betreibung aller Anstalten zur Versorgung der Kranken, Verwundeten und Armen.

7. 8. 9. Geschichtlich.

10. Kolschützky, der Grieche, und nachmahlige erste Kaffehwirth in Wien, hat in der Belagerung dieser Hauptstadt im Jahre 1683 eine so wichtige Rolle gespielt, daß ich es nicht für unpassend gehalten habe, ihn durch einen erdichteten Zusammenhang mit dem Hause der Grafen von Zriny näher an die Hauptpersonen und die Fabel des Buches zu knüpfen.

11. Geschichtlich.

12. Es gingen damahls, wie P. Fuhrmann, und das Buch: Leben und Thaten Leopold des I. sagen, mancherley Gerüchte über die Plane der Malcontenten und Türken, sich bey der Abreise des Kaisers von Wien seiner Person zu bemächtigen, und der Kammerherr Graf Zriny soll sich durch seine Familie oder Freunde haben brauchen lassen, seinem Monarchen die Reise auf dem rechten Donauufer anzurathen.

13. Graf Niklas Zriny fiel in der heldenmüthigen Vertheidigung der Feste Sigeth. Theodor Körners Tragödie hat das Andenken dieses Helden bey uns verherrlicht. Einer seiner Neffen oder Großneffen war Ban von Croatien, hieß ebenfalls Niklas wie sein Ahnherr, zeichnete sich als tapferer Kämpfer gegen die Türken, als eifriger Staatsmann, und als Dichter aus, und nahm auf einer Jagd durch einen wilden Eber, der ihn tödtete, ein trauriges Ende.

14. Geschichtlich.

15. Dieser falsche Lärmen verbreitete sich wirklich am siebenten Julius in der ganzen Stadt, und erzeugte die größte Bestürzung.

16. Ganz geschichtlich.

17. Der damahlige Bürgermeister von Wien hieß Herr von Liebenberg, so wie auch die Hofchargen von den im Buche genannten Herren bekleidet wurden.

18. Geschichtlich.

19. P. Fuhrmann schildert diese Flucht der Bewohner Wiens mit vielen kräftigen und treuherzigen Zügen, wie diesen Flüchtigen die Tartarn gleichsam den Weg gewiesen durch die sprazelnde Gluth des auf dem Gallenberg gelegenen Camaldulenser-Klosters.

20. 21. Geschichtlich.

22. Das Zeichen, wie hoch das Blut der Ermordeten damahls stand, ist noch in Bertholdsdorf (Peterstorf) an der Mauer der Kirche zu sehen.

23. Croatendörfchen hieß die Gegend, wo jetzt ungefähr die Vorstadt Spitlberg steht. Das Abbrennen der Vorstädte auf Befehl des Stadtkommandanten ist geschichtlich.

24. Von hier an bis zu Ende sind alle Umstände geschichtlich.

Die
Belagerung Wiens.

Von

Caroline Pichler,

geborenen

von

Greiner.

Dritter Theil.

Wien, 1824.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Die Belagerung Wiens.

Dritter Theil.

Es war ein trüber Morgen nach einem furchtbaren Gewitter, das in den Hochgebirgen zwischen Salzburg und Österreich die Nacht durch getobt hatte, und dessen Reste jetzt noch in Nebeln und schwerem Gewölk auf den Stirnen der Berge lasteten. Dunkel lagen weit ausgegossen die Fluthen des Wolfgangsees zwischen den ernsten Felsenmassen, die ihn von allen Seiten umkränzen. Nebelstreifen hatten sich schichtenweise auf die Berge hingelagert. Nur wenige Gipfel streckten sich aus dem umhüllenden Schleyer hervor, die meisten waren dicht umwölkt, und ließen eine Fortsetzung des bösen Wetters mit Regen oder wohl gar mit Schnee fürchten; denn obgleich der Augustmonath erst angefangen hatte, so ist es in jenen Gegenden nichts seltnes, nach Gewittern oder langem Regen, wenn die Luft sich sehr abkühlt, Schnee die Gipfel der Berge bedecken zu sehn.

Da glitt ein einsamer Nachen über die kaum beruhigten Fluthen des Sees hin, in welchem nebst den Knechten, die ihn ruderten, und einem Bedienten sich zwey Reisende befanden. Es war ein ältlicher Mann von langer hagerer Gestalt, in einen Reisemantel dicht eingeschlagen. Ein schiffartig gestülpter Huth, der schwarze Kragen, der am Halse sichtbar war, und seine ganze Haltung ließen auf den geistlichen Stand des Mannes schließen. Um so befremdender schien seine Begleitung. Es war ein wohlgebildetes Frauenzimmer, das vielleicht nicht über zwanzig Jahre zählte. Ihr zierlicher Reiseanzug hatte von den Unbilden der Witterung gelitten, ihre edlen Züge waren mit auffallender Bläße bedeckt, die hellblauen Augen trugen Spuren von frischen Thränen, die ganze Gestalt den Ausdruck tiefer Traurigkeit, und alles schien anzudeuten, daß die Lage, in der sie sich in diesem Augenblick befand, etwas Außerordentliches, von einem besonders harten Schicksal Aufgezwungenes sey. Zuweilen erhob sie das schöne Gesicht und blickte mit trübem Ausdruck auf die himmelhohen Felsenmassen hin, deren ernste Formen ihr so düster und unerbittlich erschienen, wie ihr Schicksal; dann hob ein Seufzer die

schwerbeladne Brust, und ihr Auge wandte sich ab von jenen starren Gestalten, und senkte sich auf den See, dessen schwarze Wogen den Kahn schaukelten, sich rauschend bey jedem Schlage des Ruders theilten, und die dunkle Tiefe, von leichtem weissen Schaum umsäumt, zeigten. Was mochte unter diesen verhüllten Regionen sich bergen! Wie mancher Körper eines Unglücklichen, den die Wuth der Elemente oder eigne Unbesonnenheit in das nasse Grab gebettet, moderte vielleicht da unten, und ließ seinen Freunden nicht einmahl den Trost, seiner irdischen Hülle die letzte Treue zu erweisen! So fand ihr trauerndes Gemüth in jedem Gegenstande einen neuen Anlaß zu düstern Betrachtungen, und einen treuen Spiegel der eignen Stimmung; sie schwieg gern, und war froh, daß auch ihr Begleiter selten sprach.

An der Seite des Sees, an der sie fuhren, stieg eine lange starre Felsenwand beynahe scheitelrecht zum Himmel empor, und both nur an wenigen Stellen ein grünes Plätzchen am Ufer, oder ein umbüschtes Vorland dem müden Auge zur Erquickung dar.

Das ist der Falkenstein, sagte einer der Knechte, indem er sich gegen den Geistlichen wandte,

und mit dem erhobenen Ruder auf die Felsenmauer wies: — und da oben wohnt der heilige Wolfgang.

Mein Sohn! antwortete der Geistliche: Das wird schwerlich also seyn. Es sind Jahrhunderte vergangen, seit der heilige Mann hier lebte. Einst hat er freylich hier gewohnt, als er noch unter den Menschen wandelte.

Wer war dieser Mann? fragte das Frauenzimmer.

Ein Glaubensprediger, gnädige Frau, und ein Apostel der Heiden in diesen Gegenden! erwiederte der Geistliche: Seinen Bemühungen und denen seines Gefährten Colomannus verdanken diese Länder größtentheils die Segnungen des Christenthums und einer anfangenden Cultur. Diese frommen Männer kamen hierher, führten eine strenge Lebensweise, verbreiteten durch Wort, Beyspiel und Taufe die trostreiche Lehre von der Erlösung und Vergebung der Sünden, und brachten viel tausend Unglücklichen menschliche Sitten im Leben, und Beruhigung im Tode.

Ein schöner Beruf! erwiederte die Frau: Lohnender und beglückender, als die blutige Bahn des Helden, oder die zweifelhafte des Staats-

mannes, der in die verhüllte Urne der Zukunft greift, und nicht weiß, ob er durch seine Entwürfe, Fluch oder Segen für sich und sein Volk daraus zieht! Sie seufzte bey diesen Worten tief auf.

Darum ist es billig, erwiederte der Geistliche, daß der Mensch, der Wurm von gestern, sich nicht vermesse, solche Plane zu entwerfen, sondern demüthig entweder auf dem Posten, wohin ihn die Vorsehung gestellt, das Gute zu wirken trachte, das er erreichen kann, oder warte, bis ihr deutlicher Fingerzeig ihm seine weitern Schritte vorzeichne.

Und wenn er diesen Fingerzeig erkannt zu haben glaubt? antwortete die Frau: Wenn er sich berufen fühlt —

Gnädige Frau! fiel der Geistliche ihr ein: Dem Allmächtigen kann es nicht an Zeichen fehlen, seinen Willen glaubhaft vor den Gemüthern der Sterblichen kund werden zu lassen; nur muß der Mensch einfach und fromm genug seyn, um sie zu erkennen und anzunehmen.

Und welches wären diese Zeichen? fragte die Frau zweifelnd.

Zuerst, daß sie nie einer heiligen Pflicht widerstreben, dann, daß sie unsern innern Frieden

nie stören, und wenn sie Streit in uns erregen, dieser nicht mit unsern Tugenden, sondern immer mit unsern alten Fehlern und Leidenschaften geführt werden muß.

Die Frau senkte den Blick und schwieg. Nach einer Pause sagte sie: Es würde viel Großes und Edles in der Welt unterblieben seyn, wenn man stets dieser Richtschnur hätte folgen wollen

Großes? Das ist möglich! entgegnete der Geistliche: Aber das Große, was in der Welt geschehen, ist nicht immer das Edle und Gute gewesen. Gott erlaubte, daß es geschehe, wie er dem Gewitter dieser Nacht zu toben erlaubte. Seine Weisheit wußte auch aus diesen Stürmen Gutes zu ziehen, und sich des Stolzes und der Leidenschaften der Menschen zu ihrer Strafe und Besserung, und zum allgemeinen Wohl zu bedienen.

Indem er dieß sagte, waren sie an einer Erdspitze vorbey gefahren, auf welcher ein einzelnes Felsenstück sich ziemlich hoch in die Luft erhob, und auf dessen Gipfel ein prächtiger Eichbaum zerrissen, halb verbrannt, mit weit verstreuten Ästen da lag.

Die Reisenden betrachteten das düstere Schau-

ſpiel. Das hat der Donner in der letzten Nacht gethan, ſagte der Eine Schiffer: Es war ein ſchöner Baum! Schade darum!

Das iſt ſein Bild! ſagte die Frau, indem ſie finſter die geſtürzte Eiche betrachtete: So mitten in ſeinem ſtolzeſten Wuchſe, in ſeiner Blüthe, in ſeiner Pracht, vom Blitz niedergeſchmettert, ohne Hoffnung, ſich je wieder zu erheben! Ein entſetzliches Schickſal! Sie verhüllte das Geſicht und weinte.

Es iſt Gottes Hand, die ihn geſchlagen! erwiederte der Geiſtliche: Wir müſſen glauben, daß es wohlgethan ſey und anbethen.

Ja bethen, bethen, und nicht ablaſſen, ſagte der Schiffer, der von dem Geſpräche nur einzelne Worte verſtand: Das iſt recht. Was thäten wir armen Leute denn, wenn uns der See die Felder zerreißt, oder der Schnee im Winter die Häuſer eindrückt, oder der Gießbach die Erde vom Acker wegſchwemmt? Wir müſſen bethen, und der heilige Wolfgang erhört uns auch.

Ach ſelig, wer ſo glauben kann! rief die Frau.

Gewiß, antwortete der Geiſtliche: Das iſt der Frieden, den Gott gibt.

Ihr glaubt nicht, fuhr der Bauer fort, daß der heilige Wolfgang da oben wohnt? Und er

ist doch dort, er antwortet uns ja, wenn wir ihn fragen.

Er antwortet euch? fragte der Geistliche verwundert: Irrt ihr euch nicht, mein Sohn?

Wie sollten wir? sagte der zweyte Schiffer: Wir befragen ihn ja so oft, und er gibt deutlich Antwort. Aber man muß mit Glauben und Vertrauen fragen.

Das versteht sich, sagte der Geistliche: Und wie antwortet er denn?

Das könnt ihr gleich hören. Was wollt ihr ihn fragen?

Ich habe nichts zu fragen, versetzte der Geistliche, und halte es für unerlaubt, Gott zu versuchen.

Der Heilige antwortet? rief die Frau, die durch das Gespräch aufmerksam gemacht worden war: Man kann sein Schicksal erfahren?

Ich weiß nicht, was ihr meint, antwortete der Schiffer: Aber uns sagt der Heilige deutlich Ja oder Nein, wenn wir ihn fragen.

Das möcht' ich hören, rief die Frau lebhaft: Er soll mir sagen, ob das, was ich denke, geschehen wird oder nicht. Wenn er ein Heiliger ist, wenn er vor Gott steht, so muß er's wissen.

Gnädige Frau! fiel der Geistliche ermahnend

ein: Wo denkt ihr hin! Schämt euch des kindischen Vorwitzes!

O der Unglückliche darf vorwitzig seyn! rief sie: Wenn unser ganzes Erdenglück an einer einzigen Frage hängt, wenn die nächste Stunde, über unsere ganze Zukunft entscheidet — o wann ist Vorwitz erlaubt, wenn es da nicht ist! Fragt, fragt, ihr guten Leute, rief sie den Schiffern zu, ob das, was ich wünsche, um was ich bethe, geschehen wird oder nicht!

Gut! sagte der Schiffer: Ihr sollt gleich hören. — Sie hoben die Ruder, der Kahn stand still, das Geräusch des Wassers schwieg. Heiliger Wolfgang! rief er nun mit lauter Stimme: Wird das geschehn, was die Frau da denkt? Sag Ja oder Nein! Eine augenblickliche Stille erfolgte; die Frau horchte ängstlich. Auf einmahl ertönte ein helles Nein von der Spitze des Berges, und ringsum wiederhohlten alle Felsengipfel den grellen Ton. Nein, nein, nein! scholl es von allen Seiten. Die Frau sank entsetzt zusammen. Ihr Urtheil schien gesprochen, sie zitterte, sie erblaßte, und es bedurfte alles ernsten Zuredens des Geistlichen, um ihr begreiflich zu machen, daß dieses Nein gar nichts entscheide, daß es ein Spiel der Natur und die

nothwendige Folge des Rufes des Schiffers sey. [1])

Wohl! sagte sie endlich mit bleichen bebenden Lippen: Es soll das Echo seyn, nicht die Stimme des frommen Einsiedlers selbst. Aber welcher Zufall war es denn, der dem Schiffer das Nein zum letzten Worte wählen ließ? Sprach er Ja, so klang auch die Antwort Ja! Aber er sagte das Nein zuletzt, und dieß rief den entsetzlichen Ausspruch hervor.

Der Geistliche hatte Mühe, dieß aufgeregte Gemüth wieder einigermassen zur Ruhe zu sprechen, das von Unglück und Leidenschaften tief erschüttert, ohne wahre religiöse Gesinnung zwischen Unglauben und Aberglauben schwankte. Nach und nach, wie der erste Eindruck jenes gräßlichen Nein verhallt war, sammelte sich ihr Geist wieder, sie hörte dem Geistlichen gefaßter zu, und vermochte es, auf die Gegenstände außer sich zu achten. So erblickte sie nun zu ihrer Rechten am jenseitigen Ufer den ziemlich bedeutenden Ort St. Gilgen, der schon im Salzburgischen Gebieth liegt, und nun erschien, wie die Riesenmassen des Falkensteins sich etwas vom Ufer zurück zogen, das Dorf und die Kirche von St. Wolfgang, die längst durch Sa-

gen und Wunder in der ganzen Gegend bekannt, und der Zielpunct mancher andächtigen Wallfahrt, und mancher frommen Gelübde war.

Der Schiffer zeigte den Reisenden den Ort; er erzählte viel von der Schönheit der Kirche, und den Wundern, welche dort geschehen waren, und wie prächtig jetzt alles für die Ankunft des Kaisers zugerichtet worden war. [2])

Also hier, hier in diesem kleinen, einsamen Gebirgsdorf hat einer der größten Monarchen der Erde seine Zufluchtstelle suchen müssen! sagte die Frau: Ach was ist der Mensch, was ist Macht und Größe vor dem unerbittlichen Ausspruch des Schicksals, das mit allen unsern Hoffnungen und Planen ein grausames Spiel treibt!

Sagt lieber, gnädige Frau, erwiederte der Geistliche — was ist der sterbliche Mensch und seine kurzsichtigen Entwürfe vor dem Auge des Allmächtigen und Allwissenden, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit Einem Blicke durchschaut, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag, der alle unsere Begebenheiten nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen lenkt, und Unglück, Flucht und Entbehrung zu unserer wahren Besserung, zur Verherrlichung seines Nahmens dienen zu machen weiß?

Die Frau schüttelte das Haupt. So erscheint es mir nicht, sagte sie: Nein, mir ist die Macht, welche die Weltbegebenheiten lenket, eine blinde unerbittliche Gewalt, und ich habe sie nicht anders empfunden.

Unser Glaube, gnädige Frau, ist der treue Spiegel unsers Gemüths, und wenn wir uns einmahl von dem Weg der Wahrheit entfernt haben, treiben Leidenschaft, Eigennutz und klügelnder Vorwitz ihr Spiel mit uns. Wir glauben freylich nicht mehr, was die Kirche lehrt; aber wir lassen uns durch jene von einem Irrwahn zum andern treiben, und glauben mit jedem Augenblick etwas anders.

Die Frau schwieg tiefsinnig. Der Geistliche fuhr fort: Es ist nicht die Zeit, über so etwas weitläufiger zu sprechen. Die Hand des Herrn liegt schwer auf Euch. Ihr verdient und bedürfet Theilnahme, und es wäre lieblos, euch noch mit den Schrecken eines erwachenden Gewissens zu peinigen. Wenn aber aus den Trübsalen, welche Gott über euch zu verhängen für gut fand, euer Seelenheil gerettet hervorgeht, dann wird sich rechtfertigen, warum die Trübsale da waren.

Während der Geistliche dieß gesprochen, war der Kahn mit den Reisenden so ziemlich in die

Nähe von St. Wolfgang gekommen. Die Frau hob jetzt den Blick, den sie fast immer zur Erde gesenkt hielt, empor. Die Gebäude des Orts, die hohe Kirche standen ganz nahe vor ihr. Ein kleiner Garten, terassenweise in den Felsen gehauen, und zur Nothdurft mit fruchtbarer Erde bedeckt, streckte sich an der Sonnenseite gegen den See herab, und bekleidete das starre Gestein mit Blumen und fruchttragenden Bäumen. Seht, sagte der Geistliche, was Arbeit und ernster Wille vermag! Der harte Fels muß Blumen treiben, aus trockenem Gestein wachsen saftige Früchte. Aber bearbeitet mußte der feste Boden werden, tief verwundet durch Schaufel und Haue, und mit vielen Thränen des Regens und Thaues befeuchtet, bis er diese Fülle von schönen Pflanzen hervorbrachte. Das ist der Nutzen der Trübsale, und der Segen der Schmerzen.

Die Frau schüttelte abermahls das Haupt und schwieg. Ihr Herz war dieser Art von Trost und Beruhigung in seinem allzutiefen Jammer noch nicht fähig, und der Geistliche schwieg nun auch. Nach einer Weile begann sie: Mein Gemüth ist so tief bekümmert, daß, was vor wenigen Stunden, als die Erfüllung meines lebhaf-

testen Wunsches, mein höchstes Verlangen war, mir nun, seit es nahe vor mir steht, ein Quell der Angst und neuen Sorge wird. Wird der Kaiser auch sicher hier seyn? Wird er uns verlassen? O mein Gott! Ich ertrüge eine abschlägige Antwort nicht.

Wir haben keinen Grund, dieß zu befürchten, gnädige Frau! antwortete der Geistliche: Die Weisungen, welche wir in Linz bekamen, sind zu bestimmt. Se. Majestät haben, weil sie sich in der offnen Stadt und auf dem flachen Lande umher doch nicht ganz sicher vor einem feindlichen Überfall glaubten, diese einsame abgelegne Gegend gewählt, und sich vor ungefähr fünf bis sechs Tagen aus der Hauptstadt der Provinz hierher begeben. Die Sache an sich ist sicher, der Hof war nicht mehr in Linz, als wir ankamen. Jedermann sagte uns dasselbe. Wir haben auf dem Wege hierher, auf welchem wir ihm beynahe Schritt vor Schritt nachfolgten, dieß überall bestätigen gehört, und es bleibt also vernünftiger Weise kein Zweifel, daß wir Se. Majestät hier finden. Auch müßte ich mich sehr irren, wenn ich nicht dort am Ufer ein paar Leiblaquaien in kaiserlicher Livree gehen sähe.

Richtig, es ſind Hofbediente. — Er ſah noch einmahl ſchärfer hin, und fand es ſo.

Gut denn, der Kaiſer ſoll da ſeyn! antwortete ſie: Aber werde ich vorgelaſſen werden? Wird nicht mein Nahme ſelbſt, der Nahme meines unglücklichen Gemahls, mir des Kaiſers Ohr und Herz verſchließen?

Der Graf hat den Kaiſer ſchwer beleidigt, antwortete der Geiſtliche: Er hat nicht allein ſeinen Monarchen, er hat auch ſeinen väterlichen Freund an ihm verrathen. Aber Leopold iſt eben ſo gütig, als er gerecht iſt. Er wird die in dieſem Puncte ſchuldloſe Gattinn von dem verbrecheriſchen Gemahl zu ſcheiden wiſſen, Euch nicht die Schwere ſeiner kaiſerlichen Ungnade fühlen laſſen. Und zu dem, wir ſind gut empfohlen, das wißt ihr. Der eigenhändige Brief unſers Bothſchafters in Paris, meine Schreiben, die ich theils von unſern Ordensobern, theils von der Erzherzoginn Gouvernante aus Brüſſel bringe —

Ich weiß, was ich euch danke, antwortete die Gräfinn; denn der Leſer wird bereits errathen, daß Niemand anders als Ludmilla und Pater Iſidor die beyden Reiſenden waren, welche in dem kleinen Nachen über den See kamen, und den Kaiſer in ſeiner verborgenen Zufluchts-

stätte aufsuchten, den sie vergebens deßwegen früher in Linz zu treffen versucht hatten.

Ich weiß, fuhr sie fort, daß ohne die freundschaftliche Güte, mit der ihr mich auch in Paris aufgesucht, und euch meiner angenommen, ich das nicht hätte erreichen können, was mir der jetzige Augenblick gewährt, die Hoffnung, mit dem Kaiser zu sprechen und ihn um die Erlaubniß anzuflehen, meines unglücklichen Gemahls Gefangenschaft theilen zu dürfen.

„Gnädige Frau! Rechnet einem schwachen Menschen nicht an, was er nur unter Gottes sichtbarem Beystand zu vollführen gewürdigt wurde. Es war seine Fügung, welche euer Schicksal und die Richtung meiner Geschäfte schon seit längerer Zeit in eine Art von Verbindung brachte. Glaubt mir! Bereits auf Schloß Clamm waret ihr, die ich damahls nicht persönlich kannte, mir ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, und obgleich entfernt, wußte ich mehr von euch und euerm Lebenswandel, als ihr ahnen konntet.

Doch, doch! rief Ludmilla: Ich fühlte die geheimen Einwirkungen, wenn ich auch nicht wußte, woher sie eigentlich kamen; und, daß

ich es nur aufrichtig gestehe, ich fühlte sie mit innerer Angst und Abscheu.

Hier seht ihr, antwortete Pater Isidor, wieder einen auffallenden Beweis, wie selten der Mensch sich, und was ihm frommt, erkennt, wie er verabscheut, was er segnen sollte, und wieder leidenschaftlich an einem Gegenstand hängt, der ihm zeitliches und ewiges Verderben bringt!

Ludmilla schwieg. Sie dachte an Zriny, den der strenge Mann wohl eigentlich gemeint hatte; aber sie empfand, daß sie trotz jenes Verderbens ihn heiß liebe, und ewig lieben werde.

Als ich aber auf höheren Befehl selbst nach Paris kam, fuhr der Geistliche fort, waret ihr eine der ersten Personen, nach welcher ich mich erkundigte, und es wiesen mich noch andere geheime Nachrichten an euch, und würden mir euer Wohl wichtig gemacht haben, wenn es mir das nicht schon früher gewesen wäre. Aus Pohlen waren geheime Aufträge da —

Aus Pohlen? unterbrach Ludmilla den Geistlichen erstaunt: Kenne ich doch dort Niemand —

So kennt man doch Euch, erwiederte Pater Isidor: Vom Hofe des Königs, durch bedeutende Personen, wurde mir und mehreren An-

dern euer Schicksal empfohlen, und so kam es zuletzt, daß ich mich euch vorstellte.

Gott segne euch dafür, und auch jene unbekannten Wohlthäter, die sich meiner angenommen! rief Ludmilla. — Aber in diesem Augenblicke war auch der Kahn an's Ufer gelangt. Rauschend schlug die Fluth an das Vordertheil desselben, wie der Schiffer mit angestemmtem Ruder das Weitergleiten hemmte. Der Geistliche erhob sich, um den Kahn zu verlassen, während der andere Ruderer an's Land sprang, um denselben fest zu binden. Ludmilla aber, wie jetzt der geräumige Pfarrhof, den man ihr als des Monarchen Wohnung nannte, und somit die Entscheidung ihres Schicksals ganz dicht vor ihr stand, zitterte so, daß ihr Pater Isidor und der Bediente beym Aussteigen behülflich seyn mußten. Sie führten sie den kurzen Weg bis an das Haus. Ihre Bläße, ihr halb zierlicher, halb vom Unwetter dieses Morgens beschädigter Anzug, selbst ihre Schönheit und Jugend machten an diesem einsamen Orte Aufsehen. Die wenigen Personen, welche ihnen begegneten, sahen ihr verwundert nach. Am Pfarrhof blieb sie mit ihrem Diener zurück, während der Geistliche, sich bey dem Thürsteher meldend, die Weisung

erhielt, einige Augenblicke zu verziehen, bis man dem Kammerherrn sein Gesuch berichten könne.

Da es vermuthlich lange dauern durfte, bis Pater Isidor sich den Weg zur Person des Monarchen selbst eröffnen konnte, rieth er Ludmillen, indeß an einem anständigern Orte, als hier unter dem Thorwege, seiner zu warten. Eben ertönte die Glocke zur Messe. Geht indessen in die Kirche, gnädige Frau! sagte der Geistliche: Sucht dort Fassung und Ergebung im Gebethe, wenn ihr könnt! Er aber wandte sich, um dem Thürsteher zu folgen, der ihn in die innern Gemächer rief. Ludmilla ließ sich den Weg nach der Kirche zeigen, und trat nun mit mehreren Menschen zugleich in das hohe, kühn aufstrebende Gewölbe.

Sie ging langsam bis zum Hochaltar hinauf. Die ganze Decke der Kirche war durch die gothischen Spitzbogen, die sich in luftiger Höhe wie eben so viele Zweige eines Waldes in einander schlangen, in regelmäßige Felder getheilt, die mit sehr zierlichen Gemählden, heiligen Geschichten in Gold und lebhaften Farben dargestellt, ausgefüllt waren, und dem Ganzen ein prächtiges und zugleich heiteres Ansehen gaben.

Den Hochaltar, auf welchem das Meßopfer mit geziemendem Anstand gehalten wurde, zierte ein treffliches Denkmahl alter deutscher Mahlerkunst, ein Gemählde, das auf dem Hauptblatt und zwey auf beyden Seiten bemahlten Flügelthüren die Legende des heiligen Wolfgang, auf kindlich fromme Art mit den Personen der heiligen Geschichte vermengt, vorstellte. Die Pracht dieses Gotteshauses, die feyerliche Andacht machten einigen Eindruck auf Ludmillen, welche zwar solcher Rührungen seit langem entwöhnt, aber doch nicht im Stande war, alle früher eingepflanzten Vorstellungen ganz aus ihrer Seele zu verdrängen. Auch zogen eben mit lautem Singen und Gebeth Pilgrime bey dem untern Thor herein, die Gelübde und Andacht an den Schrein des heiligen Einsiedlers und Heidenapostels führten. Ihr frommer Gesang, das inbrünstige Gebeth, das Vertrauen, mit welchem Ludmilla diese einfachen Landleute sich an der kleinen Felscapelle niederknieen sah, welche jetzt linker Hand von der grossen Kirche umschlossen steht, und einst die Zelle des gottgeweihten Mannes war, erregten in ihr den flüchtigen Wunsch, daß doch auch *sie* so einfach glauben, so mit Vertrauen Abhülfe ihres unendli-

chen Jammers an heiliger Stätte möchte erwarten können!

Sie folgte dem Zug der Pilger, ſie näherte ſich der Felscapelle, ein kleiner, düſterer Raum, von einer engen Öffnung, die zum Fenſter diente, dürftig erhellt, rauher Fels, von keiner Bequemlichkeit, ja nicht einmahl von der erſten Nothwendigkeit des Lebens zeugend. Und hier hatte der Einſiedler aus freyer Wahl gelebt, weil er ſich Gott weihen, weil er Gutes ſtiften, weil er ſeinen Nebenmenſchen die Segnungen des Chriſtenthums bringen wollte! Ein Landmann, den ſeine Jahre und ſein Ausſehen ehrwürdig machten, ſtand ihr zunächſt. Er hatte ſchon eine Weile die vornehme Frau in ihrem fremden Anzug betrachtet. Der Ausdruck von Leiden in dem ſchönen Geſicht mochte ihn angezogen haben, und er ſie ebenfalls für eine Unglückliche halten, welche hier am Altare des Heiligen Hülfe oder Tröſtung ſucht. Er redete ſie an, ſie wandte ſich mit ihren Fragen an ihn, und ließ ſich von dem Alten die ganze Legende des heiligen Wolfgangs erzählen, wie fromm er gelebt, wie hart er ſich caſteyet, wie er ſich oft auf jenen Felsblock, der mit einem Geländer umgeben der Capelle zur Seite ſtand, gewor-

fen, um das widerſpenſtige Fleiſch zu ertödten, wie der böſe Feind, um dieſe fromme Abſicht zu ſtören, dem Stein ſeine natürliche Härte genommen, und ihn ſo weich gemacht habe, daß er unter den Eindrücken der Kniee und Arme des Heiligen nachgegeben, und man noch die Spuren an dem Blocke erblicke, wie ſich der Heilige geweigert, das Bisthum von Salzburg anzunehmen, als man es ihm auftragen wollen, und ſich lang hier in den Schluchten der Berge verborgen gehalten habe, und welche Wunder er bis zu ſeinem Martertod gewirkt. [3])

Die Gräfinn Zriny, welche in Paris ganz anders von ſolchen Dingen hatte denken gelernt, hörte Jenem aufmerkſam, aber ungläubig zu; dennoch konnte ſie ſich nicht erwehren, den feſten Glauben des Landmannes zu beneiden, und fromme Regungen, die erſten ſeit langer Zeit, bewegten ſich in ihrer Bruſt. Sie ſank mit den Pilgern auf das Steinpflaſter nieder, ſchickte ein heißes Gebeth zum Himmel empor, und flehte um Rettung, oder um die Möglichkeit, ſich in Demuth und Glauben zu unterwerfen.

Beruhigter erhob ſie ſich endlich, und kehrte in den Bethſtuhl, den ſie verlaſſen, zurück. Bald darauf zeigte ſich Pater Iſidor in der Kir-

che, und es schien ihm angenehm, Ludmillen in sehr anständiger Sammlung bethend zu finden. Als die Feyer der heiligen Messe vorüber war, näherte er sich ihr, und sagte ihr ins Ohr: Wir können kommen, Se. Majestät ist vorbereitet, und erlaubt euch, vor ihm zu erscheinen. Diese Worte in diesem Augenblick machten einen heftigen Eindruck auf Ludmillen. Ein Theil, wenn auch ein kleiner, ihres großen heißen Wunsches war schon gewährt, und die ängstlich bezweifelte Erlaubniß erhalten. Sie erhob sich zitternd. Wollte der Himmel sich ihrer erbarmen? Hatte ihr banges Rufen wirklich an die unerbittlichen Rathschlüsse der Vorsehung gerührt? Durfte sie hoffen? Sie folgte wortlos ihrem Führer. Jetzt galt es. Sie sollte dem von ihrem Gemahl aufs tiefste beleidigten Fürsten vor die Augen treten, und von dem mit Recht Erzürnten eine neue Vergünstigung erbitten. Das stand wie ein ungeheures Unternehmen, wie etwas ganz Unausführbares vor ihr. Ach, dachte sie innerlich: Wer, wie diese Landleute, den Heiligen anflehen, und von ihm Stärke und Muth erbethen zu dürfen glauben könnte!

Ihre Kniee trugen sie kaum auf dem kurzen Weg von der Kirche bis in den Pfarrhof. Pa-

ter Isidor mußte sie unterstützen. Er sprach ihr Muth ein, er schilderte ihr Leopold als einen überaus gütigen und milden Herrn, als einen Vater seiner Untergebnen, und ließ sie aus der bewilligten Audienz auf eine wenigstens nicht ungnädige Aufnahme schließen.

Man empfing sie und ihren Begleiter mit Achtung, und führte sie die Treppe hinauf über den düstern gepflasterten Gang, der vor den Zimmern hinab lief, und auf welchem mehrere dunkle hohe Thüren zu den verschiedenen Gemächern führten. Das war also für diesen Augenblick die Wohnung des Ersten Monarchen der Christenheit! Und dazu hatten großentheils die verbrecherischen Anschläge ihres Mannes und seiner Verwandten den ihr so gütig geschilderten Fürsten gebracht! Und sie, sie, die entlaufene Unterthaninn, die Gemahlinn des schwer Verschuldeten, sollte vor ihm erscheinen!

Nein, rief sie in der schrecklichsten Angst ihres Herzens: Nein, Pater Isidor, ich kann nicht, ich kann nicht des Kaisers Blick ertragen! — Sie wollte umwenden und davon eilen. Der Geistliche und der Kammerherr, der sie einführen sollte, eben jener Baron von Guttenstein, der in Wien ihren Gemahl wohl gekannt, hiel-

ten sie ab, und redeten ihr liebreich zu; und was ihr nicht entging, und ihr auch einige Zuversicht einflößte, war die fühlbare Achtung und Rücksicht, mit der sie ihren Begleiter und Beschützer, Pater Isidor, von Jedermann in dem kleinen Hofstaat, der hier den Monarchen umgab, behandelt sah. Jetzt öffnete sich die Thüre der für den Kaiser in der Eile bereiteten Gemächer. Ludmille trat mit ihrem Begleiter hinein. Es war ein großes hohes Zimmer von einfacher Bauart, dessen beyde mit kleinen sechseckichten Scheiben verglasten Fenster auf den See und die düstere Gegend hinaus gingen. In dem ganzen Gemache ringsumher kein Schmuck, als einige, mit rothem Sammt überzogene hochlehnichte Stühle, und einige Bänke von eben solcher Art, die an den weißgetünchten leeren Wänden hinliefen, und in der Mitte ein schwerer Tisch mit künstlich gearbeiteten Säulenfüßen, den ein rother Teppich, mit goldenen Borten besetzt, überdeckte! Die Decke aber des Zimmers war von schweren eichnen Bohlen, die, auf zierliche Art verschnitzt, sich in regelmäßigen Quadraten durchschnitten, und viele kleine Felder bildeten, in deren jedem ein heiteres Gemählde angebracht war. Hier hieß der Kammerherr die

Gräfinn warten, bis er Sr. Majestät ihre Anwesenheit gemeldet haben würde. Pater Isidor wollte sich ebenfalls entfernen; aber die zitternde Ludmilla beschwor ihn, sie nicht zu verlassen, und indeß er ihr noch vorstellte, daß es vielleicht schicklicher wäre, wenn sie allein bliebe, öffnete sich die Thür, welche aus diesem Gemach in ein inneres führte, und der Kaiser, vom Kammerherrn begleitet, trat heraus.

Muth, Muth! flüsterte Pater Isidor der Bebenden zu, indem er, sich tief verneigend, Miene machte, sich durch die andere Thüre zu entfernen.

Bleibt, hochwürdiger Herr! sagte der Kaiser mit sehr gnädigem Tone: Ich habe hernach noch mit euch besonders zu reden.

Pater Isidor verneigte sich noch einmahl, und zog sich in den Hintergrund des Zimmers zurück. Der Kammerherr verließ das Gemach, und der Augenblick war da, wo Ludmilla sprechen sollte. Sie trat zitternd einen Schritt näher, sie ließ sich auf ein Knie nieder, senkte den Kopf, und schwieg.

Ihr seyd die Frau des Grafen Zriny? sagte endlich der Kaiser etwas strenge.

Ew. Majestät unterthänigst aufzuwarten, Ja! erwiederte sie kaum hörbar.

Steht auf, Gräfinn! Seyd ihr krank? fragte der Monarch mit milderem Tone, da er ihre Blässe, ihr Zittern sah.

Gott sey Dank, das nicht! antwortete Ludmilla: Ich bin nur eine Unglückliche, die sich hierher gewagt, um Ew. Majestät allerhöchste Gnade und Barmherzigkeit anzuflehen.

Ihr wollt zu euerm Mann? Ich weiß es, sagte Leopold.

Ich bin gekommen, Ew. Majestät um die Gewährung dieses meines heissesten Wunsches zu bitten, antwortete sie.

Wißt ihr auch, was ihr begehrt, Gräfinn? entgegnete Leopold ernst: Wißt ihr, wo euer Mann ist?

In Kuffstein, auf der Festung, antwortete sie mit tiefgesenktem Haupte.

Und ihr wißt auch, warum? fragte er.

Sie antwortete nicht, aber sie beugte sich noch tiefer, und sagte endlich: Sein Verbrechen ist Hochverrath, und sein Angeber, fügte sie kaum hörbar hinzu, indem Thränen ihre Stimme hemmten, war er selbst.

Der Kaiser schwieg einen Augenblick, wie

von dieser Vorstellung und dem Auftritt, den ihm diese Worte vergegenwärtigten, ergriffen.

Wißt ihr aber auch, fuhr er milder fort, in welchem Zustande euer Gemahl ist?

Was kann der Zustand eines Unglücklichen seyn, der sich mit jedem Tage bereit halten muß, den Lohn seiner Vergehungen, den Tod — zu empfangen? — wollte sie hinzusetzen.— Aber sie vermochte es nicht. Ihre Thränen, die schon unter der vorigen Rede zu fließen angefangen hatten, brachen nun in ein heftiges Schluchzen aus, das sie kaum noch durch die Ehrfurcht, die sie der Gegenwart des Monarchen schuldig war, bekämpfen konnte.

Der Kaiser sah die Unglückliche nicht ohne Bewegung an. Das schöne, junge Weib in ihrem Schmerz dauerte ihn, und vielleicht gesellte sich die Erinnerung an denjenigen dazu, um dessentwillen sie diesen Schmerz trug, weil sie ihn zu sehr geliebt, und der auch jetzt dem beleidigten Monarchen kein gleichgültiger Gegenstand geworden war.

Pater Isidor! begann Leopold nach einer kleinen Pause, da er sah, daß die Gräfinn sich vergebens zu fassen, und ihren Schmerz in die gehörigen Schranken zurückzubringen bemüht

war, winkte dem Geistlichen zu sich, und sagte ihm einiges leise in lateinischer Sprache, worauf der Geistliche nicht ohne Zeichen der Betroffenheit in eben der Sprache antwortete. Der Kaiser sagte ihm dann noch etwas, und wandte sich hierauf zu Ludmillen: Gräfinn! Euer Schicksal ist hart. Was an mir ist, es zu mildern, soll geschehen. Darum wünschte ich, ihr ginget nicht nach Kuffstein.

Nicht nach Kuffstein? rief Ludmilla, und starrte den Kaiser todtenbleich an: So ist Zriny schon todt?

Er lebt! antwortete der Kaiser: Pater Isidor wird euch das Nähere sagen. Besteht ihr dann noch darauf, ihn zu sehen, so soll euch die Erlaubniß, von unserer kaiserlichen Hand unterschrieben, nicht versagt werden. Aber euer Kaiser räth euch in guter Meinung: Geht nicht nach Kuffstein! Und nun lebt wohl! — Er winkte grüssend mit der Hand, und zog sich ins innere Gemach zurück. Ludmilla aber blieb in einem Zustand von Bestürzung, Schmerz und Ungewißheit, der sie auch für den strengen Pater Isidor zu einem mitleidswerthen Gegenstand machte.

Er und Baron Guttenstein brachten die bey-

nahe Ohnmächtige mühsam die Treppe herab und in ein Zimmer des Erdgeschosses, wo sie sich erholen konnte. Der Kammerherr trug mit freundlicher Aufmerksamkeit Sorge dafür, er schickte ihr weibliche Bedienung von dem Gefolge der Kaiserinn, und sorgte auch sonst für ihre Bewirthung. Als sie sich wieder ein wenig gefaßt hatte, und im Stande war, ihre Lage klar zu überdenken, fielen ihr die Worte des Kaisers: Geht nicht nach Kuffstein! und was derselbe wohl dem Geistlichen leise gesagt haben mochte, schwer aufs Herz. Sie bath dringend, ihr Pater Isidor zu rufen, der sich mit Guttenstein entfernt hatte, und bis man ihn fand, mühte sich ihre aufgeregte Phantasie in tausend Schreckbildern ab, was wohl mit ihrem Gemahl geschehen seyn, und in welchem Zustande sie ihn wohl finden würde.

Jetzt kam Pater Isidor. Ludmilla beurlaubte die Zofe, welche ihr indessen Gesellschaft und Hülfe geleistet, mit dankbarer Freundlichkeit, und ihre erste Frage war: Was macht Zriny? Was hat euch der Kaiser gesagt?

Wäre das, was er mir sagte, geeignet gewesen, von euch gehört zu werden, gnädige Frau! so würde es der Monarch so gesagt haben, daß

ihr es vernehmen könntet, erwiederte der Geistliche. Ich bitte euch, fragt nicht, und ich muß, wie der allergnädigste Monarch, hinzusetzen: Gebt lieber die Idee, nach Kuffstein zu gehn, auf!

Wie? rief sie: Diese Idee aufgeben? Zriny nicht sehen? Ihm nicht in seinem Unglück beystehn? Nein, Pater Isidor! Das Leben kann man mir nehmen, aber diesen Vorsatz nicht. Jetzt, da ich von des Kaisers Gnade diese heißgewünschte Erlaubniß, die ich kaum hoffte, erhalten habe, jetzt kann mich keine Macht der Erde, keine Vorstellung von diesem Vorsatze abbringen. Aber wissen muß ich, wissen, was meiner wartet, setzte sie hinzu, indem sie den Geistlichen mit wildem Blicke anstarrte: Ich will wissen, wie es um meinen Gemahl steht.

Gnädige Frau! erwiederte Pater Isidor ruhig: Daß die Antwort nicht ganz erfreulich ausfallen kann, das könnt ihr denken, nach dem, was ihr schon wißt. Daher wäre es gut, wenn ihr die Anhörung derselben bis auf einen Zeitpunct verschieben wolltet, wo ihr euch körperlich kräftiger fühlen würdet

Nicht einen Augenblick! rief Ludmilla mit bebenden blassen Lippen: Sagt mir Alles, Alles! O ich bin auf das Schrecklichste gefaßt. Er ist

krank, elend, verlassen, und allein! O so ganz allein! — sie rang die Hände, — Ich muß zu ihm, ich muß! Ich habe es vor Gott geschworen, ihn bis an den Tod nicht zu verlassen.

Das hat er auch, antwortete der Geistliche: Und mich dünkt, er hat sich nicht verpflichtet gefühlt, seinen Schwur so gewissenhaft zu halten.

Das gibt mir kein Recht, es zu erwiedern, und Niemanden eines, ihn anzuklagen, wenn ich es nicht thue, rief sie: Also sprecht!

Ihr habt vor Gott geschworen, gnädige Frau? Was denkt ihr denn von Gott? fragte Pater Isidor.

Wie gehört das hierher? rief sie: Sprecht mir von meinem Gemahl!

Nicht eher, als bis ich euch gesagt habe, daß der Gott, vor dessen Altar ihr eurem Gemahl, und er euch ewige Treue gelobt, derselbe Gott ist, der auch jetzt noch euer Schicksal lenkt, der euch nach manchem Umweg hierher geführt, und des Kaisers Gemüth euren Wünschen geneigt gemacht hat.

Das weiß ich, sagte Ludmilla ungeduldig: Aber weiter, weiter!

Glaubt ihr nun, daß ihr dem Schwur, den seine Gegenwart geheiligt, Folge zu leisten

ſchuldig ſeyd, ſo müßt ihr auch glauben, daß ihr gegen ſeine Gebothe und ſeine Fügungen eben den Gehorſam zu üben verpflichtet ſeyd. Was geſchieht rings auf der weiten Welt, geſchieht durch ſeinen Willen; kein Haar fällt ohne denſelben von unſerm Haupte, kein Wurm geht zu Grunde. In allen Himmeln, und auf unzähligen Weltkörpern verändert kein Atom ſeine Lage, ohne daß es der Allgegenwärtige wüßte, und gut hieße. Auch das, was uns Übel, Unglück, ja anſcheinende Unordnung dünket, iſt ſeine Zulaſſung, und er bedient ſich deſſen, um entweder den, den es trifft, oder, wenn es hier zu ſpät ſeyn ſollte, die Andern, die Zeugen jenes Unglücks ſind, zu beſſern.

Pater Iſidor! Wo ſoll das hinaus? rief Ludmilla, die immer ängſtlicher wurde.

Euch zu ſagen, daß das Unglück, das jetzt euren Gemahl getroffen, wie entſetzlich es auch iſt, und wie furchtbar es euch und Jedem, der es weiß, erſcheinen muß, doch eine weiſe Zulaſſung Gottes iſt. Graf Zriny war durch die ſchönſten Gaben der Natur und des Glückes ein ſeltnes Beyſpiel göttlicher Huld. — Ludmilla ſeufzte tief, das Bild des Geliebten in ſeinem vollen Jugendglanze ſtieg vor ihr empor. — Lei-

denschaften, unglückliche Denkart, fuhr Pater Isidor fort, und irrige Grundsätze verleiteten ihn, das alles zum Bösen zu mißbrauchen, und er ist nun ein Beyspiel eines furchtbaren Sturzes geworden. Seine Ehre, sein zeitliches Glück, sind dahin, seine Gesundheit ist in der Blüthe der Jugend zerstört.

So ist er also krank? O ich dachte es wohl! rief sie jammernd: Und seit wann, und an was?

Seine Krankheit ist keine eigentlich äußere. Er liegt nicht zu Bette, aber —

Aber was? unterbrach ihn Ludmilla angstvoll.

Es ist eine gewisse Unruhe in ihm, gewisse Vorstellungen — gewisse Wahnbilder — sein sonst schimmernder Verstand scheint einigermassen vom rechten Wege —

Versteh ich euch recht? rief Ludmilla, indem sie mit heftigem Schrecken aufsprang: Er ist — O Gott! Gott! Das ist zu entsetzlich! Sie sank entkräftet auf ihren Stuhl zurück. Der Geistliche trat zu ihr: Faßt euch, Gräfinn! Faßt euch! Es ist Gottes Fügung! Sie ist entsetzlich; aber es ist doch ein Vater, der sie verhängt.

Ludmilla schüttelte stumm und heftig das Haupt. — Wahnsinnig! stieß sie endlich mit

furchtbarem Tone heraus: War es nicht so, Pater Isidor? Wahnsinnig!

Der Geistliche zuckte die Achseln. Ludmilla war außer sich. Sie warf sich am Boden nieder, sie zerraufte ihr Haar, sie schlug sich die Brust, stieß ein jammerndes Geschrey aus, und betrug sich so, daß der Geistliche beynahe fürchtete, daß auch ihr Verstand zerrüttet sey, und froh war, wie, durch ihre Klagetöne herbeygelockt, ein paar Frauen der Kaiserinn eintraten, und sich der Unglücklichen annahmen. Man brachte sie auf ein nahes Bette, und es brauchte sehr lange, bis sie nur einigermassen zur Ruhe und in eine Fassung kam, in welcher sie wieder im Stande war, auf ein vernünftiges Zureden zu hören.

Als sie ruhiger wurde, war auch ihre ganze Kraft dahin. Sie war zernichtet. Kaum daß ihr Geist, von dem entsetzlichen Schlage betäubt, noch einige Fassungskraft für etwas anders, als für ihr Unglück, oder vielmehr für die Lage ihres Gemahls hatte! Gefangen, verurtheilt, vor der Welt mit dem Brandmahl des Verbrechens gestämpelt, in allen seinen Planen und Hoffnungen gebrochen, und nun auch noch des Vorzugs der Menschheit, seiner Vernunft

beraubt! So sah sie ihn stets vor sich, fiel von einer Ohnmacht in die andere, und wimmerte, wenn sie sich wieder gegenwärtig war, in unverständlichen Tönen einzelne Worte, welche die ganze Tiefe ihres gequälten Gemüthes zeigten.

Dieser Zustand dauerte mehrere Tage. Die Kaiserinn, welche von der Unglücklichen hörte, und Mitleid mit ihr empfand, schickte ihr ihre eignen Frauen, sie wechselnd zu bedienen, den kaiserlichen Leibarzt, der den Hof begleitete, und nahm sich ihrer auf alle Art an. Viel trug zu der kaiserlichen Gnade, deren sich die Frau erfreuen durfte — das zeigte sich aus allem — der Credit bey, in welchem ihr Begleiter zu stehen schien, und der wie eine schirmende Ägide über der Verlassenen schwebte. Trotz ihrer engen Verbindung mit dem anerkannten Verbrecher behandelte man sie nicht blos schonend, sondern achtungsvoll, und dieses gütige Benehmen, die sorgsame Pflege, die man ihr angedeihen ließ, bewirkten endlich, daß man ihr nach Verlauf von acht Tagen ungefähr erlauben konnte, ihre Reise fortzusetzen, und den Zweck derselben, die Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl, zu erreichen.

Aber mit welchen Aussichten ging sie ihm

jetzt entgegen! In welchem Zustande sollte sie den Heißgeliebten finden! Ihr Innerstes erbebte, so oft sich dieses Bild vor den Augen ihres Geistes zeigte. Es war kein Schrecken, kein Entsetzen, von dem sie nur je bey ähnlichen Fällen gehört, das ihr nicht jetzt erschien, und das sie nicht in Kuffstein zu sehen bebte. Ihr Begleiter, der überhaupt, seit er sie in Paris aufgefunden, sich ihr als wahrer Freund, ja als väterlicher Versorger bewiesen hatte, der sich ihr mit Hintansetzung manches wichtigen Geschäftes zum Reisegefährten angebothen, der sie in größter Schnelligkeit von Paris nach Linz, und von dort auf beschwerlichen Wegen nach St. Wolfgang geführt, und alle Unannehmlichkeiten einer solchen Reise gelassen ertragen hatte, dessen Tröstungen, wie streng sie manchmahl klangen, doch dazu genützt hatten, sie aufrecht zu erhalten, Pater Isidor war auch jetzt ihre einzige Stütze. Er sorgte für die Bequemlichkeit ihrer weiten Reise mit aller Gewandtheit eines vielerfahrnen Mannes, und wußte zu rechter Zeit durch Schweigen und Reden, durch Trost oder Strenge auf dieses widerspenstige, aber nun ganz zerdrückte Gemüth zu wirken. So brachte er sie in langsamen Tagereisen — denn ihr jetzi-

ger Zustand vertrug jene Eile nicht mehr, mit der sie früher rastlos vorwärts gestrebt hatte — über Salzburg, endlich durch die Gebirge bis nahe an den Ort, wo sie noch vor Kurzem ein schönes Leben in steter Aufopferung, in freywillig für den Geliebten übernommenen Leiden an seiner Seite, von seiner dankbaren Anerkennung, vielleicht von einer Wiederkehr seiner alten Gesinnung beglückt, zu führen gehofft hatte, und wo jetzt nur Schrecken und gräßliche Auftritte ihrer harrten.

Diese Gewißheit war es auch, welche ihre Eile, Kufstein zu erreichen, sehr minderte. Wenn in diesem Momente die Sehnsucht nach dem geliebten Manne ihr ein schnelleres Fortkommen wünschenswerth machte, so hemmte im nächsten die Furcht vor dem Zustand, in dem sie ihn finden sollte, und die Wahrscheinlichkeit, dann vielleicht ein Gegenstand des Widerwillens für seine irren Phantasien zu seyn, ihre Schritte; und in solchen Augenblicken war es dann, wo Pater Isidors Vorstellungen und Ermahnungen sich am leichtesten einen Weg in ihre alles Trostes beraubte Seele bahnte. Mit verschiedenen Abwechselungen, wie eben die Gelegenheit oder die Beschaffenheit des Weges es

erlaubte, hatten sie bald im Wagen, bald zu Pferde ihre Reise vollendet. Die Stille der erhabenen Natur um sie her, die Abwesenheit aller feindseligen Einwirkungen, des Geistlichen eben so kluge als schonende Behandlung hatten ihr Gemüth in diesen Tagen allmählich zu grösserer Ruhe gebracht. Die Schönheit der Gegenden, durch die sie zogen, trug ebenfalls einiges bey, ihr Gemüth sanftern Eindrücken zu öffnen, und es war am Abend eines bedeckten, schwülen Sommertages gegen das Ende des Augustmonaths, wo sie endlich in der engen Gebirgsschlucht ankamen, durch welche die Straße nach Kuffstein führt. Sie waren zu Pferde, ein Reitknecht begleitete sie; die weibliche Bedienung war in Salzburg angenommen worden, und sollte erst folgen. Ludmillens Herz war von bangen Vorgefühlen gepreßt, und eben so schwer schien der gewitterhafte Himmel auf ihren Körper zu drücken. Stumm in sich versenkt, ritt sie neben ihrem Gefährten, der in solchen Augenblicken es weder für nützlich noch nothwendig hielt, ihre Stimmung zu stören, und auch seinerseits schwieg. Jetzt wurde das Thal etwas breiter, die Berge zogen sich zurück, und ein weiterer Himmel zeigte sich über ihnen. Nicht

ohne Verwunderung bemerkte Pater Isidor, daß die Wolken, welche auf dem Wege hierher über den Thälern geschwebt, und die Luft schwül und drückend gemacht hatten, sich hier in einen Regenschauer aufgelöst haben mußten. Über ihnen war die graue Decke zerrissen, ein reiner tiefblauer Himmel blickte hier und da durch. Von fern ließ sich in einem entlegnen Thale ein schwacher Nachhall des Gewitters hören, das etwas früher hier ausgebrochen seyn mochte. Noch träufelten die Büsche, noch zitterten die Tropfen am Gras. Jetzt erhob sich ein frischer Abendwind, er jagte die Reste des Gewitters in die Ebene hinaus; gegen Westen wurde es hell, die Sonne, welche außerhalb des Gebirges ihrem Untergange nahe war, brach noch einmahl aus der Umhüllung der Wolken hervor, ihr Schimmer fiel auf die Spitzen der Berge, tauchte die Wälder und Wiesen in goldenen Schein, und zitterte an den Tropfen, die der bewegte Wind von den Ästen der Tannen schüttelte, und an den bethauten Grashalmen. Die ängstliche Schwüle des Nachmittags war verschwunden, die Natur und der Mensch athmete freyer; Ludmilla seufzte tief auf, und konnte sich eines beruhigenden

Gefühls nicht erwehren, indem sie ringsum in die erfrischte freundliche Gegend sah.

Ein schöner Abend, begann Pater Isidor — den man nach dem schwülen, trüben Tag kaum erwarten konnte!

Eine gute Stunde nach vielen schweren! antwortete Ludmilla: Aber man athmet freyer. Die Gegend ist angenehm.

Sie ist an sich mahlerisch, entgegnete der Geistliche, die Beleuchtung der Abendsonne macht sie noch schöner.

Es ist der letzte Scheideblick des verschwindenden Gestirns! sagte Ludmilla — nur so schön, um uns zu zeigen, wie herrlich der ganze Tag hätte seyn können, wenn es uns hätte früher leuchten mögen!

Kaum, gnädige Frau! erwiederte Pater Isidor: Wir stehen in den Hundstagen, und ein wolkenloser Tag würde vielleicht ein sehr heisser gewesen seyn.

„Aber nicht so drückend, so beängstigend, als diese gewitterhafte Luft, die wir in den engen Thälern athmen mußten. Seht, wie hier alles neu belebt aussieht!“

Nachdem ein Gewitter es erfrischt hat. Blitz und Donner haben die Luft erschüttert und

gereinigt, Regengüsse die schädlichen Dünste niedergeschlagen, und die trocknen Pflanzen erquickt. Viel Unangenehmes mußte vorhergehen, ehe dieser Genuß eintreten konnte.

Das ist die beste Welt, antwortete Ludmilla bitter, in der solche Stürme nöthig sind, um einem werdenden Verderben vorzubeugen, und das Leben erträglich zu machen!

„Es ist die Welt, in der die Sünde vom Anbeginn herrschend war, in der Menschen leben, die sich in ihrem Ursprung schon von Gott entfernt haben. Wenn in der physischen Natur die Elemente in ihrem blinden Walten allmählich tausend Quellen des Verderbens herbeyführen, dann sendet die Allmacht ein Gewitter, ein Erdbeben, oder läßt einen Vulkan Flammen auswerfen, die drohende Pest wird entfernt, das Schiff eilt dem Hafen zu, und wüste Strecken werden mit Lava bedeckt, die, einst verwittert, fruchtbares Erdreich gibt. So heißt es im Psalm: Die Wüste machet er zur See; das dürre Land zu Wasserquellen, läßt Hungrige sich dort setzen, und eine Stadt bauen, wo sie wohnen können. [4]) “

Ludmilla schwieg. Der Geistliche fuhr fort: Oder glaubt ihr, diese Abendstunde würde uns

eben so schön dünken, wenn wir den ganzen Tag über die Last der Sonnenstrahlen getragen hätten, und nun auch hier überall an Gebüschen und auf Wiesen die Spuren der Hitze und Dürre fänden? Ludmilla antwortete nicht. Pater Isidor that, als bemerke ers nicht, und sagte weiter: Der Sturm hat die schweren Dünste, womit eben die frühern heißen Tage die Luft erfüllt hatten, verjagt; der Regen hat die Gebüsche geschlagen, aber er hat ihnen Feuchtigkeit und Leben gebracht; er ist in die harte Erde gedrungen, um dort Keime und Wurzeln zu befeuchten. Seht, hier zittern die Tropfen, wie helle Thränen an den Blättern, und das Abendlicht spielt in unendlich schönen Farben darin, und spiegelt eine Farbenpracht darin ab, die nicht dieser niedrigen Erde, die dem Himmel angehört, von welchem sie im Sonnenstrahl zu uns herab kam! O solche Thränen sind ein köstlicher Balsam für die dürstende Erde!

Ludmilla senkte den Kopf; ein tiefer Seufzer schwellte die Brust.

Der sündige Mensch, sagte der Geistliche, häuft in einer Reihe von Jahren, während welchen ihn Gott seiner Freyheit, und dem willkührlichen Gebrauch seiner Vernunft überläßt,

Thorheit auf Thorheit, Vergehen auf Vergehen, und das himmlische Licht, die göttliche Gnade erlischt immer mehr und mehr in seiner verfinsterten Seele, bis endlich durch Zulassung Gottes die Folgen seiner Sünden selbst in einen furchtbaren Sturm über seinem Haupte ausbrechen. Dann kommt das Unglück, erschüttert ihn tief, und zerreißt sein Inneres, der Schmerz preßt bittere Thränen aus dem verwundeten Herzen, Zittern und Zagen ergreift ihn, er wirft sich zerknirscht vor dem in den Staub, dessen Allmacht er mit Schaudern empfindet. Das ist der Augenblick, wo die Gnadensonne noch vor ihrem Untergehn durch die benebelnden Dämpfe des Irrthums und der Leidenschaften bricht, der Strahl des Himmels auf den reuigen Sünder fällt, in den bittern Tropfen der Brustzähren sich erbarmende Gnade in himmlischer Schönheit spiegelt, und aus dem zerknirschten Herzen die Keime des Guten sich entwickeln. Wohl dem, Gräfinn, dem dieser Sonnenblick noch anbricht, ehe die letzte, die ewige Nacht der Verwerfung ihn übereilt!

So sehr Ludmillens Geist, durch die Ansicht ihres Mannes gebildet, allem, was christliche Demuth oder religiöses Gefühl überhaupt genannt

werden konnte, entfremdet worden war, so war doch in ihrer Seele aus frühern Jahren und den Eindrücken ihrer ersten Erziehung noch eine Empfänglichkeit für solche Begriffe übrig geblieben, und sie konnte sich eines unwillkührlichen Schauers nicht erwehren, mit welchem die Worte des Geistlichen sie angriffen. Doch schüttelte ihr Verstand schnell die unwillkommne Rührung ab, und besonnen sagte sie: Ihr sprecht von Sündern, von Verworfenen. Auf diese mag euer Bild passen. Wohl dem, sage ich mit euch, der sein Vergehen mit Bußzähren abwaschen zu können glaubt! Aber sagt mir, wer hebt die Folgen seiner Vergehungen auf?

Niemand, erwiederte der Geistliche, auch die Allmacht nicht. Der Unmäßige wird in Krankheiten, der Verschwender in Noth und Armuth, und so weiter jeder die Strafe seiner Sünden tragen. Das ist die irdische, die zeitliche Buße. Aber glaubt ihr etwa, Gräfinn, daß dieß die einzige sey, welche den Sünder trifft? Krank, arm, bedrängt sind auch oft Schuldlose. Aber sie tröstet und erhebt der Frieden ihres Gewissens. Sie dürfen zu Gott aufblicken, und mit Zuversicht den ihren Vater nennen, der züchtigt, weil er liebt.

Züchtigung bleibt es immer, sagte Ludmilla: Und wer, ehrwürdiger Herr, wer von uns schwachen Sterblichen wird so lieblos oder so vermessen seyn wollen, zu entscheiden, ob das Unglück, das wir sehn, Sündenstrafe, oder väterliche Prüfung sey?

Ihr habt Recht, Gräfinn, erwiederte Pater Isidor, wenn ihr nach dem Schein urtheilt. — Doch so urtheilt die Welt, und ihr gehört zur Welt. Es gibt aber Einen, der ins Innere blickt, der Herz und Nieren erforscht, und vor dessen Blick es offen liegt, ob ein Unschuldiger mitten im Leiden des innern Friedens genießt, oder ob ein schuldbewußtes Herz unter den Qualen der Gewissensbisse blutet; und selbst uns Menschen wird dieser Frieden durch Fassung im Unglück, durch Genügsamkeit, durch fromme Ergebung kund.

O wie leicht ist es dann, den Unglücklichen zu verurtheilen, den ein heisseres Blut, oder eine zu lebhafte Einbildungskraft über diese stille Grenze hinaus reissen! rief Ludmilla: Nein, nein! Ich kann diese Unterscheidung nicht zugeben. Ich weiß, ja ich fühle es tief, man kann elend seyn bis zur Verzweiflung, bis zur Zerrüttung des Geistes, und doch edel und doch groß!

Pater Isidor antwortete ihr nicht. Er erkannte, daß dieß Gemüth jetzt nicht im Stande war, eine Ansicht solcher Art zu fassen, und sie ritten eine Weile schweigend fort, bis sie bey einer Krümmung des Weges um eine hervorspringende Felsenecke gekommen waren, und nun ein beträchtlich weites Thal vor ihnen lag. Die Sonne stand sinkend auf einem der niedrigen Berge, die es umkränzten, und warf durch eine Öffnung der schwarzen Wolken einen grellen gelblicht weißen Schein auf ein Gemäuer, das mit Thürmen und weit vorspringenden Werken, auf der Höhe eines mäßigen Hügels thronend, jetzt plötzlich den Reisenden sichtbar ward. Es war eine alte Feste, vielleicht ihrem ersten Ursprung nach aus den Zeiten des Mittelalters, welche dann später von neuerer Kriegskunst verbessert und erweitert worden war. Die Außenwerke waren wohl aufgemauert, blanke Kanonenmündungen blickten über die Brustwehren hervor, und waren so gerichtet, daß wider den Willen des Commandirenden in der Feste, keine feindliche Truppe, ja nicht einmahl ein einzelner Reisender, das Thal passiren konnte; denn sie bestrichen jeden Pfad, der in das Thal gegen das Schloß oder in das kleine Städtchen

führte, das unter demselben sich am Ufer eines hellen Bergstroms ausbreitete. Dabey schien das Gemäuer fest und dick und unüberwindlich, wie aus dem Felsen, auf dem es stand, hervorgewachsen, so daß es nicht allein einem feindlichen Angriff von außen, sondern auch jeder Möglichkeit, von innen daraus zu entfliehen, mit Erfolg widerstehen konnte. Hinter einer doppelten Reihe von Festungswerken, die mit stumpfen und spitzen Winkeln nach allen Seiten ausliefen, erhoben sich massive Mauern von starken Pfeilern gestützt. Die zwey Thore, durch welche man in den äußern, und von da in den innern Hof gelangte, waren in eben so vielen Thürmen angebracht, und durch sie vertheidigt. Diese Thürme, welche noch aus alter Zeit Ziehbrücken und Fallgattern hatten, führten nicht in gerader Richtung aufeinander, und alles trug das Gepräge unerweichlicher Festigkeit, die selbst dem Gedanken oder der Klage keinen Durchgang durch diese finstern Mauern und Bollwerke gestatten würde.

Wir sind am Ziele, sagte Pater Isidor, indem er mit der Reitgerte auf die Festung wies: Hier ist Kufstein.

Ludmilla hob das gesunkene Haupt empor.

Der Anblick des Ortes, wo derjenige lebte, den sie so heiß zu sehn gewünscht hatte, und jetzt doch zu erblicken zitterte, die Beschaffenheit dieser unerbittlichen Feste ergriffen ihr Herz mit Eiseskälte. Ein leiser aber schmerzlicher Laut, wie ein unterdrückter Schrey, entfuhr ihren Lippen, ihr Auge hing unverwandt an dem Gemäuer, und eine Fluth von quälenden Gedanken drang auf allen Seiten in ihren Geist. Sie war nicht im Stande zu antworten.

Pater Isidor schlug ihr vor, zuerst in das Städtchen zu reiten, dort in einem Gasthof abzusteigen und zu warten. Indeß wollte er voraus auf das Schloß gehen, sich beym Commandanten melden lassen, und den vom Kaiser unterfertigten Befehl vorzeigen, vermöge dessen es diesem aufgetragen war, die Gräfinn Zriny zu ihrem Gemahl zu führen, und unter den Bedingungen, die er der Sicherheit der ihm anvertrauten Feste, und der aufrecht zu erhaltenden Ordnung angemessen finden würde, zu des kranken Gefangenen besserer Pflege ungestört bey demselben zu lassen.

Ludmilla antwortete nicht. Sie machte nur ein Zeichen mit der Hand, daß ihr Alles recht sey, was Pater Isidor vornehmen wollte, und

folgte ihm mechanisch auf dem Weg durch das Thal in die Stadt, und bis in die Herberge, die er nach sorgfältiger Erkundigung im besten Gasthof des Orts für sie nahm. In ihrem Innern war ein finsteres Chaos von Gedanken und Empfindungen. Was stand ihr bevor! Was sollte sie finden! Tausend Bilder in der wildesten Verwirrung einer aufgeregten Einbildungskraft, eines schrecklicher als das andere, kreuzten sich in ihrem Geiste; und es flog manchmahl der Gedanke, umzukehren, und das Entsetzliche zu fliehen, wie ein Blitz durch ihre Seele. Doch gleich darauf übermannte ihn die heiße Sehnsucht nach dem Geliebten wieder. Ach, ihn nur zu sehn, nur zu sehen, nur den Ton seiner Stimme zu hören, schien ihr mit keinen Erdenqualen zu theuer erkauft! So brachte sie ein Paar Stunden, während welchen der Geistliche auf dem Schloß war, im bedauernswürdigen Zustande zu. Endlich kam dieser, aber er brachte die Nachricht, daß der beabsichtigte Besuch heute nicht mehr Statt haben könnte, indem die Thore der Festung mit dem Abendläuten geschlossen, und erst morgen wieder geöffnet werden würden. Das war ein neuer Schlag für Ludmillen, die ihre Hoffnung, wie ihr heißes Verlangen dar-

auf gesetzt hatte, noch diesen Abend den Gemahl zu umarmen, und die nun diese Fehlschlagung mit dem bittersten Gefühl ertrug, und eine neue Tücke ihres feindseligen Geschickes darin erblickte. Indeß war nichts dagegen zu unternehmen, und ein solcher Befehl so unerweichlich, wie die Mauern, denen er galt, und die Felsen, auf welchen diese ruhten. Ludmilla mußte sich fügen; aber es zeigte sich hier wieder, wie schon oft, die innere Verworrenheit, der Mangel an Fassung, der dieses aus allen seinen gewohnten Fugen getretene Gemüth bezeichnete, und forderte des Geistlichen ganze Standhaftigkeit und Geduld auf. Besonders war es ihm unangenehm, sich von ihr mit Fragen und Erkundigungen nach dem Zustande ihres Gemahls auf eine quälende Art bestürmt zu sehn. Wohl hatte er sich beym Commandanten um den Gefangenen genau erkundigt. Was er aber vernommen, war nicht geeignet, der Unglücklichen in seinem ganzen Umfang mitgetheilt zu werden. Vor einigen Wochen nähmlich hatte man den Grafen, der unter starker Militär-Bedeckung, aber übrigens mit aller Schonung, die seine Verhältnisse erlaubten, hierher gebracht worden war, der Obhuth des Commandanten übergeben. Der

Zustand, in welchen dieser ihn fand, hatte sogar den alten Krieger, dessen Auge und Herz an manchen zerreissenden Anblick gewohnt war, erschüttert. Der anerkannte Liebling eines großen Monarchen, ein junger Mann, dessen Umstände, wie seine Geistesgaben ihn zu den schimmerndsten Hoffnungen berechtigten, und überdieß eine der schönsten Gestalten erschien in wilder Zerrüttung vor ihm, des edelsten Vorrechtes der Menschheit beraubt, und mit so zerstörten Zügen, in solcher Todesblässe, daß der Vergleich mit dem, was diese Schönheit einst gewesen seyn mußte, das, was sie nun war, nur bejammernswürdiger erscheinen machte. Zwar ließ die wilde Tobsucht, welche in der ersten Zeit nach seiner Gefangennehmung sich seiner bemeistert hatte, hier in dem stillen Aufenthalte allmählich nach; aber auf jene Ausbrüche wilder Wuth war keine Stille erfolgt, welche auf Abspannung der Natur und dadurch auf Wiederherstellung hoffen ließ. Vielmehr schienen Wahnbilder, und irrige Vorstellungen, auf eine wunderliche Art mit wahren Begriffen und wirklichen Erinnerungen vermischt, sich seines Kopfes bemächtigt, und einen Zustand von bleibendem Irrsinn erzeugt zu haben, in welchem er sich

für einen Prinzen eines königlichen Hauſes hielt, den die Gegenparthey ſeiner Familie aus Neid und Staatsrückſichten auf einem feſten Schloße in den Karpathen gefangen hielt, woraus die Seinigen ihn in Kurzem befreyen, und auf den Thron, der ihm gebührte, erheben würden.

Dieſe Idee, die ſich ſeit ſeiner Anweſenheit in der Feſtung durch allerley Zufälligkeiten, beſonders aber durch die achtungsvolle Behandlung, welche des Kaiſers ausdrücklicher Befehl allen ſeinen Umgebungen zur Pflicht gemacht, immer mehr ausgebildet hatte, beherrſchte ihn jetzt vollkommen. Mehrere Ärzte, welche der Kaiſer, der den Unglücklichen trotz ſeines Verbrechens nicht vergeſſen konnte, aus Inſpruck und Salzburg hierher beſchieden, um zu verſuchen, ob etwas für die Heilung dieſes einſt ſo ausgezeichneten Geiſtes zu thun ſeyn möchte, hatten faſt einmüthig erklärt, daß wenig oder keine Hoffnung zu ſeiner Wiederherſtellung ſey, beſonders da anhaltende Geiſtes-Stürme auch ſein phyſiſches angegriffen hatten, und ſein zarter Körperbau dieſer innern Aufreibung nicht auf die Dauer würde widerſtehen können. Mitunter erklärte der Commandant auch, daß trotz des kaiſerlichen Befehles der Beſuch der Grä-

finn nicht anders, als unter Gutheissung und vielleicht in Gegenwart des Arztes, der den Kranken jetzt behandelte, Statt haben konnte, und daß sie sich daher in Geduld fassen möchte, wenn auch morgen erst die Ankunft dieses Mannes abgewartet, und sie nicht allein zu ihrem Gatten würde gelassen werden. Er habe von Sr. Majestät die gemessensten Befehle, auf jede Art zuerst für die Gesundheit und mögliche Wiederherstellung seines Gefangenen zu sorgen, und er dürfe es nicht wagen, dieser Rücksicht, der hier so Manches gegen den auf Festungen üblichen Gebrauch untergeordnet würde, in einem so wichtigen Puncte, als das Wiedersehen einer theuern Person sey, zuwider zu handeln.

Pater Isidor konnte gegen diese Gründe nichts einwenden, obwohl er leicht berechnete, welchen Sturm diese Nachrichten, wie vorsichtig er sie auch einkleiden mochte, in Ludmillens Seele erregen würden. Auf dem Rückweg von der Festung in den Gasthof überlegte er sorgsam alles, was, und wie er es ihr sagen wollte, um sie einerseits nicht zu tödtlich mit der ganzen Wahrheit zu erschrecken, andererseits aber sie doch genugsam auf das, was ihrer wartete, zu bereiten. Ihr leidenschaftlicher Ungestüm, ihre

ungeduldigen Fragen machten es ihm schwer, die Rolle zu behaupten, die er sich vorgesetzt; doch brachte er es endlich dahin, daß sie sich mit anständiger Fassung in das Unabänderliche ergab, und geduldig den kommenden Morgen, und die Ankunft des Arztes zu erwarten versprach.

Wohl hatte sie es verheißen, auch war in ihrem äußern Betragen den kurzen Rest des Abends, welchen sie noch mit dem Geistlichen zubrachte, keine auffallende Spur des Gegentheiles sichtbar; desto heftiger litt sie in ihrem Innern, und eine Nacht voll Jammer und Thränen, in welcher der Schlaf ihr verweintes Auge kaum auf einzelne Viertelstunden schloß, ging dem Tage bevor, der sie mit dem Geliebten vereinigen sollte.

Der Geistliche war betroffen, wie er am Morgen die nachtheilige Veränderung wahrnahm, welche diese durchwachte Nacht in ihrem Aussehen, das ohnedieß nicht blühend gewesen war, hervorgebracht hatte. Nun erwartete sie mit bangem Zagen den Augenblick, wo der Commandant sie rufen lassen würde; denn also war es gestern verabredet worden. Aber Stunde an Stunde verging, und es nahte bereits der Mittag heran, als endlich eine Ordonnanz erschien,

um dem geistlichen Herrn sammt der fremden Dame zu melden, daß man sie erwarte. Sie machten sich auf den Weg. Ludmilla schien mehr todt als lebendig, man mußte für eine Kutsche sorgen, die sie die kurze Strecke aus der Stadt bis auf den Schloßberg brachte. Dort angelangt, befiel sie ein Zittern, das sie fast zu jedem Schritte unfähig machte, und es brauchte einige Zeit, bis sie in den Zimmern des Commandanten sich so weit erhohlt hatte, daß man ihr gestatten konnte, den Gefangenen zu besuchen. In diesen Zimmern fand sie denn auch den Arzt, der ihn behandelte, und der jetzt gekommen war, um sie auf die Art vorzubereiten, wie sie sich gegen den Kranken zu benehmen habe. Er machte sie zuerst darauf aufmerksam, daß sie sein Aussehen sehr verändert und übel finden würde, und bath sie vor allem, jede Betroffenheit, die dieser Anblick in ihr erregen könnte, zu verbergen, weil der Graf durchaus nichts davon wissen wolle, daß er krank, und irgend einer ärztlichen Hülfe bedürftig sey, weßwegen auch er, der Doctor, gern die Täuschung nähre, in welcher er ihn für einen Abgesandten und heimlichen Spion des Großveziers halte. So hat er auch, fuhr der Arzt fort, der Ludmillen ein sehr

verſtändiger Mann zu ſeyn ſchien, erklärt, daß er von keiner Gräfinn Zriny etwas wiſſe.

Ludmilla fuhr zuſammen. Nicht? rief ſie, und eine glühende Röthe überzog ihr Geſicht, und machte ſchnell wieder der vorigen Bläſſe Platz.

Verzeiht, gnädige Frau, unterbrach ſie der Arzt, wenn ich einen Punct berühren muß, der euch nicht anders, als unangenehm ſeyn kann! Aber bedenkt, daß es die Reden eines Menſchen ſind, der für dieſen Augenblick ſeiner Vernunft nicht ganz mächtig iſt, und legt ihnen keine gröſſere Wichtigkeit bey, als ſie verdienen!

Weiter, weiter! ſagte Ludmilla, und ein unendlich bitteres Gefühl ergoß ſich in ihre Seele.

Er ſagt, fuhr der Arzt fort, er kenne keine Dame, welche dieſen Nahmen mit Recht führen könne; aber wenn die Fremde ſich Frau von Villecamp nenne, und ihn zu ſehn verlange, ſo ſollte ſie vorgelaſſen werden.

Gott! Welche Sprache! rief Ludmilla: Vorlaſſen! Und er redet von der Frau von Villecamp!

Bedenkt, gnädige Frau! entgegnete der Arzt, daß der Graf nicht weiß, was er ſpricht. Nehmt euch dieſe Äuſſerungen nicht zu Herzen!

Ludmilla schwieg, und ließ den Arzt sich in Trostgründen solcher Art erschöpfen. In ihrer Seele herrschte der schmerzende Gedanke mit unumschränkter Gewalt, daß der Mann, dem sie Alles aufgeopfert, in der Zerrüttung seines Geistes nur für das Besinnung behalten hatte, was von seiner erkalteten Liebe, und ihrem nachtheiligen Verhältnisse zu ihm zeugte.

Zuletzt, so setzte der Arzt seine Rede fort, muß ich noch bemerken, um euch den Ausdruck Vorlassen, dessen sich der Graf bedient hat, zu erklären, daß der Unglückliche sich für einen Prätendenten an die Krone von Ungarn, und nahmentlich für einen Abkömmling jenes Johann Zapolya hält, der vor mehr als hundert Jahren sein Vaterland in ähnliche Verwirrung gestürzt, wie sie jetzt des Grafen Schwager beabsichtigt, so auch, daß er durchaus keine Ahnung davon hat, sich an der Grenze Tyrols zu befinden, sondern sich auf der Feste Trencsin in Oberungarn glaubt.

O mein Gott! rief Ludmilla: Wie muß es in diesem Geiste aussehen! Ich will zu ihm. Mag er mich halten, für wen er will, wenn ich ihn nur sehen, nur bey ihm bleiben und

ihn pflegen darf! Sie sagte das mit strömenden zum Himmel gerichteten Augen.

Den Arzt rührte der Schmerz dieser Frau, deren ganzes übriges Benehmen ihm Achtung einflößte; er gab sich alle Mühe, sie so viel wie möglich zu beruhigen, sagte ihr noch einige Verhaltungsregeln, wie sie sich über einzelne Puncte gegen den Kranken zu betragen habe, und nun trat sie, von ihm begleitet, den traurigen Weg nach den Gemächern ihres Gemahls an. Er führte sie durch hohe düstere Gänge an engvergitterten Fenstern an eisernen Thüren, mit schweren Schlössern verwahrt, vorbey. Von Zeit zu Zeit mußten sie über eiserne Gitter schreiten, die in die unterirdischen Behältnisse ein dürftiges Licht und eine Ahnung von frischer Luft führten, und aus denen Ludmillens aufgeschreckte Phantasie manchmahl ein tiefes Ächzen oder Kettengerassel zu hören glaubte, alles geeignet, ihr ohnedieß im Innersten erregtes Gemüth aufs schmerzlichste zu zerreißen. Nachdem sie eine Treppe hinaufgestiegen, kamen sie in einen Theil des Schlosses, der von neuerer Bauart schien, und ein minder düsteres Ansehen hatte. Ein reinlicher heller Gang lief durch das Gebäude hin; vor einer gewöhn-

lichen Flügelthür stand eine Schildwache; der Schließer, der sie begleitet hatte, zog seinen Schlüsselbund hervor, und öffnete mit einem schweren großen Schlüssel diese und eine zweyte eiserne Thüre, und sie befanden sich in einem anständigen Vorzimmer, in welchem sie einen Menschen fanden, der unter dem Nahmen eines Kammerdieners das Amt eines Wächters und Krankenwärters bey dem Grafen versah. Dieser empfing die Kommenden, und eilte, ihre Ankunft dem Grafen zu melden; denn so hatte dieser es befohlen. Er kehrte schnell mit der Antwort zurück: es werde den Grafen freuen, die Marquise von Villecamp zu sehen. Dieß Wort schnitt durch Ludmillens Herz; fast verließen sie ihre Kräfte im Augenblick der Entscheidung. Der Arzt unterstützte sie, und, auf ähnliche Fälle vorbereitet, hatte er einige Stärkungsmittel bey sich, die er zu ihrer Erhohlung anwandte. Nun ging die innere Thüre auf, Ludmilla trat, vom Arzt geführt, herein, und sah den Geliebten!

Er war in vollem Ungrischen Costüme, selbst mit einer Art von Pracht gekleidet, und, was sie so sehr gefürchtet, ihn in seinem Äußern verwildert zu finden, traf nicht ein. Sein rei-

ches blondes Haar war nach der Sitte der Zeit und seines Landes geordnet, sein starker Schnurbart zierlich gepflegt, seine Haltung stolz; desto auffallender stachen mit diesem glänzenden Äußern die Todesblässe seines Gesichts, die eingefallenen Züge, die tief liegenden Augen ab, die verstört und starr den Zustand seines Innern beurkundeten, und vor allem die sichtbare Schwäche, welche sich nur mühsam unter dem majestätischen Anstand aufrecht erhielt, den er in Gang und Haltung angenommen hatte. Er erhob sich von dem Sopha, auf dem er gesessen, und kam ihnen mit freundlichem aber würdevollem Ausdruck entgegen. Eine flüchtige Röthe, die, wie er Ludmillen erblickte, sein bleiches Gesicht überzog, und ein lebhafterer Blick des trüben blauen Auges zeigte doch, daß eine angenehme Regung in seinem Innern vorging. Der Arzt nannte ihm die Frau von Villecamp, die auf ihrer Durchreise gehört, daß Seine Hoheit sich hier befände, und dem Wunsch, ihm vorgestellt zu werden, nicht habe widerstehen können. Zriny lächelte — es war ein Lächeln, das Ludmillen durch die Seele ging — sagte einige verbindliche Worte, und bedeutete dann den Arzt, daß er sich entfernen könne.

Dieser ging. Zriny begleitete ihn höflich bis an die Thür, und nun kehrte er um, eilte auf Ludmillen zu und schloß sie herzlich in die Arme, so daß sie für einen seligen Moment alles Übrige vergessend, nur das Glück fühlte, an der Brust des so schmerzlich Entbehrten zu liegen.

Sieh! fing er endlich an, indem er sie betrachtete: So sehen wir uns hier wieder! Das hätte ich kaum gedacht. Wie geht es dir, gute Ludmilla?

Wohl, wohl, seit ich hier bin! erwiederte sie: Ach ich habe dich lange entbehrt!

Das konnte nicht anders seyn, meine Liebe, und wir werden uns wieder trennen müssen; denn hier — er sprach leise — hier darf Niemand wissen, daß wir uns nahe stehn. Ich weiß, daß die Prinzessinn von Pohlen auf dem Wege ist. Sie kommt bald, sie soll schön seyn. Du bist doch schöner, Ludmilla! Du bist recht schön. Er streichelte ihre Wange, indem er sie lächelnd betrachtete, dann sagte er: Aber du siehst so blaß aus, du bist wohl krank?

Nein, Zriny, ich bin nicht krank. Ich freue mich sehr, dich wieder zu sehen, sagte Ludmilla, und ihr Herz blutete.

Wie nennst du mich? rief er auffahrend:

Biſt auch du in dem Wahn, der Alles um mich befangen hält? Doch es iſt gut. Nicht jeder kann die Wahrheit ertragen; ſie leuchtet, ſie brennt — o ſie thut weh! Indem er dieß ſagte, ſtrich er mit der Hand über die Stirn, als fühle er einen Schmerz daſelbſt.

Du haſt Kopfſchmerz? antwortete Ludmilla: Du leideſt? —

Ein furchtbarer Blick ſchoß aus ſeinen Augen auf ſie: Wer wagt, das zu ſagen? Wer wagt es, mir zu widerſprechen? Ja, ja, ſprechen, ſprechen höre ich immer. Sie reden mit mir, ſie laſſen mir keine Ruhe. Es ſind die Geiſter der vorigen Zeit, ſetzte er leiſer hinzu, wo ich noch verkleidet war, und dienen mußte dem alten König. Ja, gut war er, und er liebte mich. Und ich habe ihm weh gethan, ſehr weh, rief er ſchmerzlich, die Geiſter erzählen mir davon. — Er ſprach nun immer leiſer, indem er ſich von Ludmillen weg gegen die Wand kehrte, und dort mit geſchäftig bewegten Lippen ein Geſpräch zu führen ſchien. Ludmilla hielt dieſen Anblick nicht aus. Mit gerungenen Händen trat ſie von ihm weg ans Fenſter. Ihr Herz war auf eine fürchterliche Art gepreßt, und nicht einmahl die Erleichterung der Thränen

ward ihr. Eine Art von Krampf hielt ihre ganze Natur gefangen. Welcher Geist war hier zerrüttet! Welche Anlagen und Kräfte hier zerstört!

Nach einer Weile kam er zu ihr. Du siehst da hinab? sagte er: Die Gegend ist dir fremd? Das ist die Waag — dort der Fluß; denn — er lächelte sonderbar — wir sind in Trencsin. Sie nennen hier alles verkehrt. Ich weiß wohl, warum? Sie wollen mich täuschen. Darum haben sie auch alle Tage andere Gesichter. Mich hintergehn sie nicht, und zu seiner Zeit werde ich sie strafen, rief er heftig.

Sie haben dich beleidigt? fragte Ludmilla, indem sie sich mit schmerzlicher Überwindung in seine Ideen einzugehen bemühte.

Beleidigt? rief er mit stolzem Tone: Mich beleidigt man nicht. Ich zermalme sie unter meinen Füßen, das Gewürme! Höre! — Er führte sie vom Fenster weg in eine Ecke des Zimmers und sagte leise: Es wird sich bald entscheiden. Die türkische Armee nähert sich. Solymann unterstützt meine gerechten Ansprüche. Hier haben meine Ahnen gehaust, geherrscht; hier werde auch ich herrschen. O sie werden zittern, die draußen, die Falschen! rief er auf einmahl wü-

thend: Hörst du, wie sie wieder reden, wie sie lachen! Sie lachen über mich. O ihr Nichtswürdigen! Ihr Ungeheuer! Ihr unterfangt euch — Euern rechtmäßigen König — er eilte in großer Heftigkeit gegen die Thüre.

Mein Gott, beruhige dich! rief Ludmilla, indem sie ihm folgte. Ich habe nichts gehört.

Nichts? rief er: Gehörst du auch zu den Verschwornen? Geh mir aus den Augen! Wie sie lachen, wie sie schreyen, und sie hört es nicht! rief er immer heftiger. Ein Anfall von wüthendem Zorn erschütterte ihn; eine Fluth von Vorwürfen und unzusammenhängenden Reden, die die Verworrenheit seines Innern bezeugten, strömte von seinen Lippen; er war wie außer sich, und sank zuletzt auf einen Stuhl. Ludmilla unterstützte ihn. Die überreizte Natur war erschöpft. Er wurde wieder ruhiger, sah um sich her, fuhr mit der Hand über die Augen und sagte: Wie war mir denn, Ludmilla? Mein gutes Weib! Ich fühle mich sehr müde. Ich war wohl weit, weit von hier — in Wien — oder — ja wo sind wir denn jetzt? Er schien Mühe zu haben, sich zu besinnen; er legte den Kopf an Ludmillens Brust, schloß die Augen und lag eine Weile wie schlummernd. Ludmilla glaubte

im Schmerz zu vergehen, aber diese sanftere Stimmung des Unglücklichen, und der Schein von Zuneigung, den er ihr in diesem Augenblick zeigte, löste den Krampf ihrer Nerven; sie fing heftig an zu weinen. Er hörte es, öffnete die Augen, sah ihre Thränen, starrte sie an und rief: So weinst du auch? Weint denn Alles, was sich mir naht, und alles wegen meiner? Er hat auch geweint im letzten Augenblick, als er mir die Hand reichte. O weine nicht, weine nicht! rief er, und suchte mit der Hand ihre Thränen zu trocknen: Ha! Wie sie heiß sind, wie sie brennen! O jene Thräne des alten Königs brennt doch noch mehr. Hier, hier! — er zeigte auf sein Herz; dann versank er in dumpfes Schweigen.

Ludmilla hatte eine leidenvolle Zeit; denn so, wie in diesem Auftritt des Wiedersehens, ging es immer fort. Man hatte ihr auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers, den Pater Isidor dem Commandirenden überbracht, ein anständiges Zimmer nicht weit von dem Gefangenen eingeräumt, und der Arzt erklärte, daß er es nicht allein zulässig, sondern selbst für den Kranken heilsam glaube, wenn seine Gemahlinn um ihn bleibe, und sein durch Unglück und

Stolz starr gewordenes Gemüth sich im Anblick und Umgang eines befreundeten, ihm angenehmen Wesens wieder sanfteren Empfindungen öffne. Sie war daher so viel um ihn, als man ihr erlaubte: sie ertrug mit unsäglicher Geduld alle Ausbrüche seiner Heftigkeit, und die noch weit schmerzlichere Erkenntniß, daß seine Leidenschaft für sie gänzlich verschwunden sey, und daß, was ihn jetzt noch für sie belebte, nichts als ein herzliches Wohlwollen war, in dessen Bewußtseyn er sie gern um sich sehen mochte, und selbst einige Beruhigung in ihrem Umgange empfand. Auch drang sich ihr, so wie die erste lebhaftere Aufregung vorbey war, welche das Wiedersehn unter diesen Umständen bey beyden hervorgebracht hatte, allmählich die Überzeugung auf, daß Zrinys körperliches Befinden beynahe noch übler war, als sein geistiges. Seine Jugendblüthe war gebrochen, seine Gestalt trug das Gepräge gänzlicher Verfallenheit; ein Fieber, das sich jeden Abend regelmäßig und sehr heftig einstellte, untergrub sein Leben, seine Kräfte schwanden sichtlich, und was seinen Zustand noch verschlimmerte, indem es die Heilung fast unmöglich machte, war seine irrige Vorstellung, daß er durchaus gesund, und der Arzt, der

ihn besuchte, nichts als ein verkleideter Spion sey, dem er nicht trauen dürfe. Ihm Arzneyen als solche beyzubringen, war daher unmöglich; was geschehen konnte, mußte unter allerley Vorwänden, auf verschiedene unkenntliche Art geschehen; dabey war er zu keinem längeren Verweilen im Bette, zu keiner Schonung seiner Kräfte zu bewegen. Früh morgens, wie er es sonst gewohnt war, stand er auf, sein Kammerdiener mußte ihn frisiren und sorgfältig kleiden; denn er war ja ein königlicher Prinz und alle Augenblicke gewärtig, fremden Gesandten, oder andern wichtigen Personen, welche die Europäischen Potentaten zu ihm schickten, Audienz zu ertheilen. Seine Zeit brachte er mit Lesen von Geschichts- und ähnlichen Büchern, womit man ihn ohne Bedenken versah, und mit Abfassung schriftlicher Entwürfe politischer Art hin, in welchen die Spuren eines reichen hellen Geistes auf eine bedauernswürdige Weise mit Wahnbildern und ausschweifenden Ansichten vermengt waren, so daß man sagen konnte, die Einkleidung zeugte von Irrsinn, die Grundidee war nichts weniger als thöricht. Es mußte sich jenen, die diese Aufsätze sahen, der Gedanke aufdringen, daß hier ein ausgezeichneter Geist unter der Last

zusammengestürzter und verworrener Ideen und Bezeichnungen sich abarbeite, und in den von Grund aus verkehrten Umgebungen sich nicht mehr zu recht finden konnte. Daß aber Hochmuth und Ehrgeiz die herrschenden Triebfedern desselben gewesen, vor denen jede andere Regung schwieg, wurde aus den ungeheuern Erwartungen und Entwürfen, mit denen er sich jetzt trug, klar, und zeigte, wornach er eigentlich gestrebt, und was er gehofft hatte, als er noch seiner Besinnung mächtig war. Selbst diese Anstrengungen vermehrten sein körperliches Übel, und der Fieberreiz, der jeden Tag eintrat, regte seinerseits den Geist wieder zu neuen Verworrenheiten auf. So erzeugte sich ein trostloser Kreislauf schädlicher Einwirkungen, die nach dem Ausspruche des Arztes, so wie aller, die den Gefangenen umgaben, nichts anders als seine baldige Auflösung zum Ziele haben konnten. Ludmillen entging dieß nicht; sie erkannte ziemlich deutlich ihres Gemahls Zustand, sie las ihn in den Blicken des Arztes, sie vernahm ihn aus den Gesprächen des Pater Isidor, der sie jeden Tag auf ihrem Zimmer besuchte, und dessen Ansichten von Glück und Unglück, Ergebung und Gehorsam es ihm

zur Pflicht machten, sie auf die unausweichliche Catastrophe vorzubereiten.

So gingen acht schmerzliche Tage hin, in denen unter tausend bittern Bemühungen und Eindrücken der Gedanke, um den Geliebten und für ihn zu leben, ihm die wenigen heitern Augenblicke, deren sein Zustand fähig war, zu geben, und für seine Pflege, so viel er es selbst gestatten wollte, zu sorgen, die einzige Beruhigung, den einzigen Trost seiner unglücklichen Gattinn ausmachte, welche sich doch kaum sagen konnte, daß er ihr Opfer erkannt hätte.

Am Morgen des achten Tages, ehe noch die Stunde kam, in welcher Ludmilla ihren Gemahl besuchen durfte, trat Pater Isidor im Reiseanzuge bey ihr ein, und kündigte ihr an, daß er gekommen sey, um Abschied von ihr zu nehmen.

Abschied? rief sie betroffen: Wie, hochwürdiger Herr, Ihr wolltet mich hier verlassen?

Mich rufen meine Geschäfte, gnädige Frau! oder vielmehr ein Befehl meiner Obern, den ich gestern Abends erhalten, und der meine Abreise auf diesen Morgen unwiderruflich festsetzt. Glaubt mir! Ich bliebe gern hier; denn mich

dünkt, ich könnte euch nützlich seyn. Aber Gehorsam ist unsere Pflicht, wie er unser Gelübde ist.

„Und wenn ihr glaubtet, oder versichert wäret, hier mehr Nutzen stiften zu können, als an dem Platz, wo man euch hinsendet? Ich danke euch vieles. Ich würde euch noch manches danken, wenn ihr bey mir bleiben, in meiner bedrängten Lage mir Rath und Schutz geben wolltet. Dünkt euch das nicht auch Pflicht — der Menschlichkeit wenigstens?“

Euer Zutrauen, gnädige Frau, ehrt mich, wie es mich freut. Aber es ist nicht meines Amtes, Nutzen und Nutzen, Pflicht und Pflicht gegen einander abzuwägen. Unsere Obern bestimmen, wir gehorchen, und fragen nicht, so wenig als der Stab in des Wanderers Hand fragt.

Dann wird vielleicht manches Gute unterbleiben, fiel Ludmilla ein, über was der Einzelne in seinem nahen Gesichtskreise besser entscheiden kann, als Jene, die auf einem entfernten Standpuncte stehen.

Nicht doch, erwiederte Pater Isidor: Ich bin überzeugt, daß ein höherer Wille uns leitet, der sich durch den Mund unserer Vorgesetzten ausspricht, und wir haben nichts zu thun,

als ihm zu folgen; ja wir können nichts beſſeres thun.

So ſehe ich wohl, daß ich euch verlieren muß, hochwürdiger Herr! und ich ſehe es mit Schmerz. Nehmt noch einmahl meinen kindlichſten Dank, den Dank einer Unglücklichen, der Ihr in ihren bängſten Stunden als ein helfender Engel erſchienen ſeyd, und die nie, nie vergeſſen wird, was ſie euch ſchuldig geworden! Aber darf ich fragen, wohin euer Weg euch führt, wenn dieſe Frage nicht vorlaut iſt, und wo euch vielleicht eine Nachricht von mir treffen könnte?

„Meine Weiſung lautet nach Mayland, wohin unſere Ordensgeſchäfte mich rufen. Aber ein Brief von euch, gnädige Frau, wenn er mir nicht bald folgte, würde mich ſchwerlich dort finden; denn ich halte mich daſelbſt nur kurze Zeit auf, und kehre dann wieder zu meiner eigentlichen Beſtimmung nach Schloß Clamm zurück.“

Zu meiner Mutter! O Gott! rief Ludmille erſchüttert von dem Gedanken an die Zeit, welche ſie dort verlebt, und was nun mit ihr geſchehen war.

Auf jeden Fall, fuhr der Geiſtliche fort,

ſehe ich euch noch eher auf meiner Durchreiſe, die ich, wenn in Mailand nichts anders über mich beſtimmt wird, über Kuffſtein einzurichten denke. Dann könnt ihr mir eure Aufträge nach Schloß Clamm oder Wien mitgeben, wo, wie ich hoffe, Fräulein Katharine bereits nahe daran ſeyn wird, endlich ihre Beſtimmung zu erfüllen, und wo mir vielleicht doch noch die Beruhigung werden wird, bey ihrer Einkleidung gegenwärtig zu ſeyn.

Ludmilla wandte ſich ab. Die Erwähnung von ihrer Schweſter Geſchick traf ſie mit den Stacheln des Gewiſſens; denn ſie wußte wohl, wie wenig geneigt Katharine dem Stande war, den ſie ergreifen mußte, und wer Schuld an dieſem Zwange war

Und hofft ihr denn nach Wien zu gelangen, hochwürdiger Herr? erwiederte ſie nach einem kurzen Stillſchweigen. Die Stadt iſt belagert, und vielleicht leider, bis ihr hinkommt, in den Händen der Feinde.

Das zu befürchten, habe ich keinen Grund, antwortete der Geiſtliche: vielmehr das Gegentheil, da meine Nachrichten ziemlich beruhigend lauten.

So iſt die Belagerung aufgehoben?

„Das nicht. "

Oder der Entsatz nahe? fiel Ludmilla heftig ein, die seit ihrer Verbindung mit Zriny die Interessen seines Hauses zu den ihrigen gemacht, und somit in Rücksicht der Aufhebung der Belagerung Wiens ganz andere Hoffnungen nährte, als jene, die es gut mit Österreich meinten.

Auch das nicht eben, entgegnete Pater Isidor, und ein strenger Blick fiel forschend auf Ludmilla: Dennoch läßt sich vieles hoffen; das Reich des Satans ist uneinig unter sich. Kara Mustapha und Tököly werden ihre eigentlichen Plane nie gemeinschaftlich durchsetzen. Doch hierüber brauche ich einer besser Unterrichteten vielleicht nichts zu sagen. Übrigens steht König Johann in diesem Augenblicke mit seiner Armee wahrscheinlich schon in Mähren, und Graf Starhemberg hat Muth und Beharrlichkeit genug, um bis zum nöthigen Zeitpunct die Stadt zu halten, deren Hülfsmittel nicht so unbedeutend sind, wie man sie dem Sultan geschildert haben mag. Ich fürchte nichts und hoffe eure Schwester in Kurzem wieder zu sehen. Und so lebt wohl, gnädige Frau! Er wandte sich um, um zu gehn.

Scheidet nicht in Unwillen von mir! sagte Ludmilla, indem sie dem Geistlichen folgte: Ich betrachte euch als meinen strengen, aber wohlwollenden Freund. Nehmt meine besten Wünsche mit euch auf die Reise, laßt mir die Eurigen zurück!

Pater Isidor blieb stehn, und sah Ludmillen ernst an. Ihr habt Recht, erwiederte er, ihr braucht gute Wünsche, denn euer Pfad ist rauh, und euer Gemüth verworren. Ich gebe euch, was ihr meine Wünsche nennt, wie wir Priester sie zu geben gewohnt sind. Kniet nieder!

Ludmille zögerte einen Augenblick; dann gehorchte sie dem Manne, dessen Geist in der letzten Zeit sich ein Recht auf ihre Folgsamkeit erworben hatte

Pater Isidor erhob die Hand, und hielt sie über Ludmillens Haupt: Gott der Allbarmherzige segne und erleuchte euch! Er gebe euch Geduld und Unterwerfung in euren Leiden; er gebe euch Erkenntniß eurer Schuld und heilsame Reue! Bey diesen Worten machte er das Zeichen des heiligen Kreuzes über die tief Erschütterte, und verließ das Zimmer.

Ludmilla stand langsam auf. Wozu hatte

der Geistliche sie eingesegnet! Geduld und Reue! So hießen die Gaben, die er für sie am nützlichsten erachtete! O ich fürchte, ich fürchte, er hat Recht! rief sie, und warf sich weinend auf ihr Kanapeh, und trocknete nach einer Weile ihre Thränen, um an ihr schmerzliches Tagewerk, die Pflege des wahnsinnigen Geliebten zu gehen.

Indessen dieß in Kuffstein vorfiel, und Ludmilla nach Pater Isidors Entfernung sich verlassener, und den Schlägen eines feindlichen Geschickes schutzloser ausgesetzt fühlte, hatte auch Katharine außer dem, was sie mit allen ihren Mitbürgern in der bedrängten Stadt zu leiden hatte, noch ihre eignen Quellen der Sorge, welche mit jedem Tage sich vergrößerten.

Die Feinde hatten ihr Lager rings um die Stadt geschlagen, sie arbeiteten an den Laufgräben, an den Minen, und suchten sich derselben über und unter der Erde zu nähern. Die verschiedenen Bassen des türkischen Reichs, sowohl der Europäischen, als Asiatischen Lande hatten in den verschiedenen Puncten der Vorstädte ihre Quartiere, und fingen an, die Stadt bald hier bald dort zu beschießen. Manchen Morgen schreckte der Donner der Kanonen die

Einwohner aus dem Schlummer auf; manche Nacht hielt das Schießen, oder die Explosion einer Mine jede Ruhe von den Erschrockenen fern. Viele Bürger und Soldaten wurden auf den Wällen verwundet; manche fanden bey Ausfällen, die der Commandirende mit unerschrockenem Muthe unternahm, ihren Tod. An vielen Orten der Stadt hatte bereits das Feuer Verwüstungen angerichtet, deren Umsichgreifen nur mit Mühe gewehret werden konnte, so wie einmahl nur die Geistesgegenwart und der aufopfernde Muth eines Lieutenants von der Artillerie das Arsenal und alle Pulvervorräthe, die daselbst lagen, und somit die ganze Gegend der Stadt gerettet hatte, welche durch diese Erschütterung zu Grunde gegangen seyn würde. *) Nicht immer aber waren es die feindlichen Kugeln, die diese Zerstörung anrichteten. Die Flammen brachen wie von selbst aus, und alles trug das Ansehen absichtlicher Mordbrennerey. Allerley verdächtige Umstände gesellten sich dazu, wie z. B. daß hier und da auf einem Hause eine Fahne aufgesteckt gefunden wurde, gleichsam um dem Feind zu irgend einem Wahrzeichen zu dienen, und die strengsten Untersuchungen nicht dahin gelangten, die Urheber so-

wohl jener Feuersbrünste, als solcher sonderbaren Anzeichen zu entdecken. [6]) Das Ganze aber, verbunden mit der Noth und Bedrängniß der Stadt, mit der Gefahr so manches Einzelnen, reizte die Gemüther des Volkes ungemein auf. Der Verdacht der leicht erregten Menge fiel vorzüglich auf die Ungarischen Mißvergnügten und ihre Anhänger, die sich etwa in der Stadt aufhalten mochten. Unruhige Auftritte ereigneten sich; ein Anschein von Verdacht reizte sie, einen Unschuldigen zum Opfer des wüthenden Haufens zu machen. So ergriff und zerriß ihr wilder Ungestümm einen armen Irrsinnigen, der in seinem Wahn gegen ein brennendes Haus eine Pistole abgefeuert; so wurde ein Knabe, den man in Weiberkleidern entdeckt, ermordet, und Niemand durfte es so leicht wagen, sich in Ungarischer Kleidung auf den Straßen sehen zu lassen, wenn er sich nicht Unbilden, ja Gefahren aussetzen wollte. [7])

Diese stürmischen Auftritte, die aufgeregte Stimmung des Volkes, und die Furcht vor noch größeren Übeln, wenn der Entsatz zögern, und vielleicht Mangel und Verzweiflung sich des Pöbels bemächtigen sollten, nebst den täglichen Schrecken, welche von dem Belagerungszustande der

Stadt unabtrennbar waren, erfüllten die Herzen der Bewohner mit Angst und Kummer, und waren das gewöhnliche Gespräch der Familien, während das Volk selbst noch mit ziemlich gutem Muth einer nahen Befreyung durch die befreundete Armee entgegen sah, die Besatzung und die Bürger furchtlos auf den Wällen stritten, der Opfer nicht achteten, die manchmahl fielen, und nur darauf sannen, dem Feind durch Ausfälle, durch Zerstörung seiner Werke so viel Abbruch als möglich zu thun. Katharine lebte mitten in diesen bewegten Scenen, und trug noch ihren eignen Kummer; denn sie wußte nichts von Sandors Geschick, und sah keine Möglichkeit, etwas davon zu erfahren. Diese Ungewißheit schien ihr das Quälendste in ihrer Lage; sie meinte, daß sie selbst die traurigste Entscheidung minder schwer ertragen würde, als diesen Wechsel von Vorstellungen, der in ihrem Gemüth ab- und zufluthete, wie eben zufällige Nachrichten ihn erregten. Sie selbst, so wie ihre Freundinnen sahen kein Mittel, hier Gewißheit zu erlangen; aller Zusammenhang mit dem andern Ufer war abgeschnitten, und so viel Gefahr mit jedem Wagniß, durch das feindliche Lager durchzudringen, verbunden, daß man vergeblich von Seite

des Stadtmagistrats durch Trommelschlag demjenigen eine Belohnung von hundert Dukaten verheißen hatte, der sich über die Donau wagen und dem Herzog von Lothringen Kundschaft bringen wollte, ohne daß man die Rückkehr des Bothens verlangte, sondern nur, daß er seine glückliche Überkunft durch ein auf einem hohen Punct gegebenes Feuerzeichen verkündigen sollte. [8]) Es fand sich Niemand, der dieß Abentheuer bestehen wollte, und so mußte denn auch Katharine jeder Hoffnung, von dort herüber Aufklärung ihres Schicksals zu erhalten, entsagen.

Ein Mensch war indessen in Wien, der allein, aber auch am sichersten hierüber Auskunft geben konnte, und dieß war Sandors Gegner, Scalvinoni selbst. Gleich in den ersten Tagen hatte die Generalinn hierüber mit Katharinen gesprochen; aber so heiß deren Verlangen nach Nachricht von dem Verlobten war, so konnte sie sich doch nicht entschließen, einen Menschen zu befragen, dem sie nur mit dem größten Widerstreben die Angst ihres Herzens hätte errathen lassen, und von dessen gutem Willen, ihr die reine Wahrheit zu sagen, wo ein Läugnen oder Entstellen derselben ihm vielleicht nach seiner Meinung Vortheil bringen konnte, sie ganz und

gar nicht überzeugt war. Alle diese Bedenklichkeiten der Generalinn mitzutheilen, hielt indessen Katharinen jene natürliche Scheu ab, die sie jederzeit empfand, einen Fremden in das Innerste ihrer Gefühle blicken zu lassen, so wie sie sich auch nicht hatte entschließen können, den Inhalt des Gespräches, welches Sandor in den letzten Stunden mit ihr gehalten, der Generalinn mitzutheilen. Es dünkte ihr wie eine Entfremdung, wie eine Verkleinerung ihres Besitzes, wenn sie, was Sandor ihr Zärtliches, Inniges, Edles gesagt, jemand Andern, und wäre es eine noch so werthe Person, mittheilen sollte. Für sich ganz allein, im innersten Heiligthum ihres Herzens wollte sie dieß Bewußtseyn, und das Maaß für Sandors Liebe zu ihr, bewahren. So erklärte sie bloß, daß sie es für schwierig und überhaupt für unzart halte, mit Scalvinoni über diesen Punct reden zu lassen, ergab sich wieder in ihr schweres Geschick, und bethete nur um Geduld und genugsame Fassung, um ihr Geheimniß vor der Mutter zu verbergen, deren ohnehin beängstigtes Gemüth diese neue Sorge kaum ertragen haben würde.

So vergingen abermahls einige Tage. Der Feind setzte seine Angriffe, die Besatzung ihre

muthige Gegenwehr fort. Graf Starhemberg, noch kaum von einer Wunde genesen, die er in den ersten Tagen bey Besichtigung der Wälle durch ein von einer feindlichen Kugel zerschelltes Mauerstück empfing, war überall gegenwärtig, wo es Gefahr oder entschloßne Anstalten galt. Bischof Collonits sorgte im Innern der Stadt für die Verpflegung der Verwundeten, die Heilung der Kranken, die Unterstützung der Armen und besonders der Familien derjenigen, welche ihr Leben in der Vertheidigung der Stadt geopfert hatten. Seine Fürsprache, seine Beredsamkeit erhielten in den Häusern der Großen und Reichen die nöthigen Mittel dazu; sein Eifer, wie sein Beyspiel ermunterte Andere, ihm thätig an die Hand zu gehen, und manche Frauen des höhern wie des Mittelstandes erbothen sich, durch die Vorstellungen des frommen Bischofs begeistert, zu Verfertigung von Verband und Arzneyen, zu Lieferungen von allerley Bedürfnissen, ja zu thätigen Hülfleistungen in den Spitälern selbst, während viele Weiber aus den gemeinen Classen sich bey Ausgrabung der Gegenminen, die die Belagerten machten, zur Wegschaffung der Erde, und zu allerley ähnlichen Diensten gebrauchen ließen. [9])

Diese persönliche Theilnahme an dem grossen Zwecke der Vertheidigung und Erhaltung der Stadt regte ein frisches Leben auch in den Herzen derjenigen Einwohner auf, die vermöge ihrer Stellung, oder ihres Geschlechts bisher nur müßige und darum oft ängstliche oder mißvergnügte Zuseher der allgemeinen Noth und Gefahr gewesen waren. Ein schöner Eifer bemächtigte sich der höhern, wie der niedern Stände, ein Geist frommer Menschenliebe und williger Aufopferung, und das Haus der Frau von Preysing blieb in diesen Leistungen nicht hinter den andern ihres Gleichen zurück. Frau von Volkersdorf hatte eine besondere Geschicklichkeit in Bereitung von Arzneyen und andern Hülfsmitteln, die ihre Stellung zu ihren Unterthanen und ihre Menschlichkeit auf dem Lande, wo ärztliche Hülfe selten war, ihr schon längst zur angenehmen Pflicht gemacht hatten. Frau von Preysing bereitete Verbandstücke, und opferte willig, was sie an Leinwandvorräthen besaß, und Katharine ging mit Vergnügen den beyden Matronen zur Hand, und fand in dieser zweckmäßigen Thätigkeit eine tröstende Beschwichtigung ihrer Sorge um den geliebten Sandor.

Wie nun erst das Geschäft der Vertheidi-

gung der Wälle, der nothwendigsten Anleitung der Einwohner, und ähnliche Anstalten in ihrem gehörigen Gange waren, und Scalvinoni nach seines Generals Herstellung wieder über einzelne Augenblicke seiner Zeit gebiethen konnte, benützte er diese sehr eifrig, sich Katharinen zu nähern, oder Erkundigung über sie einzuziehn, was indessen ziemlich schwer hielt, da sie mit wenig Menschen bekannt war, und selbst Frau von Preysing einsam lebte. Er erfuhr nur mit Mühe einiges über ihre Familie, ihre sehr mäßigen Glücksumstände, und die eigentliche Ursache ihrer Hierherkunft nach Wien, nähmlich ihre Bestimmung zum Kloster, welche man ihm als unwiderruflich schilderte. Von einem Liebhaber, oder gar von einem Verlobten wollte indeß Niemand etwas wissen, und Scalvinoni mußte seine eifersüchtigen Regungen in seiner Brust verschließen. Daß hier ein zärtliches Verhältniß obwalte, schien ihm unzweifelhaft; seine durch den Antheil an dem Mädchen geschärfte Beobachtung, und des Pohlnischen Offiziers Benehmen hatten ihn davon überzeugt, und der Mangel an bestätigenden Nachrichten hob jenen Argwohn nicht auf, er machte nur seinen Wunsch, klar zu sehn, lebhafter.

Was wäre einem unternehmenden jungen Mann, der sich seiner Verdienste so bewußt ist, wie Scalvinoni, unmöglich! Kaum waren vierzehn Tage herumgekommen, so hatte er es dahin gebracht, ein Haus auszukundschaften, welches Frau von Dünewald zuweilen mit Katharinen zu besuchen pflegte, und in welches er einst gerade so viel gekommen war, um jetzt, ohne Aufsehen zu erregen, die halbverfallne Bekanntschaft unter einem schicklichen Vorwand wieder auffrischen zu können. Der Adjutant des Commandirenden war während der Belagerung eine wünschenswerthe Erscheinung, für die man überall gern Rücksichten hatte. Man empfing ihn mit Auszeichnung, es ward ihm leicht, sich auch über die muthmaßliche Zeit der Besuche der Generalinn die nöthigen Auskünfte zu verschaffen, und so geschah denn, was er beabsichtigt hatte. Er traf mit Katharinen an diesem Orte zusammen, aber unter so unverdächtigen Formen, daß es ein bloßer Zufall schien, und selbst in der Generalinn Seele, welche ihre junge Freundinn begleitet hatte, kein Argwohn kam, da sie des Adjutanten öfters als einen frühern Bekannten dieses Hauses hatte erwähnen hören.

Katharine erschrack, wie sie eintrat und ihn erblickte; sie faßte sich mühsam, und erkünstelte eine Ruhe, die ihr nicht natürlich war, und deren Zwang man ihr ansah. Scalvinoni bemerkte es wohl, und war nichts weniger als unzufrieden damit; denn seine Erfahrungen sagten ihm, daß ein Mann halb gewonnenes Spiel bey einem Frauenzimmer habe, das ihn mit einiger Unruhe oder Befangenheit zu betrachten pflege, und deren Gemüth sich schon im Voraus in einer künstlichen Stellung gegen ihn befinde. Er seinerseits war so klug, sich ganz ungezwungen zu benehmen. Er äußerte seine Freude über dieß unvermuthete Wiedersehen, indem er sich sehr verbindlich jenes Zusammentreffens auf dem Stephansfreydhofe erinnerte; aber alles, was, und wie er es vorbrachte, trug so sehr das Gepräge allgemeiner Galanterie, daß Katharine kein Arges daraus haben konnte, nach und nach selbst etwas unbefangen wurde, und die Vorstellung mit Heftigkeit ergriff, ob es nicht vielleicht ihr oder der Grafinn Dünewald gelingen könnte, im Gespräch auf eine ungezwungene Art sich in diesem Hause über Scalvinoni, und über den Ausgang jenes unseligen Zweykampfes einige Nachrichten zu verschaffen.

Ihr Beſuch dauerte nur kurze Zeit, und ſie war deſſen froh; denn ſo leicht und natürlich ſich Scalvinoni gegen ſie benommen, und ihre Furcht vor einer etwanigen Zudringlichkeit zerſtreut hatte, ſo fühlte ſie doch bey dem Anblick des Mannes, den ſie als den Feind ihres Geliebten, ja als den betrachten mußte, deſſen Hand ihn verwundet, vielleicht — ſie ſchauderte dieß zu denken — getödtet hatte, eine Art von Abſcheu und Angſt, die ſie ſeine Entfernung wünſchen machte.

So wie ſie ſich mit der Generalinn allein ſah, ſprach ſie mit ihr über das, was jetzt ihre ganze Seele bewegte — wie man, ohne ſich bloß zu geben, den Zufall benützen, und durch die Familie, bey der man ihn getroffen, die gewünſchten Erkundigungen einziehen könnte. Die Generalinn fand einige Schwierigkeit, doch verſprach ſie der Sache nachzudenken; und da ſie in ein Paar Tagen eine von den Töchtern des Hauſes zufällig traf, wußte ſie auf eine natürliche Art das Geſpräch auf Scalvinoni und auf das Duell, das er, wie man ſagte, vor einiger Zeit mit einem Pohlniſchen Offizier gehabt, zu bringen, und warf, wie den Einfall einer

flüchtigen Neugierde, den Wunsch hin, den Ausgang dieser Affaire näher zu wissen.

Die Generalinn kannte ihre Leute, und wußte, daß sie den Auftrag um eine Auskunft in keine bessern Hände, als in die des Fräuleins Rosine, legen konnte, die zugleich eine der vorwitzigsten und schwatzhaftesten Personen war. Sie hatte nichts von dem Duell gewußt, und obwohl die Generalinn davon nur als von einer Sage sprach, so war doch selbst diese Sage dem neugierigen Mädchen wichtig genug, um sie als eine willkommene Neuigkeit zu ergreifen, und die Spur zu verfolgen, welche sich ihr zeigte.

Als Scalvinoni das nächstemahl bey ihren Ältern erschien, machte sie sich an ihn, und wußte das Gespräch so lange zu wenden, bis sie es endlich auf den vom König Sobiesky geschickten Courier gebracht, und auf die Frage, ob er wohl noch, ehe die Brücken abgeschossen worden, das andere Ufer erreicht haben werde? Dabey sah sie dem Adjutanten scharf in die Augen, und glaubte nun, sein Bekenntniß, oder wenigstens eine verrathende Äußerung könne ihr nicht entgehen.

Scalvinoni besann sich einen Augenblick.

Dieſe Frage, Katharinens neuliche Anweſenheit, die ſichtbare Neugier, die auf Roſinens Antlitz lag, ſtellten ſich plötzlich in ſeinem Geiſte zu einem Ganzen zuſammen; er glaubte zu ſehen, was man von ihm wollte, und er nahm ſich vor, ſeine Antworten darnach einzurichten. — Das zu beantworten iſt mir nicht möglich, mein Fräulein! erwiederte er.

Wie ſo, Baron Scalvinoni? rief das Fräulein: Ihr könnt ja ungefähr die Zeit beurtheilen, wann er wegfuhr —

Wie ſollt' ich? ſagte Scalvinoni: Ich weiß wohl, wann er vom Commandirenden abgefertigt wurde; aber ich weiß nicht, wann er abfuhr.

Das ſolltet ihr nicht wiſſen? rief ſie lebhaft: Ich dächte, ihr hättet ihn begleitet. — Sie ſah ihn dabey forſchend an. — Ich habe ſo etwas gehört.

Da hat man euch falſch berichtet, mein Fräulein!

„Wirklich? Ich dächte doch nicht. Man ſagt, ihr hättet ein Duell mit ihm gehabt.“ — Sie betonte jedes Wort und hielt ihre Blicke feſt auf ihn gerichtet: Ihr ſeyd wohlbehalten zurückgekommen, und nun iſt es doch natürlich, daß man zu wiſſen wünſcht, wie die Sache eigent-

lich hergegangen, und was aus eurem Gegner geworden ist.

So? fragte Scalvinoni: Ja, das letzte will ich wohl glauben. Man scheint vielen Antheil an dieses sogenannten Gegners Schicksal zu nehmen. Er ist nicht im Duell gefallen; das könnt ihr denjenigen, die sich bey euch darnach erkundigt haben, zum Troste sagen.

Es hat sich Niemand nach ihm erkundigt; ihr versteht mich falsch.

„O ich verstehe euch recht gut, mein gnädiges Fräulein, besser, als ihr selbst glaubt.“

Ihr seyd unerträglich!

„Das wäre mir unendlich leid.“

Ach so sprecht doch! Habt ihr oder Jemand anders mit ihm duellirt; denn, daß er duellirt, ist sicher.

„Ey, ey! Ihr seyd genau unterrichtet, meine Gnädige! Ich weiß von nichts. Ich habe den Herrn von Szalatinsky nur sehr flüchtig gesehn, wie er mit seiner schönen Cousine Arm in Arm ging, und glücklicher schien, als ich es jetzt bey euch bin. Er schien seiner Begleiterinn wenigstens nicht unerträglich.“

Die kleine Volkersdorf? Was ihr sagt! rief jetzt Fräulein Rosine lebhaft. Und nun be-

ſtürmte ſie den Adjutanten mit Fragen nach dem Verhältniß zwiſchen dem Pohlniſchen Offizier und Katharinen.

Scalvinoni hatte ſie glücklich auf eine andere Spur gebracht. Er ſagte ihr allerley, was ihm eben beyfiel; als ſie aber endlich wieder auf die Duellgeſchichte, und auf Szalatinsky's Schickſal zurückkam, antwortete er mit einer artigen Verbeugung, aber mit einem Tone, der zeigen konnte, daß das Geſpräch ihn zu verſtimmen anfing: Herr von Szalatinsky hat ſich lebend über die Brücken entfernt, das kann ich euch ſagen. Ob er duellirt, und mit wem? Ob er verwundet worden, ob nicht? das — weiß ich nicht, und ein ſo ſchöner Mund hat gewiß angenehmere Dinge zu ſagen, und ein ſo liebenswürdiger Geiſt beſſeres zu denken, als die Fehde von ein Paar rauhen Soldaten.

Hiermit waren alle Erkundigungen, welche Fräulein Roſine erhalten konnte, zu Ende, und ſie nicht viel klüger, als am Anfange des Geſprächs. Doch was hier nicht gelang, war einem Kopfe, wie der ihrige, nun ſchon zu ſehr zur Angelegenheit geworden, als daß ſie nicht auf andern Wegen hätte verſuchen ſollen, an ihr Ziel zu gelangen. So ſetzte ſie denn alle

Hebel, die ihr nur zu Gebothe ſtanden, in Bewegung, und mittelſt anderer Offiziere, Bekannter von Scalvinoni, ja endlich durch Beſtechung ſeines Bedienten brachte ſie heraus, daß das Duell wirklich ſtatt gefunden, daß der Pohlniſche Offizier ſich ſehr brav gehalten, aber, von ſeiner Hitze hingeriſſen, dem kühlen Muthe des Adjutanten eine Blöße gegeben habe, der, als einer der geſchickteſten Fechter, dieſen benutzt, und ſeinem Gegner eine nicht unbedeutende Wunde in der Schulter beygebracht habe. — Als das Blut heftig hervor quoll, und der Rittmeiſter ſchwankte — ſo erzählte der Diener — ward es meinem Herrn herzlich bang; er ſprang auf ſeinen Gegner zu, er fing den Sinkenden in ſeinen Armen auf, leiſtete ihm allen möglichen Beyſtand, ließ aus den nächſten Häuſern Hülfe bringen, und that für ihn, was er nur für einen Bruder hätte thun können. Auch erkannte dieß der Fremde; er dankte meinem Herrn ſehr freundlich, und ich mußte gleich in die Stadt zurück, einen Wundarzt zu hohlen, der dann für den erſten Verband ſorgte, und den Rittmeiſter begleitete, wofür ihm mein Herr eine anſehnliche Summe zuſtellte.

Nun, und was brachte denn der Wundarzt für Nachricht zurück?

Der Wundarzt? fragte der Bediente erstaunt: Ey, der kam ja nicht wieder; der ist in Brünn oder Linz, und vermuthlich froh, bey dieser Gelegenheit gut aus der Stadt gekommen zu seyn.

Und der Rittmeister lebt?

„Ich will es hoffen; es wäre mir leid um ihn, denn er schien ein gar braver freundlicher Herr.“

Und war die Wunde tief?

„Der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht, so viel konnte ich bemerken. Übrigens war alles so eilig, mein Herr mußte nach Wien herein, der Fremde über die Brücken, daß wir kaum Zeit hatten, das Allernöthigste zu thun oder zu sprechen; und so kann ich auch weiter nichts sagen, als daß ich hoffe, Gott werde ihm fortgeholfen haben.

Fräulein Rosine hatte nun über das Duell erfahren, was sie gewollt; aber nun lag noch der andere Theil des Geheimnisses, Katharinens und des Rittmeisters Verhältniß zu erforschen vor ihr, und auch hier mußte sie klar sehen, eher konnte sie nicht ruhen. Statt also der Generalinn das nächstemahl, wie sie sie sah, das Re-

sultat ihrer Forschungen über den Ausgang des Duells mitzutheilen, machte sie unter dem Vorwand einer erwiedernden Artigkeit Katharinen einen Besuch, suchte es so einzuleiten, daß sie sich mit ihr allein fand, knüpfte ein Gespräch über Scalvinoni an, spielte die Unterredung auf ein Duell, das Scalvinoni kürzlich gehabt haben sollte, ließ Katharinen errathen, daß sie mehr wisse, als im Allgemeinen bekannt sey, und regte des Mädchens ganze Seele mit diesen Worten auf.

So soll es also wahr seyn? rief Katharine: Soll Scalvinoni sich geschlagen haben?

Ganz gewiß. Er ist ein bekannter Raufer, und hat schon Manchen gezeichnet, und Manchen erlegt.

Mein Gott! rief Katharine: Und soll es wahr seyn, daß er mit dem Pohlnischen Courier—

Ich glaube ja gehört zu haben, warf Rosine nachläßig hin, daß dieser Offizier mit euch verwandt sey?

Ja wohl! sagte Katharine: Er ist meiner Mutter Schwester Sohn.

Man sagt viel Gutes von ihm, entgegnete Rosine.

O er ist ein vortrefflicher Mensch, rief Ka-

tharine: So gut, so edel! Doch verzeiht! Ihr kennt ihn nicht, es kann euch gleichgültig seyn.

Nicht doch, Fräulein von Volkersdorf! Nicht im Geringsten! Alles, was euch betrifft, hat Interesse für mich, antwortete Rosine verbindlich, und um so mehr, da des Offiziers trauriges Schicksal —

Sein trauriges Schicksal? rief Katharine: Mein Gott! Was wißt ihr von ihm?

Ich sollte es wohl euch nicht sagen, antwortete Rosine, die sich ihrer gelungenen List freute: Herr von Szalatinsky geht euch nahe an —

O sprecht, sprecht! rief Katharine zitternd, indem alle Schreckbilder ihrer Phantasie vor ihr aufstanden: Was ist's mit Szalatinsky? Lebt er?

Gelebt hat er, wie Herr von Scalvinoni nach Wien zurückkehrte. Aber er war bedeutend verwundet.

O großer Gott! rief Katharine: Verwundet, und allein, in den Auen verlassen!

Nicht doch! erwiederte Rosine: Sein Gegner ist ein edler Mensch, er hat für ihn gesorgt Und nun erzählte sie mit Verschönerungen und Ausmahlungen, wie es die Gewohnheit der Menschen ist, deren Vergnügen im Sammeln und Erzählen von Neuigkeiten besteht, die ganze

Geschichte nach ihrer Art, ließ Katharine durch eine langsame Folter von Angst und Erwartung gehn, um sie zuletzt über die eigentliche Entscheidung in eben der Ungewißheit zu lassen, in der sie sich vor dem befand. Alles, was sie gewonnen hatte, war die traurige Gewißheit, daß Sandor verwundet war. Was dann aus ihm geworden, ob er lebe, ob er leide, ob er todt sey? hierüber lag noch eben der trostlose Schleyer, den zu lüften seit so vielen Tagen ihr heißester Wunsch und eine vollkommene Unmöglichkeit war; denn auch Scalvinoni's Nachrichten schlossen keine Beruhigung in sich.

Rosine entfernte sich endlich, nachdem sie hier ihren Zweck besser erreicht, und mehr über die Stellung Katharinens zu ihrem Vetter errathen hatte, als ihr bey den Erkundigungen gelungen war, die sie von Scalvinoni unmittelbar hatte einziehen wollen. Es war ihr erwiesen, daß Katharine ihrem Vetter mit mehr als Verwandtenliebe zugethan sey. Sie erinnerte sich dämmernd einmahl etwas davon gehört zu haben, daß Katharine ursprünglich nicht zum Kloster bestimmt, daß sie mit einem Verwandten ihres Hauses versprochen gewesen sey, ohne daß man wußte, warum sich ihr Schicksal geän-

dert. Sie verglich, ſie verband die Nachrichten, ſie verſchönerte und ergänzte, wo ſie Lücken fand, und ſetzte ſich eine Art Roman zuſammen, der in einigen Stücken ziemlich mit der Wahrheit zuſammenfiel, in andern aber himmelweit davon abſtand, der aber für Roſinen den Werth voller Gewißheit hatte, den ſie daher mit geheimnißvollen Mienen ihren Bekannten mittheilte, und zuletzt ſelbſt glaubte.

Katharinen war nicht ſo wohl zu Muth. Mit Ungeduld wartete ſie, bis Roſine ſich entfernt hatte, um ſich dem Schmerz und der Angſt um den Geliebten ungeſtört überlaſſen, und ihre Thränen nicht mehr zurückhalten zu dürfen. So war es alſo gewiß! Sandor war verwundet! Was konnte nicht geſchehen ſeyn, trotz der Begleitung des Wundarztes, auf der Reiſe, mitten im Getümmel einer unruhigen hin und her ziehenden Armee? Je weniger Katharine die eigentliche Lage der Dinge zu beurtheilen im Stande war, je ſchreckendere Möglichkeiten fielen ihr ein. Eine Menge düſtere Bilder vereinten ſich wechſelnd vor ihrem Geiſte. Sandor, bleich, blutend, auf einem elenden Lager, von allen ſeinen Freunden fern, der Pflege unbekannter kalter Menſchen hingegeben, war die

Hauptgestalt, die nie aus ihren Blicken wich, im Wachen vor ihr stand, im Traume sie aufschreckte. Ach was hätte sie nicht darum gegeben, zu ihm eilen, für ihn sorgen, wachen, leiden zu dürfen! Es war unmöglich! Unfruchtbare Wünsche, vergebliche Gelübde waren alles, was sie darbringen konnte, und in dieser Ohnmacht lag die herbste Qual ihrer Lage.

Ihre liebste Zuflucht war jetzt das Gebeth, ihre einzige Erhohlung jene Arbeiten für die Armen und Kranken, denen sie sich mit doppeltem Eifer weihte. Sonst mochte sie nichts von allem, was vorging, wissen. Jede Erzählung von neuen Bedrängnissen, die die Feinde der Stadt zufügten, erinnerte sie an den schrecklichen Tag ihrer Ankunft, der eine Kluft zwischen ihr und dem Geliebten eröffnete. Fielen unruhige Auftritte in der Stadt unter der Menge vor, so mußte sie an das unselige Duell denken, das vielleicht ihr ganzes Lebensglück zerstört hatte; sprach man von den Hoffnungen auf Entsatz, von der Aussicht, die Feinde in Kurzem vertreiben, und die christliche Armee in die befreyte Stadt einziehn zu sehn, dann preßte ein bitteres Gefühl ihr Herz zusammen, wenn sie dachte, wie dann so manche Mutter ihre Söh-

ne, ſo manche Gattinn ihren Gemahl, ſo manche Braut ihren Geliebten wieder ſehn und umarmen würden, und wie für ſie — vielleicht kein Wiederſehn, oder nur ein ſchmerzliches ſeyn würde! So wurde nach und nach jede Berührung des Hin- und Herredens, der Neuigkeiten, der Beſuche ihr unleidlich; ſie flüchtete ſich in die Einſamkeit ihres Zimmers, wenn Bekannte zur Frau von Preyſing kamen, um nichts zu hören, was den ſtillen Gang ihres Kummers ſtören, und eine verletzende Ideenreihe in ihr erwecken konnte.

Darum ſprach ſie auch weder mit der Generalinn noch ſonſt mit Jemand über das, was ihr Herz drückte, und bewahrte ihren Schmerz, wie früher ihre Freude, als ihr ſtilles Heiligthum. Dabey blieb ſie immer freundlich, und immer gefällig gegen Andere; ſie erlaubte ſich keine Laune, keine Klage, und trug ihren Kummer, von dem ſie als dem allgemeinen Loos der Menſchheit ſich nicht ausnehmen zu dürfen glaubte, mit ſo viel Ergebung, daß, wer ſie nicht kannte, ſie für ganz ruhig, ja heiter gehalten haben würde. Nur Frau von Preyſing und ihre Tochter bemerkten die gewaltige Veränderung wohl, die mit dem ſonſt ſo lebensfrohen Geſchöpf vorge-

gangen war; sie wußten die Ursache, da aber Katharinen jedes Sprechen darüber wehe zu thun schien, vermieden sie freundlich alle solche Berührungen, ließen sie gewähren, wie sie glaubte, sich am besten in ihre Lage finden zu können, und hofften, daß die Zeit hier gänzliche Hülfe, oder wenigstens Milderung herbeyführen würde.

Katharine hatte noch keinen Verwundeten gesehn, so oft auch jetzt Unglückliche dieser Art von den Wällen durch verschiedene Straßen der Stadt nach den Spitälern gebracht worden waren, welche die Bemühungen des frommen Neustädter Bischofes in verschiedenen Klöstern oder leeren Gebäuden hatten einrichten lassen, und wo theils die Geistlichen und Nonnen, theils weltliche Krankenwärter oder Wärterinnen der Verunglückten pflegten. Ihre Vorstellung davon war also unbestimmt, und eben so unbestimmt war auch die von Sandors Zustand. Nun aber traf es sich eines Morgens, wo eben ein gewaltiger Angriff der Türken auf die Burg- und Löwelbastey vorüber war, und mehrere hundert Kugeln in die Stadt und auf die Wälle geflogen, viele Häuser beschädigt, viele Menschen verwundet worden waren, daß Katharine, nachdem das Schießen aufgehört hatte, und die

Bewohner der Stadt es wieder wagten, aus den festen Gewölbern oder Kellern, in welche sie sich geflüchtet, hervorzukommen, ihrer Gewohnheit nach in die St. Stephanskirche ging, Messe zu hören. Da begegnete ihr in der Weihburggasse ein Zug mehrerer Menschen, welche eben einige Schwerverwundete von dem Wall herab ins Kloster der Franziskaner brachten. Die offenen Tragbahren, auf welchen die Verwundeten lagen, gewährten ihr, indem sie dicht an ihr vorüber kamen, den vollen Anblick des traurigen Schauspiels, und der erste, den sie erblickte, war ein junger Mensch, ein Student, der sich auf dem Walle sehr ausgezeichnet, dem eine feindliche Kugel den Arm zerschmettert hatte, und der bleich wie ein Todter mit brechenden Blicken, von allem seinen Blut überströmt, vor ihr lag. Eine wirkliche, oder eingebildete Ähnlichkeit mit Sandor ergriff sie so heftig, daß sie einen Schrey ausstieß, und sich einem Schwinden ihrer Sinne nahe fühlte. Eine alte Frau stand ihr bey; sie verlangte nach Hause geführt zu werden, und Frau von Preysing fürchtete, daß der Schrecken sie krank machen würde. Das geschah nicht; aber das entsetzliche Bild hatte sich ihrer Phantasie eingeprägt. Sie dachte und

sprach von nichts, als dem Verwundeten, kehrte von jedem andern Gegenstand wieder auf diesen zurück, und vermengte in ihrem aufgeregten Zustand Sandor und den Unbekannten auf eine so seltsame Art, daß sie manchmahl glaubte, jenen selbst erblickt zu haben. Eine augenblickliche Besinnung überführte sie freylich von ihrem Irrthum; aber es brauchte mehrere Stunden, bis sie sich erhohlt, und den ersten furchtbaren Eindruck abgeschüttelt hatte. Denselben Nachmittag kam der Bischof zur Frau von Preysing. Er erzählte von der großen Anzahl der Verwundeten, welche sich durch die vielen Ausfälle so wie durch die mit Wuth unternommenen und mit der größten Anstrengung abgeschlagenen Stürme in der Stadt häuften, von der Unzulänglichkeit der Mittel, sie zu versorgen, besonders aber von dem Mangel der Wartung und Pflege, indem sich bey Weitem leichter solche Personen fänden, die Geld, Lebensmittel und andere Bedürfnisse liefern, als die selbst an eine Pflege Hand anlegen wollten, welche mühsam, oft abstoßend, und sogar der eignen Gesundheit nachtheilig seyn konnte. Katharine saß, mit Arbeit beschäftigt, still auf der Stufe des Erkerfensters an ihrem Tische, und

nahm keinen sichtbaren Antheil an dem Gespräch; aber keines der Worte des Bischofs, welcher für sie überhaupt eine sehr verehrungswürdige Person war, ging ihr verloren, und eine Ideenreihe knüpfte sich daran, welche dem Druck des Kummers, den sie nun schon so lange empfand, eine wohlthätige Ablenkung versprach. Doch schwieg sie, und sagte nichts. Abends kam die Generalinn und sprach von den Verwüstungen, welche das heutige Kanoniren auf den Wällen angerichtet, von den vielen Menschen, die es gekostet, von der täglich wachsenden Noth der Stadt. Schon waren eine Menge der ausgezeichnetsten Offiziere todt oder verwundet, die Vorräthe an Lebensmitteln und Munition wurden kleiner, die Theurung nahm überhand, und da Feuersbrünste sehr häufig waren, und auch bey andern Gelegenheiten Sturm- und Nothzeichen zu geben nöthig war, hatte der Commandant gebothen, daß in keiner Kirche mehr geläutet werde, und nur der Klang der großen Glocke zu St. Stephan, wenn sie ertönte, ein Signal allgemeiner Gefahr seyn solle, bey deren Ton die Bürger auf ihre bestimmten Sammelplätze, den neuen Markt, den Hof und die Freyung, die Weiber aber an die Brunnen eilen

und Wasser zum Löschen schöpfen sollten. [10]) Die Spitäler füllten sich mit Verwundeten und Kranken, welche zum Theil der Mangel genugsamer und gesunder Kost in diesen Zustand gebracht, und alles deutete auf den sehr verschlimmerten Zustand und auf die dringliche Nothwendigkeit baldiger Errettung hin. Dennoch nahm der Eifer der Besatzung eher zu als ab, und auch die Einwohner wetteiferten in gutem Willen und Dienstleistungen mit dem wirklichen Militär.

Sogar Weiber, fuhr die Generalinn fort, sogar Weiber nehmen nach Möglichkeit an der Vertheidigung Theil. Sie bezeigen sich unermüdet beym Wasser Schöpfen und Eimer Füllen, beym Ausgraben der Minen, beym Wegschaffen der Erde, kurz überall, wo man ihrer geringen Kraft bedarf und sie benützen kann.

Das freut mich, sagte die Oberstinn: Auf diese Art ist es auch dem schwächern Geschlecht möglich, zu dem verdienstlichen Werke beyzutragen, und seine Pflichten als Christinnen und Mitbürgerinnen zu erfüllen.

Katharine war bey diesen Worten näher gekommen, und horchte aufmerksam. Gewiß, sagte die Generalinn, sie thun das auf mannigfa-

che Weise. Des Bischofs Ermahnungen haben sogar einige vermocht, in den Spitälern die Dienste von Wärterinnen und Aufseherinnen zu übernehmen. Man hat mich versichert, daß er mehrere von der dienenden Classe sowohl, als Frauen des Mittelstandes zu diesen verschiedenen Leistungen beredet habe.

Das scheint mir sehr verdienstlich, sagte Katharine, und die beste Art, wie Frauen ihre Menschenliebe und ihren Eifer fürs allgemeine Beste bezeugen können. Nur Eins kommt mir schwierig vor. Wie könnte, z. B. ein unverheirathetes Frauenzimmer sich entschließen, unbekannte Männer zu warten oder zu pflegen?

Es gibt Modalitäten, antwortete die Generalinn: Man kann ja durch Bereitung der Arzeneyen, durch Aufsicht in der Küche und auf die Wärterinnen, durch Leitung der Arbeiten u. s. w. recht nützliche Dienste leisten, ohne sich gerade mit der unmittelbaren Pflege fremder Männer zu befassen, die freylich für jedes Frauenzimmer, möge sie verheirathet seyn oder nicht, etwas Mißliches und nicht wohl Anständiges hat.

Mein Kind! sagte Frau von Preysing: Jegliches Ding hat zwey Seiten. Ein ehrwür-

diger Nahme, ein heiliges Gelübd kann auch hier die Soeur grise vor jedem Tadel, vor jedem Verdacht der Läſterſucht, ſo wie vor jedem unziemlichen Betragen ſchützen.

Was iſt das, eine Soeur grise! fragte Katharine.

Frau von Preyſing erklärte ihr den Urſprung dieſes Inſtituts, der frommen Schweſtern, welche ſich der Pflege der Kranken ſowohl in ihren als fremden Häuſern weihen. Sie erzählte ihr, was dieſe wohlthätigen Frauen in Frankreich bey verſchiedenen Anläſſen Gutes gewirkt hatten. Sie führte manches Beyſpiel rückſichtsloſer Selbſtaufopferung an, und ſchloß damit, daß ſchon mehrere Monarchen dieſen ſegenbringenden Orden in ihren Staaten einzuführen geſucht, und deßwegen ſolche Nonnen aus Frankreich verſchrieben hätten.

Katharine hörte mit leuchtenden Augen zu. Dieſer Beruf dünkte ſie ſo ſchön, ſo ganz das, was ſie unbeſtimmt und in allgemeinen Umriſſen im Stillen bey ſich gedacht hatte. Sie fragte immer mehr, ließ ſich von dieſem Orden erzählen, was nur die Oberſtinn und ihre Tochter wußten, und ſchien zum erſtenmahl ſeit dem Tage, wo ſie Sandors Verwundung vernommen

hatte, wieder einmahl recht heiter und vergnügt. Aber sie äußerte sich nicht weiter. Tief in der stillen Brust bewahrte sie den Eindruck und den Vorsatz, den er in ihr erregte, arbeitete ihn in ihren einsamen Stunden aus, weihte sich dazu durch Gebeth und innige Aufopferung, und trat dann am andern Morgen zu ihrer Mutter, um ihr den Wunsch zu eröffnen, in einem der Spitäler, wo man kranke, oder bey den Minen, beym Feuerlöschen u. s. w. verunglückte Frauenspersonen aufnahm, sich der Verpflegung derselben zu widmen.

Erstaunt blickte Frau von Volkersdorf sie an. Dieser Entschluß kam ihr so unerwartet, und befremdete sie so sehr, daß es einige Zeit brauchte, bis Katharine sie nur zuerst mit dieser Vorstellung befreunden konnte. Sie führte ihr aber Ludwig den Heiligen, die heilige Landgräfinn Elisabeth und mehrere Personen der Legende und Geschichte an, die von viel höherm Rang und von edlerer Geburt, als ein Edelfräulein, eine Übung gottgefälliger Pflicht und Selbstverläugnung in solchen Leistungen gesucht, und es gelang ihr endlich die Matrone zur Einwilligung in ihre Bitte zu vermögen. Viel besser faßte Frau von Preysing sie auf, als Mut-

ter und Tochter dieſen Gegenſtand vor ſie brachten; ſie hatte es geahnet, ſie hatte es zum Voraus in Katharinens Seele erkannt, und erklärte der Frau von Volkersdorf unumwunden, daß ſie nicht allein Katharinens Vorſatz höchlich billige, ſondern, wenn ihre Jahre und Kräfte es ihr erlaubten, ſie gern begleiten und ihr helfen würde. Darüber verwunderte ſich nun jene Frau noch mehr; aber Frau von Preyſing hatte in den wenigen Monathen, welche ſie beyſammen zugebracht, bereits, ohne es zu wollen, ein ſolches Übergewicht über ihre neue Hausgenoſſinn bekommen, daß dieſe ſich gern ergab, alles für recht und verſtändig zu halten, was ſie Frau von Preyſing thun oder billigen ſah. Dieſe bath es ſich nun von Mutter und Tochter aus, daß ſie es ſeyn dürfe, welche dem Biſchof Katharinens Vorſatz melden, und ihm zu der neuen Eroberung für ſeine edlen Zwecke Glück wünſchen dürfe.

Ein franzöſiſch zierlich geſchriebenes Billet, in welchem die fein gebildete Frau alle Artigkeit ihres Zeitalters mit der Würde zu vereinigen wußte, die die Achtung für einen der vorzüglichſten Kirchenfürſten erforderte, erſuchte den Grafen um einen Beſuch. Er kam noch

denſelben Nachmittag, und empfing mit väterlicher Freude die Verſicherung, eine neue thätige Pflegerinn und Verſorgerinn ſeiner kranken Kinder, wie er die Hülfsbedürftigen der ganzen Stadt nannte, in Katharinens Perſon zu erhalten, die er, ſeit er ſie kannte, mit wohlwollender Achtung ausgezeichnet hatte.

Schon am andern Morgen führte er ſie ſelbſt bey den Urſulinerinnen in die Paar Krankenzimmer ein, welche unter der Aufſicht der Nonnen daſelbſt zum Behuf der Kranken weiblichen Geſchlechts eingerichtet waren. Er hatte dieſen Ort aus freundlicher Rückſicht gewählt, da er nicht weit von Katharinens Wohnung entfernt war; er empfahl ſie den guten Kloſterfrauen, welche abwechſelnd die Pflege der Kranken beſorgten, und denen Weiber aus der Stadt in den gemeinen Dienſtleiſtungen zur Hand gingen.

Freudig trat ſie ihr neues Geſchäft an. Die Kloſterfrauen ſahen mit Vergnügen, wie willig und wie geſchickt ſie ſich in jede Art von Verrichtung, ſey es perſönliche Bedienung, Vertheilung der Arzneyen, der Nahrung u. ſ. w., zu finden wußte. Ihre Wirthſchaftskenntniſſe kamen ihr ſehr dabey zu Statten. Seit Katharine öfters in der Küche nachſah, auch wohl

Speisen oder Arzneyen selbst bereiten half, was sie bey ihrer Mutter gelernt hatte, befanden sich die Kranken viel besser. Ihre Reinlichkeit und Ordnungsliebe erhielt die Zimmer im trefflichen Stande, die heitere Freundlichkeit, mit der sie alles leistete, verbreitete denselben Geist rings um sie her, und Vieles, was vorher aus Zwang oder nur halb geschehen war, wurde jetzt vollständig und wie von selbst verrichtet. Ihr Inneres war ruhig. Jetzt hatte sie erreicht, wornach sie lange, ohne sichs recht klar machen zu können, gestrebt hatte, einen nützlichen, ja mühevollen Wirkungskreis, in welchem sie sich Verdienste vor Gott sammeln konnte, und die Aussicht, wenn denn ihre Hoffnungen auf irdisches Glück wirklich vernichtet seyn sollten, einen Ersatz dafür im Walten und Sorgen für Andere zu finden. So dachte sie die Beschwerden, die Anstrengungen, denen sie sich jetzt freudig unterzog, Gott für ihres Sandors Genesung und Glück aufzuopfern, wenn er noch lebte. Was sie den Kranken that, um die sie war, sollte Gottes allmächtige Gnade dem verwundeten und leidenden Freund von andern unbekannten Menschen geschehen lassen, und sie konnte sich ordentlich freuen, wenn hier und dort ihr etwas sehr

mühsam, sehr widrig wurde, nun wieder etwas Mehreres, was ihrem Sandor zu Gute kommen könnte, geleistet zu haben. War er aber todt — sollte sie den Freund, an dem ihre Seele hing, nicht mehr auf Erde sehen: dann hoffte sie von ihrer Mutter ohne gar zu große Schwierigkeit die Erlaubniß zu erhalten, den Orden der Canonissinnen zur Himmelpforte mit dem nicht minder verdienstlichen einer Soeur grise vertauschen zu dürfen, besonders da sie sich gern verpflichten wollte, ein ewiges Gelübde abzulegen, und sie in der nützlichen Thätigkeit einer Nonne solcher Art einen viel schönern Zweck ihres Lebens zu sehen glaubte, als in der abgeschlossenen Beschaulichkeit einer gewöhnlichen Klosterfrau.

Abermahls vergingen auf diese Art gegen vierzehn Tage. Der August-Monath war weit vorgerückt, die kaiserliche Armee am andern Ufer der Donau aufgestellt, welche sich täglich durch Eintreffen von zahlreichen Hülfsvölkern aus den kaiserlichen und Reichslanden verstärkte, und man erwartete nur noch die Ankunft des Königs von Pohlen mit seiner Armee, um etwas Entscheidendes zur Rettung der Hauptstadt von Österreich zu unternehmen.

In dieser Stadt aber sah es immer mißlicher aus. Der Großvezier, erbittert über den hartnäckigen Widerstand, der seinen Schaaren starken Verlust zufügte, zugleich unterrichtet von den Bewegungen, die am jenseitigen Gestade vorgingen, und den Hoffnungen, welche man nährte, both nun alle seine Macht und allen guten Willen seiner Truppen auf, um die Stadt aufs Äußerste zu treiben, und sie entweder durch Sturm oder Übergabe zu bezwingen, ehe Sobiesky, den er als Feldherrn achten, und als Feind scheuen mußte, das Christenheer mit dem seinigen verstärken konnte. Beynahe täglich wagte er auf irgend einer der Basteyen einen verzweifelten Sturm. Häufige Minen untergruben die nächsten Umgebungen der Wälle, und drohten selbst diesen den Einsturz. Die Belagerten verloren ihrerseits viele Leute bey den Gegenminen, welche sie gruben, bey den häufigen Ausfällen, welche Starhemberg unternehmen ließ, um die Arbeiten der Feinde zu zerstören, und bey dem Abschlagen der Stürme. Schon fingen Krankheiten an, sich zu zeigen, die einen ansteckenden Character annahmen. Starhemberg war zwar von seiner Wunde genesen, aber die Contagion hatte auch ihn ergriffen. Ent-

kräftet und halb krank machte er täglich die Runde auf allen Wällen, stärkte die Kämpfer durch Beyspiel und Wort, betrieb die Arbeiten, erschien mit Collonits in den Spitälern, bey den Bäckern, in den Magazinen, wo es galt, durch Aufsicht und Ermunterung zu wirken, und bestieg, so oft es thunlich war, den Stephansthurm, auf dem er sich seine Warte angelegt, ein kleines Bänkchen an der Ostseite der Stadt, das noch steht, und denen mit achtungsvoller Erinnerung gewiesen wird, die den Thurm besteigen, und das ihm durch die zierlich durchbrochenen Mauern des Thurms die Aussicht gegen das Lager der Feinde und einen Überblick ihrer Arbeiten so wie ein sehnsüchtiges Ausschaun gegen jenes Ufer gewährte, wo die Helfer standen, und ach, wie so lange zögerten! [11])

Scalvinoni, sein Adjutant, begleitete ihn fleißig bey allen diesen Verrichtungen. Nur in die Spitäler ging er selten; denn dort glaubte er weniger an seinem Platz zu seyn, als der Bischof oder der Stabsarzt, den der General zu Rathe zog. Auch hatte er wohl keine Ahnung, wen er in einem dieser Wohnungen des Jammers hätte finden können. Er hatte Katharinen lange nicht gesehn. In das Haus, wo er

sie einmahl getroffen, war sie, erschreckt eben durch jene Begegnung, nicht wieder gekommen, und ihr jetziger Beruf nahm so sehr ihre Kräfte und ihre Zeit in Anspruch, daß sie wenig zu Hause, und kaum am frühsten Morgen auf der Straße den kurzen Weg von ihrer Wohnung bis zu den Ursulinerinnen zu sehen war. Zudem forderte die wachsende Bedrängniß der Stadt des Commändirenden und seines Adjutanten größere Thätigkeit auf. In dem Gewirre der Geschäfte, in der Richtung aller seiner Kräfte auf ein ganz anderes Ziel fing der Eindruck, welchen das schöne Mädchen auf ihn gemacht, und dem hauptsächlich die Fehde mit ihrem Begleiter, so wie die Hindernisse, die sich ihm entgegensetzten, eine höhere Bedeutung gegeben hatten, sich zu verlieren an. Die Züge des unschuldsvollen Gesichts, der Ausdruck von sanfter Wehmuth, das schüchterne und einfache Benehmen des stillen Landmädchens, das in den ersten Tagen der Bekanntschaft seine Einbildungskraft entzückt hatte, erschien nun selten vor ihm, und vielleicht wäre es nach und nach ganz aus seiner Erinnerung gleich manchem frühern Eindruck solcher Art entschwunden, hätte nicht ein Zufall ihn zu den Ursulinerinnen geführt, wohin sein

General mit dem Biſchof vorausgegangen war, und ihn in einer halben Stunde beſtellt hatte. Die Krankenzimmer waren außerhalb der Clauſur angelegt, und männlichen Schritten daher der Eingang möglich, wie es denn auch in dieſen Umſtänden nicht ganz zu verweigern war. Eine Layſchweſter wies den Adjutanten in einen Gang, der zu dem Krankenſaal führte, hieß ihn hier warten und ging, ſeine Ankunft zu melden. Noch ſtand er auf dem Gange, als Katharine, eine Flaſche Arzney in der Hand, und einige zinnerne Schalen geſchickt ineinander geſtellt in der Andern, aus einer Thür trat, und betroffen einen Augenblick ſtehn blieb, wie ſie einen Offizier gewahrte und Scalvinoni erkannte. Dann wollte ſie mit einem flüchtigen Gruß ſchnell bey ihm vorüber; er aber trat ehrerbiethig einen Schritt näher, grüßte ſie ſo achtungsvoll und ſchien ſo beſtürzt durch ihre Erſcheinung, daß ſie es für unartig gehalten hätte, ohne Zeichen der Erkennung vorüber zu eilen. Sie hielt alſo ebenfalls ihre Schritte einen Augenblick inne, und Scalvinoni ſagte, indem eine jähe Purpurgluth ſein Geſicht übergoß: Mein gnädiges Fräulein! — Welche Erſcheinung? Wie kommt ihr hierher?

Ich helfe hier den Klosterfrauen, antwortete sie bescheiden, wo sie mich brauchen können. Sucht ihr hier Jemanden, Herr Hauptmann?

Mein General ist mit dem Bischof hier, und ich bin gekommen ihn abzuhohlen, erwiederte er.

Seyd ihr schon gemeldet? fragte Katharine freundlich, und auf dem Sprunge fortzugehn: Sonst will ich —

Bemüht euch nicht, mein Fräulein, rief der Offizier, und beraubt mich nicht so schnell eines Glückes, das mir so selten wird — und das ich so sehr — Er wollte noch mehr Verbindliches — vielleicht sogar etwas Zärtliches sagen; aber in dem Augenblicke öffnete sich eine Thüre ihnen gegenüber, und heraus trat Graf Starhemberg, der Bischof und noch ein Paar Personen. Katharine eilte schnell mit einer flüchtigen Verbeugung in das nächste Zimmer. Starhemberg heftete einen halb lächelnden, halb forschenden Blick auf seinen Adjutanten. Was war das? sagte er: Habt ihr hier Bekanntschaft, Herr Hauptmann?

Ich habe das Fräulein von Volkersdorf einigemahl gesehn, antwortete er ablenkend.

Mir ist das Gesicht auch bekannt, antwor-

tete der General: Ein schönes Mädchen! Aber wie kommt sie hierher? Ist sie eine Pensionärinn?

Es ist ein Engel, fiel der Bischof ein, die aus Liebe Gottes und des armen Mitmenschen sich freywillig entschlossen hat, die Kranken hier zu pflegen. Er sagte noch manches Gute von ihr, das dem Adjutanten sehr süß klang, und während dieses Gespräches hatten sie alle drey den Klostergang verlassen, und Katharinen die Freyheit gegeben, aus ihrem Versteck, in das sie nur, um sich den Blicken der Männer zu entziehen, geschlüpft war, heraus zu kommen und ihrem Geschäft nachzugehn.

Scalvinonis Anblick war ihr unangenehm gewesen, und was sein anfänglich bescheidnes Benehmen gut gemacht hatte, verdarb die letzte Galanterie wieder, in der ihn eben die Ankunft seines Generals unterbrochen hatte. Katharine pries sich glücklich, ihm so schnell entgangen zu seyn. Sie konnte sich eines widrigen Gefühls nicht erwehren, wenn sie ihn sah. Sandors Andenken kehrte mit doppelter Wehmuth zurück, und sie dachte mit Sorge daran, daß jener vielleicht Mittel finden würde, sich ihr zuweilen zu nähern, da er nun schon einmahl erfahren wo sie ihre meiste Zeit zubrachte.

Die wachsenden Bedrängnisse der Stadt hinderten indessen einen Vorsatz solcher Art, obwohl ihn Scalvinoni im ersten Augenblick des Wiedersehens gefaßt, und, nachdem der Bischof vor dem General so viel zu Katharinens Lobe gesagt hatte, noch recht mit Lust ausgebildet hatte. Aber er kam den ganzen Tag beynahe nicht von der Seite des Commandirenden weg, und, da das Graben und Sprengen der Minen und andere unruhige Bewegungen in dem feindlichen Lager selbst die Nächte durch die Besatzung in steter Aufmerksamkeit hielten, manche Nacht nicht aus den Kleidern, so daß es ihm unmöglich ward, seinen verliebten Wünschen zu folgen. Katharine sah ihn nicht wieder, und ihre stille Ruhe kehrte zurück.

Doch wenn Scalvinoni auch keine Möglichkeit fand, sich ihr persönlich zu nähern, so hatte er doch nunmehr einen Weg entdeckt, auf dem er sich Nachrichten von ihr und über sie verschaffen konnte. Dieß war Graf Collonits, der sehr viel um Starhemberg war, und dem man Katharinens Nahmen nur nennen durfte, um den würdigen Greis in Lob des einfachen, frommen und klugen Kindes überströmen zu hören. Scalvinonis Eitelkeit fühlte sich in dem Gegenstand

seiner Bewerbungen geschmeichelt, und er bildete sich ein, Katharine sey ihm viel theurer geworden. Auch konnte seine bessere Empfindung so viel Gutem seine volle Achtung nicht versagen, und er nahm sich vor, wenn nur erst die stürmische Zeit der gegenwärtigen Gefahr vorüber seyn würde, dieser Sache reiflicher nachzudenken und vielleicht seinen Lebensplan daran zu knüpfen.

Täglich mehrten sich nun auch Katharinens Arbeiten, und täglich, ja stündlich traten Noth, Elend, Mangel, dringender und näher an sie heran. Die Zahl der kranken Frauen und Weiber, welche man in die Spitäler brachte, vergrößerte sich ohne Verhältniß zu den Mitteln, sie zu erhalten und zu pflegen. Früher hatte Katharine von ihrer Mutter Genügsamkeit, welche freudig allem Überflüßigem entsagte, um ihre leidenden Nebenmenschen zu unterstützen, und von der Vorsicht der Frau von Preysing, welche ansehnliche Vorräthe von allerley nothwendigen Dingen in ihrem Hause aufgehäuft hatte, Vieles an Geld und Lebensbedürfnissen für ihre Kranken erhalten, und immer war sie den Klosterfrauen wie ein helfender Engel erschienen, dessen Ankunft Gutes jeder Art brachte. Nach

und nach versiegte diese Quelle. Die Anzahl der Hülfsbedürftigen wuchs in eben dem Grade, als die Dauer des Belagerungsstandes sich in eine trostlose Länge zog. Frau von Volkersdorf hatte bald selbst kein bares Geld, Frau von Preysing kaum so viel Vorräthe, als zur nothdürftigen Erhaltung ihres Hauses auf die unbestimmte Zeit, bis endlich Erlösung käme, unentbehrlich war. Katharine konnte schon seit mehreren Tagen nichts ins Kloster mitbringen als ein Herz voll innigstem Mitleid und unerschöpflich gutem Willen; aber auch so war sie dem Hause ein Segen, und die Kranken, die ihrer Pflege anvertraut waren, fühlten sich jederzeit beruhigt, wenn sie nur ins Zimmer trat, und folgten ihr mit frommen Wünschen und segnenden Blicken.

Der Augustmonath war nun zu Ende; die Belagerung hatte bereits sechs lange Wochen gewährt und noch immer war die Rettung fern. Die Türken schienen ihre Wuth zu verdoppeln, so wie der Widerstand der Belagerten die Eroberung der Stadt in die Länge zog, und der Herbst herannahte, mit dessen Eintritt die Asiatischen Truppen ihrer Gewohnheit nach das Heer des Sultans zu verlassen und in ihre Heimath zu

ziehen gewohnt waren. Die Stadt empfand mit Angst diese verstärkten Angriffe. Schon war an einigen Orten, besonders an der Burg- und Löbelbastey durch gesprengte Minen großer Schaden geschehen; die Ketten, die Graf Starhemberg vor die Eingänge der Straßen ziehen ließ, die Verrammlung aller Stadtthore und mehrere ähnliche Anstalten zeigten den erschreckten Einwohnern, daß man sich eines Äußersten versehe. [12]) Desto sehnsüchtiger, desto beängsteter war ihr Verlangen nach Rettung und Entsatz, der immer noch zögerte, weil das Christenheer sich ohne Hülfe der Pohlen nicht stark genug fühlte, den Feind allein anzugreifen. Zwar hatten frühere Kundschafter, denen es gelungen, sich durchs türkische Lager zu schleichen, die Nachricht gebracht, daß von allen Seiten deutsche Truppen, aus Bayern, Franken, Sachsen, u. s. w. anlangten, die Armee zu verstärken; aber noch war Sobiesky nicht da. Auch wollte, seit einer der Kundschafter verunglückt war, und die Türken ihre Wachsamkeit verdoppelt hatten, sich Niemand mehr dem gefährlichen Wagniß unterziehen. Allnächtlich ließ Starhemberg vom Stephansthurm Racketen, wie feurige Seufzer der bedrängten Stadt, aufsteigen, die dem Christen-

heere die Noth derselben künden sollten. Allnächtlich harrte er auf das längst verabredete Zeichen, daß von der Spitze des Kahlenberges sich eine gleiche Anzahl solcher Lichtpuncte erheben, und ihm eine Freudenbothschaft der gegenwärtigen Rettung seyn sollten; —[13]) Tag an Tag, Nacht an Nacht verging, das Feuerzeichen erhob sich nicht, die Stadt sah ihrem Untergang entgegen, und es fand sich nicht einmahl ein entschloßner Mensch, der es gewagt hätte, diese bedrängte Lage dem befreundeten Heere kund zu thun. Katharine wußte das Alles durch den Bischof, der bey seinen Besuchen in den Spitälern das bey den Ursulinerinnen selten vergaß, und dort im Gespräche mit dem unschuldigen Kinde, dessen unbefangner Geist jedes Verhältniß klar und richtig auffaßte, eine Art von Erhohlung, und in ihrem gesunden Urtheil manchen nützlichen Fingerzeig fand. Katharine ihrerseits war dem frommen Greise mit kindlichem Vertrauen ergeben, und hatte ihm bereits ihre Gedanken über die Wahl ihres künftigen Berufs eröffnet, den er — vorausgesetzt, daß ihr Bund mit Sandor nicht Statt haben könne und ihre Mutter einwillige, höchlich billigte.

In den letzten Tagen des August hatte man

unter andern Kranken eine ansehnliche Frau griechischer Religion von mittlern Jahren gebracht, die durch das Zerplatzen einer eingeworfenen Bombe in ihrem Hause bedeutend beschädigt worden war. Katharine, der die rasche entschloßne Frau in ihrem ganzen Wesen gefiel, pflegte ihrer mit erhöhter Sorgfalt. Den andern Morgen rief man sie zur Pforte, weil ein Mann in der Uniform des Frankischen Freykorps da sey, um Nachricht von dem Befinden der griechischen Frau einzuziehn. Katharine trat ins kleine Pfortenzimmerchen, und fand ihren frühern Bekannten, Herrn Kolschützky, der ebenfalls erstaunt und erfreut war, in der Pflegerinn seiner Schwester — denn das war jene Verwundete, — des unvergeßlichen Zriny's Schwägerinn zu finden.

Gar mancherley, doch meist schmerzhafte Gefühle bewegten Katharinen bey Kolschützky's Anblick. Zriny's, ihrer Schwester Schicksal, die Erinnerung an jenen Tag der entsetzlichen Flucht, an Sandors Wiedersehn, alles stürmte auf ihr Herz und statt eines Willkomms brach sie in Weinen aus. Kolschützky verstand sie. Er wartete, bis ihre erste Bewegung vorüber war, und sie faßte sich, so schnell sie konnte, um ihn in

keine ungegründete Angst um seine Schwester zu setzen. Dieser ging es bedeutend besser, und Katharine konnte ihm die Versicherung geben, daß sie in wenigen Tagen das Spital verlassen, und zu Hause ihre vollständige Heilung würde abwarten können. Kolschützky dankte der hülfreichen Pflegerinn mit warmer Empfindung, dann verbreitete sich schnell das Gespräch auf Zriny, auf ihre Schwester, auf die bedrängte Lage der Stadt. Von beyden ersten wußte Kolschützky ihr durchaus nichts zu sagen, da jede Gemeinschaft mit den Umgebungen und dadurch mit allen fernern Gegenden abgeschnitten war. Da fuhr ein schneller Gedanke durch Katharinens Seele. Sie wußte genug von Kolschützky, um ihm die erforderliche Geschicklichkeit und Entschlossenheit zuzutrauen, eine verläßliche Nachricht ins christliche Lager und von da zurück zu bringen. Konnte es irgend Jemand verrichten, so war dieß Kolschützky; aber ob er wolle? die große Frage. Indessen unternahm sie es, dem Freunde ihres Schwagers, der diesen früher zu manchem gefahrvollen Geschäft gebraucht, den Gedanken nahe zu legen, daß er zum Besten der Stadt, die er aus freyer Wahl zu seinem Aufenthaltsorte gewählt, und der er wäh-

rend der Belagerung ſchon manchen erheblichen Dienſt geleiſtet, etwas ähnliches wagen könnte. Kolſchützky ſah ſie forſchend an. Iſt es euer Wunſch, mein Fräulein, daß ich Kundſchaft über die Donau bringe? ſagte er.

Es iſt mein Wunſch, Herr Kolſchützky, erwiederte Katharine, wie es der jedes unſerer bedrängten Mitbürger iſt. Es wäre, ich weiß das von ſehr guter Hand, es wäre von der größten Wichtigkeit, wenn der Commandirende einen entſchloſſenen und verläßlichen Mann fände, der es übernähme, dem Herzog von Lothringen eine wahre Schilderung der Lage der Stadt zu bringen, und ihm hinwieder eine ſichere Weiſung, bis in wie viel Tagen er auf den Entſatz rechnen könne. Das weiß ich, Herr Kolſchützky, und ich glaube in euch den Mann zu kennen, der, wie gar Niemand anders, zu dieſem Geſchäfte tauglich wäre.

Kolſchützky lächelte beyfällig: Euer Vertrauen ehrt mich, mein Fräulein, und ich hätte Luſt, es zu verdienen. Daß ich mich nicht früher zu ſolchen Aufträgen bey dem Herrn Stadtcommandanten gemeldet, war die Urſache, weil ich an meinem jetzigen Poſten als Lieutenant des Freykorps ebenfalls nicht unnützlich, ja bey

mancher Gelegenheit nothwendig zu seyn geglaubt habe. Meint ihr aber, daß ich durch Übernehmung eines solchen Auftrags meinem erwählten und theuren Vaterland Österreich noch nützlicher seyn könnte, so will ich gern dem Herrn Commandirenden meine geringen Dienste anbiethen.

Wollt ihr das? rief Katharine freudig: O ihr werdet euch unsterbliches Verdienst erwerben, und — sie stockte; denn in demselben Augenblicke stand die Möglichkeit, durch diesen Weg vielleicht auch Nachricht von Sandor, ob er lebe und gesund sey, zu erhalten, ergreifend vor ihrer Seele —

Was wollt ihr sonst noch, mein Fräulein? Sagt! Ich bin bereit zu thun, was in meinen Kräften steht.

Katharine bedachte sich einen Moment. Schüchternheit und Liebe kämpften in ihrer Brust. Endlich sagte sie, mit Purpur übergossen, und ohne den Muth zu haben, Kolschützky anzusehen: Ein Verwandter unseres Hauses, ein Herr von Szalatinsky, dient in der Pohlnischen Armee und ist Rittmeister unter des Königs Leibregiment. Er war als Courier hier, den Tag, ehe die Feinde kamen. Ob er glücklich über die Do-

nau entkommen, ob er im Hauptquartier des Herzogs von Lothringen oder bey seinem Könige ist, oder was sonst mit ihm geschehen sey? — ihre Thränen brachen in dem Augenblicke wieder hervor und hinderten sie eine Minute am Sprechen — wäre meiner Mutter und mir zu wissen, sehr werth. Wenn es euch nun möglich wäre, Herr Kolschützky, diesen Offizier oder wenigstens Nachricht von ihm zu finden —

Warum habt ihr mir das nicht zuerst gesagt, mein Fräulein? rief der treue Mensch lebhaft aus: Ich kann Euch einen Dienst leisten? O ich gehe sicher über die Donau! Es ist so gut, als wäre ich schon drüben. Euch will ich dienen; denn ich betrachte mich als von meinem theuren unglücklichen Herren auf euch vererbt. Ihr seyd seine nächste Verwandte hier. Ihr habt ein Recht auf mich, und was ich dem unvergeßlichen, letzten Sprößling des Zrinyschen Hauses, leider, nicht mehr leisten kann, das sey euch, und durch euch ihm geleistet! Bey diesen Worten streckte er Katharinen die Rechte hin, die diese, tief gerührt und in lautes Weinen ausbrechend, ergriff und herzlich drückte. Auch Kolschützky fuhr mit dem Finger über die Augen, und beyde schwiegen durch einige Momente, die

dem Andenken des unglücklichen Hauses Zriny geweiht waren. Dann sagte er: Laßt uns einander nicht unnöthig erweichen, mein Fräulein! Schwere Stunden werden kommen, und es braucht jeder seine Kraft. Nehmt nochmahls meine Versicherung, daß ich alles thun werde, was ich vermag, um euren Wunsch zu erfüllen, und nun lebt wohl! Ich muß fort, denn die Stunde zur Parole ist da.— Katharine faßte sich, sie verabredete noch mit wenigen Worten das Nöthige, wo Kolschüzky zu treffen, und wohin er zu bestellen seyn würde. Dann schied er, nachdem er ihr nochmahl für die Treue, die sie seiner Schwester erwiesen, herzlich gedankt hatte.

Kurz darauf, nachdem Kolschüzky das Kloster verlassen hatte, kam der Bischof. Katharine sagte ihm, daß sie etwas wichtiges insgeheim mit ihm zu sprechen habe; sie führte ihn, nachdem er seiner Gewohnheit nach die Runde bey den gefährlichsten Kranken gemacht, jenen Trost zugesprochen, mit diesen gebethet hatte, in ein Zimmer der würdigen Frau, und eröffnete ihm dort mit der nöthigen Vorsicht, um Kolschüzky durch die frühern Dienste, die er dem Zrinyschen Hause geleistet, nicht zu compromittiren, daß sie einen Mann zufällig wieder gesehn habe,

der ihr früher manchmahl Briefe an ihre Schwester nach Paris besorgt, und der vermöge seiner Kenntniß der türkischen Sprache und Sitten, vermöge seines Muths und anderer persönlichen Eigenschaften ganz gemacht schiene, sich zu dem gefährlichen Amte eines Kundschafters gebrauchen zu lassen, daß sie deßhalb mit ihm gesprochen, ihn geneigt gefunden habe, das Wagstück zu unternehmen, und daß er bereit sey, die Befehle des Commandirenden deßwegen zu empfangen.

Mein Fräulein! rief der Bischof erstaunt: Das habt ihr zuwege gebracht? Nun wofür wird euch diese Stadt und eure Mitbürger noch zu danken haben?

Ach, hochwürdigster Bischof! erwiederte sie: Rechnet mir einen zufälligen Dienst, den ich ohne die geringste Anstrengung leisten konnte, nur nicht hoch an! Rechnet ihn vielmehr dem braven Kolschüßky an, der ein fremdes Land zu seinem Vaterland gemacht hat, und ihm Leib und Leben weiht!

Ich weiß, ich weiß, antwortete Graf Collonits: Ich kenne den muthigen klugen Mann. Er ist Lieutenant im Frankischen Corps und hat uns auf den Basteyen und bey Ausfällen die

nützlichsten Dienste geleistet. Wo es galt, etwas Kühnes mit Umsicht und Beharrlichkeit auszuführen, war Lieutenant Kolschützky der Mann dazu. Nun, ich gehe sogleich zu Starhemberg und werde ihn mit der ganzen Stadt euch hoch verpflichtet machen. Gott segne euch, mein Fräulein! Gott vergelte euch, was ihr euren Mitbürgern thut, an eurem und eures Freundes Wohl!

Katharinen schlug das Herz. Sie dachte an den zweyten Theil ihres Auftrags an Kolschützky. Sie sagte es dem Bischof, daß sie ihn bey dieser Gelegenheit ersucht, wenn es möglich wäre, sich um Nachricht von ihrem Vetter zu erkundigen. Der Bischof sah sie gerührt an. Gutes Kind! sagte er, indem er die Hand auf ihr Haupt legte und wie in frommer Entzückung zum Himmel aufblickte: Unser Vater da oben wird euch nicht verlassen! Ich bin ein alter Mann, ich habe viel erfahren, und an der Schwelle des Grabes ist uns zuweilen eine Ahnung der Zukunft gegönnt. Ihr werdet euren Freund gesund und glücklich wieder finden. Gott wird euch vereinigen, er wird den Pfad ebenen, den ihr zu wallen habt, und dann, fügte er hinzu, indem er gleichsam auf die Erde niedergekehrt, Katharinen lächelnd ansah — dann gönnt mir die Freu-

de, eure Hand in die seine zu legen. Ihr gehört ja ohnedieß in meinen Sprengel. Mit diesen Worten reichte er ihr die Hand, die sie mit kindlicher Rührung küßte, und entfernte sich, um zum Commandirenden zu eilen.

Eine süße Beruhigung war durch des frommen Mannes prophetische Rede in Katharinens Herz gedrungen, und sie ging mit leichterem Muth an ihr Geschäft.

Kolschützky empfing noch denselben Tag seine Befehle vom Commandirenden und einen Brief an den Herzog von Lothringen, worin demselben die dringende Noth der Stadt vorgestellt, und ihm gezeigt wurde, daß es kaum möglich seyn würde, sich noch vierzehn Tage zu halten.

Noch spät denselben Abend um zehn Uhr bey trübem regnichten Himmel, der durch seine Dunkelheit Kolschützky's Vorhaben bessern Schutz versprach, machte dieser sammt seinem Diener, der ebenfalls das Türkische fertig sprach, in der Kleidung dieses Volks sich auf den Weg. [14]) Er wurde aus dem Schottenthor entlassen, ging durch die Währingergasse ins Freye hinaus, und dachte das Türkische Lager in der Nacht zu durchschreiten. Aber immer dichter zogen sich die Wolken zusammen, und endlich stürzte ein heftiger

Regenguß herab, der ihn zwang, unter den Ruinen eines zerstörten Hauses Zuflucht zu suchen. Hier erwartete er das Morgenroth, dessen erste Strahlen ihm die zahllosen Gezelte der Türken zeigten, welche die ganze Gegend, so weit sein Auge reichte, bedeckten. Ein türkisches Lied summend, ging er wie sorglos durch die Reihen der Zeltgassen; aber er verirrte sich in ihren labyrinthischen Gängen, und sah sich, wenn er dem Ausgang nahe zu seyn glaubte, wieder beynahe auf dem alten Punct. Das machte ihn stutzen, aber es schlug seinen Muth nicht nieder, und mit ganz zuversichtlicher Ruhe nahm er die Einladung eines Aga an, der aus seinem Gezelt tretend, wie er den vom Regen der vorigen Nacht durchnäßten Landsmann sah, ihn zum Frühstück einlud. Hier fand er denn auch die Gelegenheit, sich um den Ausgang aus dem Lager und die Richtung zu erkundigen, die man nehmen mußte, um an den Fluß zu gelangen, und das Glück, womit er diesen Aga zu täuschen, und, was er zu wissen nöthig hatte, ihm zu entlocken wußte, hob seinen Muth noch mehr und gab ihm feste Zuversicht des glücklichen Erfolges.

Durch einen Umweg über das Gebirg, den er sich, um keinen Verdacht zu erregen, gefallen

lassen mußte, gelangte er zwischen Klosterneuburg und Nußdorf ans Donauufer. Die Sonne hatte sich indeß vollkommen über den Horizont erhoben. Ein goldner Schein übergoß die Gegend, die reiche Landschaft, und den prächtigen Strom, der von tausend Funken überflimmert majestätisch dahin rollte. Hinter ihm lag die bedrohte unglückliche Stadt, hinter ihm die Gezelte der Ungläubigen, die seinem Vaterlande Verderben drohten. Ein ruhiger mit allen Reizen der friedlichen Natur geschmückter Schauplatz that sich vor ihm auf. Der Morgengesang unzähliger Vögel stieg aus den waldichten Inseln empor; die Sonne trank den Regen der vorigen Nacht von den Feldern und Wiesen, der in leichten Nebeldüften emporstieg. Jenseits des Stromes in der Fläche des weitausgedehnten Marchfeldes lagen friedliche Dörfer, er konnte die Landleute erkennen, wie sie mit Pflug und Egge aufs Feld zogen, um die weit gedehnten Kornbreiten zu bearbeiten. Dort war Stille, Wohlstand, während neben und hinter ihm der Krieg mit allen seinen Schrecken wüthete; denn auch Klosterneuburg war von den Türken belagert, und nur durch die entschloßne Vertheidigung, die ein Layenbruder, Marcellin Ortner,

nachdem die übrigen Geistlichen sich geflüchtet, darin angeordnet hatte, erhalten worden. [15])

Jetzt erblickte er ganz nahe auf einer großen Insel, die, mit Erlen und Espenholz dicht bewachsen, einen ziemlich sichern Zufluchtsort abgeben konnte, einige christliche Weiber. Sie wuschen am schattigen Ufer im Fluße, der vom Wiederschein der Bäume begrünt dahin floß. Er rief ihnen zu; der Türkische Anzug erschreckte sie. Schreyend liefen sie ins Gebüsch, und sogleich erschienen einige Männer mit Feuergewehren, und drückten sie gegen Kolschützky los. Er wich klüglich diesem ersten Angriff aus; dann rief er den Männern auf Deutsch zu, er sey ein Christ, er wünsche ins Christenlager geführt zu werden, und bäthe sie, ihn überzusetzen. Man winkte ihm, sich zu gedulden. Ein ältlicher Mann trat vor und wechselte einige Worte mit Kolschützky, der sich auf seinen Paß, vom General Capliers ausgefertigt, berief. Der Mann hieß ihn einen Augenblick warten, ging in die Büsche zurück und kam sogleich mit einem Jüngling von edlem Ansehen wieder, den der umgeworfne Reitermantel und die Mütze als einen Offizier bezeichneten. Dieser bedeutete Kolschützky nun, daß er weiter oberhalb über das Ufer

an den Fluß hinab ſteigen ſolle, wo ihn ein Fiſcherkahn aufnehmen und hinüber bringen würde. Kolſchützky gehorchte, und ſtand in kurzer Zeit vor dem Offizier, der den vorgezeigten Paß genau unterſuchte, und noch einige ſcharfe Fragen an den vermeinten Türken that. Kolſchützky nannte ſich nun, und dem Offizier ſchien eine dämmernde Erinnerung vorzuſchweben. Er beſann ſich einen Augenblick, dann winkte er ihm, und führte ihn ein Paar Schritte abſeits von dem Richter und den Einwohnern von Rußdorf — denn das war der ältliche Mann, und die übrigen Schützen geweſen, die ſich bey der Zerſtörung ihres Dorfes durch die Ungläubigen hinter den Fluthen ihres heimiſchen Stroms auf eine Inſel geborgen hatten

Ihr heißt Kolſchützky? fragte der Offizier: Seyd ihr derſelbe, der ein Haus in der Leopoldſtadt hat?

Hatte, gnädiger Herr! erwiederte der Raize: Die Türken haben es mit der ganzen Vorſtadt niedergebrennt.

Habt ihr Bekanntſchaft in der Stadt ſelbſt? fuhr der Offizier fort.

Viele, antwortete Kolſchützky: Ich lebe ſeit mehreren Jahren in Wien.

Kanntet ihr den Grafen Zriny, den Kammerherrn?

O ja, sehr wohl, seufzte Kolschützky, und in dem Augenblick heftete auch er die Augen forschend auf den Offizier und sagte: Vergebt, gnädiger Herr! Ihr dient wohl nicht in der Österreichischen Armee?

Warum? erwiederte dieser rasch: Ich bin ein Unterthan des Kaisers, ein Ungar.

Ganz wohl, aber das sind keine Österreichischen Feldzeichen, antwortete der Grieche, indem er auf die Unterkleider der Uniform, die der Offizier unter dem Mantel an hatte, und auf die Mütze wies.

Das ist die Uniform des Pohlnischen Leibregiments. Ich diene dem König Sobiesky, sagte der Fremde.

Und ihr heißt—Herr von Szalatinsky? rief Kolschützky freudig—und eure Tante und Muhme leben in Wien — —

Eine Purpurgluth überströmte des Jünglings etwas blasses Antlitz. Heftig überrascht wollte er schnell antworten; doch faßte er sich im nächsten Augenblick und sagte gelassener: Allerdings. Ich habe eine Tante in Wien, meiner Mutter Schwester, Frau von Volkersdorf.

Sie wohnt in der Himmelpfortgasse? rief Kolschützky.

Ganz recht. Wie geht es ihr und den Ihrigen, rief der Jüngling lebhaft ergriffen.

Sehr wohl, erwiederte Kolschützky, der ebenfalls freudig den neuen Bekannten betrachtete: Es geht ihnen so gut, wie es bey der Lage der Stadt nur möglich ist. Ach eure Cousine, gnädiger Herr! ist ein Engel. Szalatinsky erröthete aufs Neue, und Kolschützky errieth nun leicht den ganzen Zusammenhang. Er erzählte also dem Uhlanen, der nicht genug fragen konnte, alles, was er von Katharinen wußte, wie sie als ein Engel der Barmherzigkeit in dem Spital waltete, wie sie seine Schwester gepflegt, wie er sich endlich aus Dankbarkeit gegen sie bestimmt hatte, die gefahrvolle Sendung zu übernehmen, und welche Aufträge sie ihm an ihren Cousin mitgegeben. Szalatinsky war außer sich vor Freuden, er würde den Griechen umarmt haben, wenn die Gegenwart fremder Zeugen ihn nicht abgehalten hätte. Nachdem er sich also zur Genüge nach allem erkundigt, und Kolschützky in der Freude seines Herzens ohne Rückhalt in dasselbe hatte blicken lassen, führte er ihn wieder zu den Leuten aus Nußdorf zurück, und

befahl ihnen, einen Kahn zu bereiten, mittelst welchem sie den Kundschafter und ihn selbst hinüber ans andere Land bringen sollten, weil er, der Rittmeister, größerer Sicherheit wegen es nöthig finde, ihn selbst zu dem Herzog zu führen.

Im Kahne erzählte nun auch Szalatinsky dem neuen Bekannten, daß er bedeutend verwundet gewesen, ohne jedoch zu sagen wie? indem er es zweifelhaft ließ, ob es in einer Affaire geschehen oder nicht; daß er deßhalb im Lager des Herzogs zurückbleiben, und seinem König nicht habe entgegen eilen können, wie er es gewünscht; daß ihm der Herzog, der viele Gnade und Rücksicht für ihn gehabt, darum jetzt einen weniger beschwerlichen Posten angewiesen, wo er in Ruhe und bey leichtem Dienste sich ganz habe erhohlen können, und daß er hoffe, wenn sein Regiment und sein König nun, wie man sicher wußte, binnen wenigen Tagen in Krems eintreffen werde, sich ihm sogleich vorstellen, seine Waffen wie sonst führen, und thätig bey der Befreyung der Stadt mitwirken zu können.

Kolschützky seinerseits machte dem Offizier eine traurige Schilderung von dem Zustand der Stadt, von dem einreissenden Mangel, von

dem Verluſt an Leuten, den Krankheiten, und erfüllte Szalatinsky's Herz mit trüben Beſorgniſſen um das Allgemeine ſowohl als um Katharinens Wohl, wenn die Anſteckung auch in den Krankenſälen, die ſie zu bedienen hatte, einreiſſen und ſie ſelbſt ergreifen könnte. Kolſchützky ſagte ihm, was ſich mit Vernunft zur Beruhigung darüber ſagen ließ, von des Biſchofs väterlicher Sorgfalt für das fromme Fräulein, von der höchſten Reinlichkeit und Achtſamkeit, die von den guten Kloſterfrauen beobachtet werden, und erfuhr, was ihn ungemein freute, den troſtvollen Stand der auswärtigen Angelegenheiten, nähmlich, daß bereits geſtern die Kanonen von Mölk, das ſein Prälat heldenmüthig vertheidigte, bis gegen Kloſterneuburg herab die Ankunft des Bayerſchen Contingents, das auf dem Waſſer angelangt, verkündet habe, daß der Herzog den Tököly zweymahl bedeutend geſchlagen, daß Preßburg erobert ſey, und die Sachen der Chriſtenheit ſich nun zu einem glorwürdigen Ende zu neigen begännen; denn in wenig Tagen würde der König von Pohlen erwartet, die deutſchen Hülfsvölker ſeyen ſchon vollſtändig verſammelt,

und der Entsatz Wiens würde dann sogleich mit Anstrengung aller Kräfte bewirkt werden.

So unterredeten sich die beyden Männer während ihrer Überfahrt. Am andern Ufer angekommen, stellte Szalatinsky seinen Schutzbefohlenen dem General Häußler vor, und dieser sandte ihn sammt seinem Diener, nachdem er seine Pässe und Briefschaften untersucht, unter des Rittmeisters Begleitung und mit Pferden versehen, um ihre Reise zu beschleunigen, zum Herzog von Lothringen, dessen Hauptquartier zwischen Angern und Stillfried an der March auf jenem Boden stand, den schon mehrere hundert Jahre früher Kaiser Rudolphs Kämpfe mit dem Böhmen-König Ottokar berühmt gemacht hatten.

Seines Begleiters Ansehn verschaffte Kolschützky überall eine günstige Aufnahme, noch ehe man aus der Wichtigkeit seiner Sendung die Größe der Verpflichtung, welche das Christenheer ihm selbst hatte, erkannte. Der Herzog unterhielt sich lange in Geheim mit ihm, nachdem er Starhembergs eigenhändiges Schreiben mit tiefer Rührung gelesen hatte. Kolschützky mußte widerhohlen, was er schon dem Rittmeister gesagt hatte. Der Herzog empfand

das tiefste Bedauern mit den Bedrängnissen der Residenz und der Christenheit; aber er verhieß eben so sicher, daß in wenig Tagen auf eine herrliche Art diese Leiden alle in Freuden und Jubel verkehrt werden sollten. Er bestätigte Alles, was Szalatinsky dem Griechen erzählt, und fügte noch beruhigende Details hinzu, hieß Kolschützky sich dann mit Speis und Trank erquicken, und bereitete die Antwort an den Commandirenden, die er selbst aufsetzte und Kolschützky übergab.

Während dieß im christlichen Lager vorging, harrte man in Wien nicht ohne große Beängstigung der Rückkehr des ausgesandten Kundschafters. Starhemberg hatte seine ganze Hoffnung darauf gesetzt. Er kannte die Lage der Stadt, er wußte bestimmt, daß sie sich nicht mehr als höchstens acht bis zehn Tage halten konnte, und dann, wenn der Entsatz länger zögerte, unwiederbringlich verloren sey. Sein Geist hielt sich mit Mühe unter der Last aller dieser Sorgen aufrecht, und doch waren es seine Mienen, auf welche die Menge zwischen Furcht und Hoffnung blickte, wenn man ihn gewahrte, um aus denselben sich das muthmaßliche eigne Schicksal abzunehmen. Er durfte also kaum den Kummer

zeigen, der ihn drückte; aber wenn er einsam auf der Höhe des Stephansthurms saß, unter ihm sich die Häusermasse ausbreitete, deren Geschick seiner Kraft und seinem Muth vertraut war, wenn er die wachsende Noth der Einwohner, die stete Verringerung der wehrhaften Mannschaft in dem kleinen eng umschlossenen Umkreis der Wälle bedachte, und außen herum das weit verbreitete Lager der Feinde, die zahllosen Schaaren, die in demselben wimmelten, die Möglichkeit, daß ihnen täglich Zuwachs an Macht kommen könne, die dann das Verderben der Stadt herbeyführen mußte, wenn er die Zerstörung ansah, die ihre Minen wie ihr Geschütz an den Wällen verursacht, und dann weiter hinüber blickte auf die unabsehlich gedehnten Flächen des Marchfelds, woher Rettung kommen konnte, kommen sollte, und sich immer noch nichts zu regen schien: dann glaubte er oft das Maaß aller dieser beängstigenden Gedanken nicht ertragen zu können, dann stiegen wieder Nachts die Feuerzeichen am dunkeln Himmel empor, den fernen Freunden die Noth der Stadt kündend; aber kein antwortendes Zeichen erschien, und alles blieb drüben still, wie bisher.

So vergingen noch zwey Tage. Am Mor-

gen des dritten vernahm die Wache an den Palliſaden des Schottenthors das verabredete Zeichen. Es war Kolſchutzky, der glücklich, aber eben ſo, wie drey Tage früher bey ſeinem Abgang, von einem tüchtigen Herbſtregen durchnäßt, mit ſeinem Diener an den Umkreis der innern Stadt angelangt, und allem Verdacht, wie aller zufälligen Gefahr unter den Ungläubigen klug und muthig entgangen war. Sogleich ließ man ihn beym Schottenthor durch das kleine Pförtchen herein. Sein erſter Weg, noch ehe er ſich erlaubte ſich umzukleiden, war zum Commandirenden, der ihn mit rege geſpannter Seele erwartet hatte, und dem man des Herzogs Brief alſogleich überbrachte. Schnell durchflog ihn Starhemberg. Er enthielt die bündigſten Verſicherungen naher und vollſtändiger Rettung, er meldete die Siege, welche das chriſtliche Heer an andern Orten über den Erbfeind und ſeine Verbündeten erhalten; aber er ſprach auch deutlich aus, daß noch mehrere Tage vergehn würden, ehe die Verbindung des Pohlniſchen und Deutſchen Heeres bewerkſtelligt, die Brücke bey Tuln geſchlagen ſeyn, und der Übergang über den Strom würde Statt haben können.

Noch mehrere Tage! rief Starhemberg: Und wir stehn am Äußersten! — Nun Muth! Gott, der so weit geholfen, wird uns jetzt nicht verlassen, und über diese angstvolle Zeit hinüber helfen.

Er ließ darauf Kolschützky eintreten, dankte ihm persönlich mit lebhafter Rührung für das, was er aus Liebe zu dem selbstgewählten Vaterland gewagt, und ließ sich von ihm den ganzen Gang seiner Mission, und was er sowohl im Türkischen Lager beobachtet, als im christlichen hatte vernehmen können, umständlich erzählen. Kolschützky that es, und Starhemberg erkannte mit Vergnügen, daß er einen Mann vor sich habe, dessen aufgewecktem Geist nicht leicht etwas Bemerkenswerthes entging, so wie er in Beurtheilung und Kenntniß militärischer Bewegungen nicht unbewandert schien. Zufrieden entließ ihn Starhemberg, und Kolschützky eilte nun, sobald er Kleider gewechselt, und sein Türkisches Gewand mit der Uniform vertauscht hatte, ins Kloster, wo er zwey um ihn besorgte Seelen, die kranke Schwester und Katharinen, zu beruhigen hatte.

Man rief diese hinaus, wie er kam. Ein Freudenstrahl ging in ihrer Seele auf; sie eilte

auf den Gang, Kolschützky's Gesicht verkündete ihr schon von Weitem Gutes, und sein erstes Wort war: Herr von Szalatinsky läßt Euch grüßen!

So gefaßt sich Katharine überhaupt gewähnt hatte, so bewies doch der jetzige Augenblick, welche tiefe Bewegung in ihrer Seele gewesen war. Kolschützkys Worte hatten sie so erschüttert, daß sie schwankte, und sich nach einer Bank umsah, auf welcher sie sich niederließ, ohne sprechen, ohne etwas anders denken zu können, als ihr Glück.

Er lebt! sagte sie nach einer Weile mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Augen: Er lebt! — Sie blieb wieder einige Secunden still, während welchen ihr Dankgebeth zu Gott emporstieg. Dann erhob sie sich, ging auf Kolschützky zu, und sagte: Wie danke ich euch, treuer, guter Herr Kolschützky, für eure Bothschaft! — Aber — fragte sie, und ihr Blick heftete sich ängstlich auf seine Züge: Aber — wie lebt er? Ist er auch gesund?

Recht gesund und heiter, erwiederte dieser, nur noch ein Bißchen bleich von seiner Wunde.

Gewiß? Gewiß? fragte Katharine besorgt: Täuscht ihr mich auch nicht, Herr Kolschützky,

um mich zu beruhigen? Er soll schwer verwundet gewesen seyn.

„Das glaub' ich selbst; denn er schont den linken Arm noch sehr. Doch kann ich euch versichern, daß er vollkommen wohl ist, und sich vornimmt, nächster Tage mit dem rechten beym Entsatz Wiens kräftig in die Türken einzuhauen, und dann zu euch und eurer Mutter zu eilen. Indeß sendet er euch diesen Brief." — Ein leiser Freudenschrey entfuhr Katharinens Lippen, als sie auf dem Brief Sandors Schriftzüge erblickte, und nun kein Zweifel an seinem Wohlbefinden mehr in ihrer Brust blieb.

Er will kommen? rief sie freudig: Ich werde ihn wiedersehn! O mein Gott! — Doch gleich darauf, wie sie bedachte, was noch vorgehn müsse, ehe ein Streiter des christlichen Heeres seine Lieben in der belagerten Stadt sehen könnte, seufzte sie: Ach wann und wie wird das seyn können!

Recht bald, erwiederte Kolschützky; und hierauf erzählte er ihr alles, was er im Christenlager zur Bestätigung der gehofften Rettung gesehn, und Katharine beurtheilen konnte. Dann aber schilderte er ihr die Abenteuer seiner gefährlichen Reise, sein Zusammentreffen

mit dem Mann, den er vielleicht ohne dieß glückliche Ungefähr schwerlich in der großen Armee gefunden haben würde, und erfüllte Katharinen mit der süßesten Hoffnung und jener stillen Freude, deren Bewußtseyn innig beglückt, die sich im demüthigen Dank gegen Gott, und in frommer Liebe zu den Nebenmenschen ausspricht, ohne in laute oder stürmische Bewegungen auszubrechen.

Noch während sie sprachen, erschien Graf Collonits um seine gewöhnliche Stunde, die Kranken zu besuchen. Katharine stellte ihm den braven Kundschafter vor. Auch hier mußte Kolschützky seinen Rapport abstatten. Er that es aber wieder auf eine dritte Art; denn er wußte wohl, daß dem Bischof manches wichtig seyn konnte, was Starhemberg nicht berücksichtigen durfte, und was Katharinen durchaus nicht anging. Nachdem er also alles gemeldet, was auf die baldige Errettung der Stadt Bezug hatte, machte er den Bischof auf eine sehr grosse Menge gefangener Christenkinder aufmerksam, die er im Türkischen Lager zum Theil in sehr elenden Umständen gefunden, und welche die Ungläubigen bey ihren Verheerungen in Dörfern und Städten mitgeschleppt, um sie zur Scla-

verey und zum Islamismus zu erziehen. Aus den Armen ihrer Ältern, ihrer Freunde gerissen, ohne Aufsicht, ohne hinlängliche Kleidung, der Noth, der gänzlichsten Verlassenheit Preis gegeben, habe er, Kolschützky, grosse Haufen dieser erbarmenswürdigen Opfer in den Gassen des Türkischen Lagers herum irren und um Brot betteln gesehn, und es sey zu berechnen, daß diejenigen, die diesem gegenwärtigen Elende nicht erliegen, da sie keine andere Anleitung erwarten dürften, sicher dem Schooß der Christlichen Kirche entzogen und zum Mohamedanischen Glauben gebracht werden würden.

Collonits schauderte, wie er diese Schilderung hörte. In seinem Herzen erhob sich auf der Stelle der Entschluß, der Retter dieser verlassenen Unschuldigen zu werden; aber noch sah er kein Mittel dazu, so lange die Feinde im Besitz der Umgebungen der Stadt und ihres Lagers waren. Doch hoffte er nach Kolschützkys einleuchtenden Angaben selbst jetzt zuversichtlich auf baldigen Entsatz, und gelobte sich, daß jene armen Kleinen der erste Gegenstand seiner Sorge seyn sollten.

Kolschützky's Unternehmen, dessen Erfolg sich bald wie ein Lauffeuer durch die beängstete

Stadt ausbreitete, hatte neuen Muth und heitere Zuversicht in die Gemüther der Wiener geströmt. Entschlossener trugen sie ihre Lasten, und blickten gefaßt über den düstern gegenwärtigen Augenblick auf eine nahe Erlösung hin. Denn so ist der Mensch, dem auch das Schwerste erträglich wird, wenn er auf kurze Dauer desselben rechnen darf, und dem die Unabsehlichkeit einer unbequemen Lage zur herbsten Qual wird. Aber Kolschützky hatte von Szalatinsky noch eine Neuigkeit erfahren, die sein eignes Gemüth tief erschütterte, und von der er nicht sogleich wußte, ob sie auch geeignet wäre, Katharinen mitgetheilt zu werden. Zum mindsten wollte er durch ihren trüben Gehalt ihr die reine Freude des ersten Augenblicks nicht verkümmern; er verschwieg also, was er erfahren, und versparte auf einen zweyten Besuch im Kloster die wenig erfreuliche Kunde.

Dieß war die Nachricht von Zriny's mitleidswerthem Zustande, und Ludmillens Aufenthalt bey ihm. Kolschützky hatte sich mit gehoriger Umsicht bey Szalatinsky zuerst im allgemeinen nach des Kammerherrn Graf Zriny's Geschick erkundigt; denn dieser Nahme war es ja gewesen, der zum ersten Anfang ihrer Bekanntschaft

gedient hatte, und Kolschützky mußte voraussetzen, daß Szalatinsky von seinem Verhältniß zu diesem Hause einigermassen unterrichtet war. Bald wurde ihm klar, daß der Vetter und zärtliche Freund des Fräulein von Volkersdorf auch der Vertraute ihrer Angelegenheiten und Geheimnisse war, und nun schien Kolschützky bey der offenen Rechtlichkeit und dem klugen Sinn, der sich in dem Betragen des jungen Mannes verkündete, kein weiterer Rückhalt nöthig, als den Zriny's Verhältnisse mit Tököly erheischten, von welchen freylich Kolschützky auf eine Art unterrichtet war, die ihm selbst hätte gefährlich werden können. Er benutzte also diese Gelegenheit, nach welcher seine Liebe zu Zriny sich längst gesehnt, um sich alle Erkundigungen zu verschaffen, die Szalatinsky nur geben konnte. Er erfuhr Zriny's Gefangenschaft auf Kuffstein, seine Geisteszerrüttung und den Entschluß seines unglücklichen Weibes, ihm in seinem Elend Gesellschaft zu leisten, und für ihn zu thun, was in ihren Kräften stand. Szalatinsky konnte ihm sogar, da er von dem Herzog von Lothringen mit Vertrauen behandelt wurde, über manches Geheime Aufschluß geben. So sagte er ihm, daß man in Zriny's Papieren die unzwei-

felhaftesten Beweise für seinen Hochverrath, und viele Spuren gefunden habe, welche zu strengen Untersuchungen über wichtige Personen geführt hätten, deren Treue bis dahin nie beargwohnt worden sey, daß aber auch diese Papiere von den chimärischen Erwartungen des jungen Mannes, und von einer so ungemeßnen Einbildung über sich selbst und seine Vorzüge zeugten, daß man daraus beynahe schon auf eine früher begonnene Geistesverwirrung schließen sollte. Trotz allem dem aber könne Kaiser Leopold noch jetzt nicht ohne Wehmuth seines unglücklichen Lieblings denken, und sich nicht in jenem gerechten Zorn über ihn erheben, der bey ähnlichen Gelegenheiten andere Verbrecher getroffen Er sorge noch stets für ihn, lasse ihn alle Erleichterung genießen, die nur mit der Versicherung seiner Person und seinem Zustande verträglich sey, und schiene eine Art von Trost darin zu finden, die letzten Tage eines Unglücklichen, den zu retten keine Macht der Erde im Stande war, so erträglich als möglich zu machen.

Seine letzten Tage? rief Kolschützky bestürzt, nachdem ihm Szalatinsky im Heerlager des Herzogs auf einem einsamen Spaziergange die obigen Nachrichten mitgetheilt hatte.

„Ja, lieber Freund! Seine letzten Tage! — Die Gewalt der frühern Leidenschaften und der jähe Sturz seines Glückes in dem Augenblicke, wo er dessen höchsten Gipfel erreicht zu haben meinte, scheint nicht allein sein Bewußtseyn zerrüttet, sondern auch zerstörend auf seinen Organismus gewirkt zu haben, den heftige Fieberanfälle und eine unselige Reizbarkeit mit wunderbarer Schnelle aufreiben."

Armer Zriny! rief Kolschützky: Doch vielleicht ist dieses Fieber eine Wohlthat der Natur, die deine Leiden kürzen will

Das denke ich selbst, entgegnete Szalatinsky: Zu welchem Leben würde er aufgespart, wenn es der Arzneykunst, deren ganzes Vermögen sein kaiserlicher Beschützer für die Rettung des Unglücklichen aufbiethen läßt, gelänge, ihn herzustellen!

Und doch wünscht es der Kaiser? fragte Kolschützky mit weichem Ton.

„Er liebt ihn noch, und der Gedanke an seinen gänzlichen Verlust ist ihm zu schmerzlich. Alle Wochen kommen zwey Couriere von Kuffstein nach Linz, wo der Hof sich in diesem Augenblick wieder aufhält und bringen die Berichte der Ärzte; aber jeder lautet trauriger. Zriny

kann das Bett nicht mehr verlaſſen, und man gibt ihm kaum noch einige Tage.“

Weiß der Arme die Sorgfalt ſeines Monarchen um ihn? Es würde ihn freuen, ſagte Kolſchützky.

Ich weiß nicht, antwortete Szalatinsky; doch zweifle ich nicht, daß die Ärzte und vorzüglich Ludmilla auch das Kleinſte nicht auſſer Acht laſſen werden, was einem ſo geliebten Kranken zum Troſt ſeyn könnte. Aber Ludmilla iſt auch beklagenswerth. Sie erkennt nur zu wohl den körperlichen Zuſtand ihres Mannes, und neben den Martern, die ſein geiſtiger ihr unabläßig verurſacht, ſieht ſie ſeinem Tode mit jedem kommenden Morgen entgegen. Sie ſoll ſelbſt ſehr herabgekommen, und in einer Lage ſeyn, die für ihr Leben fürchten läßt. Sagt das Katharinen nicht, Herr Kolſchützky! Theilt ihr überhaupt von unſerm Geſpräch nur ſo viel mit, als ſie tragen kann! Das mögt Ihr aber ihr auch noch ſagen, weil es ſie beruhigen wird: Pater Iſidor, der ſich wirklich als ein thätiger Freund in Ludmillens größter Noth bewieſen, iſt jetzt wieder auf Kuffſtein, und ſteht der Unglücklichen mit Faſſung und geiſtlichem Zuſpruch bey.

Kolſchützky war tief bewegt durch dieß Ge-

spräch, und Szalatinsky, der des kräftigen Mannes Rührung mit innigem Antheile sah, fühlte seine Achtung für denjenigen vermehrt, den ihm ein Zufall zugeführt und schnell zum Vertrauten der wichtigsten Familienangelegenheiten gemacht hatte. Er trug also kein Bedenken, ihn sein Verhältniß zu Katharinen errathen zu lassen, und gab ihm einen Brief voll der herzlichsten Liebe und der kräftigsten Versicherungen baldigen Wiedersehens an sie mit, den Katharine nach Kolschützky's und des Bischofs Entfernung sogleich las, und wieder las, und auf ihrem Herzen verwahrte. Dieser Brief, und was Kolschützky ihr sonst noch erzählte, belebte sie nun mit einer Freudigkeit, welche Kolschützky bey seinem nächsten Besuche die Zuversicht gab, ihr einiges von Zriny's und ihrer Schwester Geschick mitzutheilen, was freylich den heitern Himmel ihrer Seele trübte, aber die frohe Zuversicht auf Gottes Schutz und liebende Sorge für ihr Glück nicht benahm, die sie schon oft und jetzt abermahls in den letztern Begebenheiten mit kindlich frohem Dank zu bemerken glaubte.

Einige Tage waren abermahls langsam und schwer über der bedrängten Stadt dahin gegan-

gen; aber während denselben war endlich der langersehnte Retter — war König Sobiesky auf Österreichischem Boden angelangt. Der Herzog von Lothringen dachte darauf, sich mit ihm zu vereinigen. Er hob daher das Lager an der March auf und wollte sich gegen Stockerau ziehen; aber die Türken, die wohl wußten, warum er seine Stellung verließ, griffen ihn wüthend an. Er schlug sie zurück, und setzte seinen Weg nun unaufgehalten fort. Zu Hollabrunn fand er den König, der ihn höchst gütig empfing, und als der Prinz die bestehenden Formen gegen den Monarchen beobachten wollte, ihm scherzend sagte: Er habe den König in Warschau gelassen, und bäthe, daß der Prinz ihn als Freund und Bruder behandeln sollte. Zugleich stellte er ihm seinen Sohn, Prinz Jakob, vor, der seine erste Campagne machte, und sagte dem Prinzen, daß er von diesem Meister lernen sollte, Krieg zu führen. [1])

Die Churfürsten von Bayern und Sachsen, welche persönlich ihre Truppen anführten, so wie die übrigen kaiserlichen Feldherren bildeten nun einen Kriegsrath, in welchem überlegt wurde, ob der Übergang bey Tulln zu bewerkstelligen sey, und die Armee dann den kürzern beschwer-

ist Zeit zu Ihro Liebden der Kaiserinn zu gehen. Sie wird jetzt erwacht seyn, und es liegt mir daran, daß sie in ihrem jetzigen Zustand die Schreckenspost auf keine ungeschickte Art vernehme."

Bey diesen Worten wollte sich der Kaiser eben anschicken, das Kabinett zu verlassen, als die Thüre sich öffnete, und Eleonore selbst, todtbleich, mit verweinten Augen, auf eine ihrer Kammerfrauen gestützt, eintrat. So ist es wahr? rief sie: Die Türken sind in Fischament, und wir müssen heut noch fort?

Der Kaiser war betroffen, aus ihrem Munde zu hören, was er ihr anzukündigen erst willens war. Nicht doch, sagte er beruhigend: Von Fischament weiß ich nichts; aber nahe ist der Feind allerdings.

Ach, ich weiß, ich weiß. Heut Morgen um fünf Uhr ist die Nachricht gekommen. Die Armee ist vernichtet, wir sind verloren. Ach, Gott züchtigt uns schwer für unsere Sünden!

Es war sehr unvorsichtig von denjenigen, die diese schreckhafte und dennoch unrichtige Meldung vor Ew. Liebden zu bringen sich unterstanden. Ich war eben entschlossen, mich zu Ew. Liebden zu verfügen, um meine erlauchte

Gemahlinn mit der traurigen aber gewissen Wahrheit bekannt zu machen.

Wie sollte ich es nicht erfahren haben? Die ganze Burg ist voll davon, die Stadt in Verzweiflung, sagte die Kaiserinn jammernd.

Ich dachte, Ew. Liebden ruhten noch; es ist kaum sieben Uhr.

Ach, für Unglückliche ist keine Ruhe, erwiederte Eleonore, und brach von Neuem in Thränen aus: Und was soll mit uns werden? Wohin sollen wir uns wenden?

Wir gehen nach Linz, Ew. Liebden! antwortete Leopold: Alle Anstalten sind getroffen— heut um sechs Uhr Abends —

Diesen Abend schon! Großer Gott! Die Kinder! Der Erzherzog Joseph!

Es ist kein Augenblick zu verlieren —

Ja wohl! Ja wohl! jammerte Eleonore: Und ich in diesem Zustande, und die schlechten Wege auf dem andern Ufer!

Fürchten Ew. Liebden nichts! Wir gehen die Reichs-Straße. Es ist für Ew. Liebden beste Bequemlichkeit gesorgt, und in Linz können wir mit Sicherheit verweilen.

„Ach, die Türken werden uns auch dort vertreiben. Wohin werden sie nicht kommen, wenn

Auf den Basteyen, in den Straßen zwischen dem Schotten- und Burgthor, wohin die größte Gewalt des Feindes sich warf, wurden von zehn zu zehn Schritt einzelne Abschnitte gemacht, mit Pallisaden und Kanonen versehen und von wehrhafter Mannschaft vertheidigt, wozu nebst dem regulirten Militär sich Bürger, Studenten und viele Freywillige erbothen. Da sich das Holz zu diesen Pallisaden nicht vorfand, mußten sichs die Eigenthümer einiger Häuser gefallen lassen, daß diese abgedeckt, und die Dachstühle zu diesem Behuf verarbeitet wurden. Auch war schon im Kriegsrathe beschlossen, daß man die eisernen Gitter, mit welchen nach damahliger Sitte die meisten Fenster der Stadt verwahrt waren, los brechen, und zu Verhacken in den Straßen aufthürmen wollte. [18])

Angstvoll bestieg man Thürme und hochgelegne Orte, schaute nach den Errettern um, und fand noch immer Alles, Alles, in der längstgewohnten Ordnung, als plötzlich im Lager der Türken eine unruhige Bewegung entstand. Schaaren zogen hin und wieder; Agas und andere hohe Offiziere sprengten hin und her. Das Lager in der Leopoldstadt wurde aufgehoben, auf dem Wienerberge sanken die Gezelte zusammen,

man sah starke Truppenabtheilungen sich gegen das Gebirge ziehen, und Alles deutete auf etwas Ungewöhnliches hin. [19])

Doch während aller dieser Bewegungen fuhren die Feinde unausgesetzt mit Miniren und Beschießen der Wälle fort; sie unterhielten vor der Burg- und Löwelbastey ein fast immerwährendes Feuer, und hatten bereits alle Festungswerke in jener Gegend einem Zustande von gänzlicher Zerstörung nahe gebracht, der für die Stadt das Schrecklichste fürchten ließ. [20])

Da ertönte plötzlich um zwey Uhr Nachmittags den eilften September ein Kanonenschuß neben der Kapelle des Leopolds-Berges. Ein wüthendes Feuer antwortete aus den Türkischen Reihen, die sich in der Nähe desselben in Schlachtordnung aufgestellt hatten. Bald glaubte man hier und da christliche Schaaren zu erblicken, die sich auf der Höhe des Gebirges zeigten. Der Feind verdoppelte seine Angriffe auf die Basteyen, die Bürger strengten ihre letzten Kräfte an, es galt Leben oder Tod, diese Nacht mußte entscheiden; denn länger als noch einen Tag war kein Halten mehr. [21])

Die Nacht vom eilften auf den zwölften September sank auf die bedrohte Stadt, auf das

Lager der erbitterten Feinde nieder. Kara Mustapha saß gedankenvoll in seinem Zelt-Pallaste, den muthvoll vertheidigten Wällen gegenüber, die sein Geschütz wohl zu erschüttern, aber nicht zu erobern vermocht hatte. Dort erhoben sich die Mauern der Kaiserburg, von vielen Kugeln beschädigt, aber noch wie der Thron, den sie bargen, fest seit Jahrhunderten. Ringsumher stiegen die Thürme der Christentempel und mitten unter ihnen der Stephansthurm majestätisch in die dämmernde Herbstnacht empor. Mit wie stolzen Erwartungen war dieser Vezier vor zwey Monathen mit einem Heer von mehr als zweymahlhunderttausend Streitern vor diesen Mauern erschienen! Wie hatte er, von seinen astrologischen Träumen, von den Vorspieglungen Tökölys und seiner Freunde, von seinem eignen Hochmuth verleitet, an gar keinen bedeutenden Widerstand geglaubt, und dem Sturze der Kaiserstadt, der Unterjochung von ganz Österreich, ja dem Zuge nach Rom, als einem ungezweifelten Erfolge seiner Feldherrn-Gaben entgegengesehn! Und was war bis jetzt geschehn? Noch erhoben sich diese Thürme vor ihm, die er in den Staub zu stürzen gewähnt hatte; noch stand die Kaiserburg, über

deren Schutthaufen er ſich den Weg in die erſtürmte Stadt zu bahnen gedacht hatte. Sein Heer war entmuthigt; die Janitſcharen forderten ungeſtüm ihre Entlaſſung, denn ſie waren nicht länger als zwey und vierzig Tage vor einer belagerten Stadt auszuharren verpflichtet. Ein großer Theil ſeiner Truppen moderte in dem Umkreis von Wien, und nicht einmahl die Zeit zur Beerdigung ſeiner Todten hatte ihm Starhemberg auf mehrmahliges Erſuchen gegönnt, ſondern vielmehr durch ſtarke Ausfälle, und die Wuth, mit der er aus der Stadt auf die Arbeiten der Feinde kanonirte, dieſe an jeder Verrichtung gehindert. Sein Verſuch, die Vereinigung des deutſchen und pohlniſchen Heeres zu hindern, war mißglückt und hatte ihm bedeutenden Verluſt zugezogen. Nun rückte der Entſatz heran, und nun ſollte er ſich dennoch vielleicht die Frucht ſo langer Anſtrengung entriſſen ſehn! — Nimmermehr! Er mußte Wien haben! Das war ſein Ziel, die Krone all ſeines Strebens. Nur von Wien aus konnten die weitern Plane ſeines Ehrgeizes ihren Fortgang haben. So hatte er den Befehl gegeben, mit dem früheſten Morgen die Beſchießung der Stadt mit verdoppelter Kraft zu beginnen, unbekümmert

um den anrückenden Entsatz, dem sein noch immer zahlreiches Heer, wie er meinte, leicht die Spitze biethen, und ihn würde zwingen können, den Versuch aufzugeben, den er zu tollkühn unternommen; oder den er, wenn die mürben Wälle dem türkischen Geschütz an eben diesem Tage fallen sollten, zum Zuschauer der Erstürmung Wiens machen konnte. Es war eine jener Verblendungen, in die der Hochmuth, durch langes Glück verwöhnt, manchmahl verfällt, und die uns, wenn wir erstaunt die verderblichen Folgen derselben, und die unbegreifliche Blindheit betrachten, mit Schaudern an jene Stelle der Bibel denken macht, wo Gott, wie es heißt, das Herz des Pharao verstockte, damit er seine Zeichen unter diesem Volke thun möge, und sie es erkennen, daß er der Herr sey.

Noch saß der Großvezier gedankenvoll auf den Polstern seines Zeltes und schaute in die immer mehr dunkelnde Herbstnacht hinein. Die Nähe des anrückenden Christenheeres hatte den Türkischen Befehlshabern größere Wachsamkeit zur Pflicht gemacht. So wie es völlig Nacht ward, entloderten hundert und hundert Wachfeuer ringsum im Türkischen Lager, und zerstreuten theil-

weiſe die feuchten Schatten. Im Wiederſcheine der Flammen lagen die bärtigen Geſtalten der Orientalen, ſtanden Kamehle und Pferde an Pfähle gebunden, Wachen wandelten auf und nieder, jeden Augenblick veränderten ſich die grellbeleuchteten Nachtſtücke, und vor des düſtern Feldherrn Blicken geſtalteten ſich, wie Rauch und Flamme, Licht und Schatten wechſelten, ungewiſſe Bilder. Blutige Schatten ſchwebten vor ihm. Es waren die Geiſter der erſchlagenen Ältern und Verwandten desjenigen, der jetzt als Rächer und Vergelter vor Wien erſchien. Dann war es ihm plötzlich, als erblicke er ſeine eigene Geſtalt mit der verhängnißvollen rothen Schnur am Halſe. Ein Grauen wandelte ihn an, dann ſchwand wieder alles in Nebel und Rauch, und Kara Muſtapha ſtarrte in finſteres Nachſinnen verloren in den wirbelnden Dampf. Da verbreitete ſich plötzlich eine bedeutende Helle von der Höhe des Stephansthurms. Es waren die Raketen, welche die Belagerten, als letztes Zeichen ihrer Noth, ſchnell hintereinander zum Himmel ſteigen ließen, um den anrückenden Helfern ihre äußerſte Bedrängniß zu künden. Kara Muſtapha's Herz ſchwoll in finſterer Freude auf; aber ſieh! da leuchtete es von

Nordweſten herüber. Es ſchien, als käme die Helle vom Gebirge. Der Großvezier erhob ſich, um zu ſehen, was es wäre; da eilten ihm ſchon ſeine Sclaven entgegen und meldeten ihm, daß auf dem Kahlenberge eine ganze Garbe von Raketen entbrenne und gleich darauf donnerten drey Kanonenſchüſſe durch die Nacht vom Berge herüber. Drey eben ſolche Schüſſe beantworteten ſie von der Mölkerbaſtey. Das war das Zeichen. Der Entſatz war da, und Kara Muſtapha knirſchte, wie ſeine Baſſen, ſeine Agas, Einer nach dem Andern, kamen, ihm dieſen bedrohlichen Stand der Dinge zu melden, und ſich ſeine Verhaltungsbefehle auszubitten. [22])

Er antwortete ihnen ſtolz, daß er auch für den nächſten Morgen keine andern als jene zu geben habe, die er bereits ſeit zwey Monathen gegeben — die Stadt auf alle Weiſe zu ängſtigen, und im Angeſicht der anrückenden Freunde zu Grunde zu richten. Vergeblich ſtellten ihm die Baſſen von Ofen und von Diarbekir die tolle Wuth eines ſolchen Vorhabens vor; er beharrte darauf, und ſie gingen mit erzürntem Herzen von ihm. [23])

Doch wer ermißt den Jubel, welchen jenes Freudenfeuer der nahen Rettung in den Herzen

der hart bedrängten Einwohner Wiens erregte. Nur derjenige, so drücken gleichzeitige Schriftsteller sich aus, nur derjenige, der neun Wochen das unaussprechliche Elend dieser Belagerung ausgestanden, konnte sich einen Begriff von dem Entzücken machen, mit welchem man nach so banger Erwartung, nach so oft getäuschten Hoffnungen endlich, endlich die Hülfe gegenwärtig sah! In einem Moment, mit fast unbegreiflicher Schnelle war die Freudenbothschaft in der ganzen Stadt verbreitet. Alles eilte auf die Straßen, auf die Dächer, auf die Thürme, besonders zu St. Stephan und Mariastiegen; und nun erschien das entzückende Schauspiel vor ihren Augen — die leuchtenden Feuer auf allen Gipfeln des umliegenden Gebirgs, von dem Leopoldsberg bis gegen die Höhe, an deren Fuß sich Dornbach verbirgt. Eine Trunkenheit der Freude bemächtigte sich der Gemüther; ehmahlige Feinde umarmten einander herzlich, Kranke glaubten ihre Schmerzen nicht mehr zu fühlen, und Bekümmerte vergassen in diesem seligen Augenblick des eigenen Leidens, um sich der allgemeinen Rettung zu freuen. Auf den Sammelplätzen eilte die Mannschaft zusammen und forderte schon jetzt einen Ausfall; kaum daß

Starhembergs kluger Ernst den unzeitigen Eifer in gehörigen Schranken halten konnte. Einer der ungeduldigsten war Scalvinoni, sein Adiutant, der vor Begierde brannte, sich mit den Türken zu messen, und durch irgend eine glänzende That sich vor den Augen seiner Mitbürger und des Mädchens auszuzeichnen, das ihm jetzt aufs Neue theuer geworden war. Durch allerley kleine Aufmerksamkeiten hatte er in den wenigen Tagen, welche seit dem letzten Wiedersehn bey den Ursulinerinnen verflossen waren, ihr seine unbegrenzte Hochachtung zu beweisen gesucht, und auch in dieser denkwürdigen Nacht war es sein erstes Beginnen gewesen, so wie er die Feuerzeichen erblickte, und die erste Meldung zum Commandanten kam, sogleich der Frau von Preysing die gute Bothschaft zu wissen zu thun.

Diese saß eben mit Frau von Volkersdorf, von Dünewald und Katharinen noch spät Abends zusammen, beschäftigt, die letzten kleinen Reste von Leinwand, deren sie entrathen konnten, auf Wäsche und Verbandstücke für die Kranken und Blessirten zuzurichten, und die unaussprechliche Noth der Stadt, das Zögern der Hülfe, und die schrecklichen Erwartungen der kommenden Tage,

wenn dieſe Hülfe gar nicht oder zu ſpät käme, waren die beängſtenden Gegenſtände ihrer Geſpräche. Die drey Frauen waren jede nach ihrer Art tief bekümmert, Frau von Preyſing in ſtiller Ergebung, ihre Tochter auf einen verzweifelten Entſchluß mit ruhiger Beſonnenheit gefaßt, Frau von Volkersdorf zagend und betäubt. Nur Katharine konnte die allgemeine Niedergeſchlagenheit nicht theilen. Die Gewißheit, daß ihr Sandor lebte und ſie treu liebte, die Verſicherungen des baldigen Wiederſehens, die ſein Brief enthielt, die ruhige klare Anſicht der Dinge, die er ihr im Vertrauen auf ihren feſten Sinn mitgetheilt hatte, hatten ihren Geiſt ſo geſtärkt, daß ſie auch in dieſen bangen Stunden die ſtille Zuverſicht auf baldige Rettung nicht verlieren konnte, und wenn die andern nach ſo oftmahligen Fehlſchlagungen keine Hoffnung mehr zu faſſen wagten, war ſie es, die auf die Barmherzigkeit Gottes hoffte, und ihnen allerley Beyſpiel unvermutheter Rettung aus der heiligen und profanen Geſchichte erzählte.

Wir ſind in Gottes Hand, ſagte endlich Frau von Preyſing: Unſere Beruhigung muß ſeyn, daß, was auch über uns kommt, nicht ohne ſeine Zulaſſung geſchieht.

Ach, aber was kann das noch werden? jammerte Frau von Volkersdorf — wenn die Türken in die Stadt dringen, wenn sie die Häuser stürmen, die Weiber ermorden, die Kinder zerstücken? —

Man stirbt nur einmahl! rief Frau von Dünewald — und ehe ein solcher ungläubiger Barbar Hand an uns legen soll, gibt es ja noch ein Fenster, aus dem man sich mit seinen Kindern stürzen kann, um solcher Schmach und solchem Elend zu entgehn.

In dem Augenblick ertönten jene zweymahl drey Schüsse.—Was ist das? rief die Generalinn: Sturm in der Nacht? — Sie fuhren alle von ihren Sitzen empor; aber es ward wieder Stille, und nichts erfolgte weiter. Vielleicht eine Mine, die verunglückte? fragte Frau von Preysing: Der Schall kam vom Schottenviertel her.

Das scheint mir nicht; es waren drey ferne, und drey sehr nahe Kanonenschüsse, erwiederte Frau von Dünewald.

Ach vielleicht, vielleicht die Retter! rief Katharine und erhob die gefalteten Hände und die strahlenden Augen zum Himmel. Sie sprachen noch eine Weile unter sich, vermuthend und verwerfend, was jeder einfiel, um den ungewöhn-

lichen Schall zu erklären; da hörten sie schnelle Tritte im Vorzimmer, und auf den Straßen ein verwirrtes Getöse, die Thür ging auf und Don Miguel stürzte mit strahlenden Blicken herein. Sie sind da! rief er: Der Succurs ist da!

Großer Gott! rief Frau von Preysing erschrocken vor Freude: Sollte es möglich seyn?

Der Succurs? rief die Generalinn: Ihr irrt, guter Alter! Woher käme der so plötzlich?

„Gewiß! gewiß, gnädige Frau! Die ganze Stadt ist in Allarm, und so eben schickt der Adjutant des Commandirenden, und läßt sagen, daß er sich die Freude nicht versagen könne, Euer hochfreyherrlichen Gnaden zu melden, daß die christliche Armee bereits auf dem Kahlenberg stehe, und ihre Signalschüsse gegeben habe.“

O Gott sey Dank, Gott sey Dank! sagte Frau von Preysing, indem sie von freudigem Schrecken ermattet auf einen Stuhl sank. Frau von Volkersdorf und ihre Tochter hielten sich sprachlos umarmt; die Generalinn zitterte vor Erschütterung, und Don Miguel war auf die Kniee gesunken, um dem Herrn der Heerschaaren seinen Dank zu bringen.

So wie hier, so wurde diese Nachricht in den meisten Familien aufgenommen. Die ganze

Nacht ging fast Niemand zu Bette. Man hatte sich so viel zu sagen, so viel zu erwarten, und, o Gott! nachdem der erste Taumel vorüber war, wie Vieles noch zu fürchten!

Die Generalinn schickte zu einem ihr bekannten Offizier, sich seine Begleitung zu erbitten, um den Thurm bey Maria Stiegen zu besteigen. Katharine ersuchte um die Erlaubniß, daß sie mitgehen dürfe, und erhielt sie gern von der Generalinn, schwerer von ihrer Mutter, der ein unbestimmtes Fürchten jeden nicht ganz gewöhnlichen Schritt als gefährlich zeigte. Sie gingen. Auf allen Straßen herrschte Leben und Bewegung. Niemand schien der Ruhe bedürftig, es war, als hätte die freudige Hoffnung der Erlösung alle Erschöpfung, wie allen Druck, von den schnell gehobenen Geistern genommen. Wie sie durch die Gassen über die Plätze gingen, begegneten ihnen Bewaffnete, die sich an ihre Versammlungsörter begaben, oder schon geordnete Schaaren, die auf die Basteyen zogen; alles war rege, alles voll guter Hoffnung, Muth und Kampfeslust. So kamen sie auf den Thurm, und nun lag das Türkische Lager mit all seinen lodernden Flammen unter

ihnen, so weit rechts hinab und gerade hinüber bis an den Strom ihre Blicke reichten. Aber links auf den Höhen brannten andere Feuer, und strahlten durch die Nacht Freude und Trost in ihre Herzen. Dort waren die Retter, dort war Sandor, und vielleicht auch Graf Dünewald, und in die Brust der Frauen gesellte sich schnell Sorge zur Freude, und zwischen dem Moment der Erwartung und des Wiedersehens drängten sich die Bilder des Kampfes, des Blutes und Todes.

So verging die Nacht, und kaum graute der Tag, so ertönte schon der Donner des feindlichen Geschützes; denn Kara Mustapha, seinem einmahl gefaßten Plane getreu, konnte keinen andern Gedanken fassen, als den, die Stadt noch heute im Angesicht des Christenheeres zu erstürmen. Aber dieselbe Morgenröthe, welche die Türken in den Approchen zu neuem Angriff auf die Stadt rief, hatte auch auf dem Kahlenberge die Feldherrn der Befreyungsarmee zu dem großen Werke geweckt, das sie heute vorhatten. Es war Sonntag, der Tag des Herrn; so wie es christlichen Helden geziemt, weihten sie sich durch Gebeth zu Streitern des Höchsten. Mit den ersten Streiflichtern, welche jenseits

der Donau über den Flächen von Ungarn aufzuckten, war Sobiesky von seinem Lager aufgesprungen, wo er die Nacht durch mehr gesonnen als geschlummert hatte. Sein Beyspiel erweckte bald alle übrigen Befehlshaber. Der Herzog von Lothringen trat in den Saal des halbzerstörten Camaldulenser Klosters, in dem der König die Nacht zugebracht hatte, und wo die Versammlung bestimmt war. Ihm folgten die Churfürsten von Bayern und Sachsen, die Pohlnische, Österreichische, und Reichs-Generalität, viele berühmte Nahmen, deren Enkel großen Theils noch leben. Jetzt öffneten sich die Thüren von des Königs Gemächern, und Sobiesky trat heraus. Obwohl seine etwas kurze und gedrungne Gestalt dem eigentlichen Begriff einer Heldenfigur nicht entsprach, so verkündete doch der lebhafte Blitz der dunkeln Augen, der Ausdruck der edlen Züge, und das rasche Feuer seiner Bewegungen einen ungewöhnlichen Geist. Seine Kleidung war nach Pohlnischer Sitte lang und weit, in der Mitte mit dem kurzen Säbel am goldenen Gehenke gegürtet, die Ärmel des Überkleides an den Schultern zurückgeschlagen, das Haupt halb umschoren und mit der pohlnischen Mütze bedeckt. Ihm folgten

der Großfeldherr Jablonowsky, der Unterfeldherr Sceniaffsky, der Kronfähnrich Leszinsky, der Castellan von Willna, der General der Reiterey Lubomirsky und andere. Achtungsvoll wich der Kreis vor dem Könige, der mit einfacher Würde den Herzog von Lothringen und die übrigen Herren begrüßte, in einer kurzen feurigen Rede sie auf die Wichtigkeit des heutigen Tages, wo sie nicht bloß für ihren König und ihren Ruhm, sondern für Gott und die Christenheit zu kämpfen hätten, aufmerksam machte, und dann, von ihnen allen gefolgt, sich in die Capelle auf dem Leopoldsberge begab, wo der, durch seinen frommen Wandel wie durch manchen prophetischen Blick in die Zukunft ehrwürdige Pater Marcus Avianus aus dem Kapuzinerorden die Messe las. Sobiesky selbst verrichtete die Dienste des Ministranten, und wohnte so in christlicher Demuth, Kron und Würde vor dem in den Staub legend, von dem er sie erhalten, dem heiligen Meßopfer bey, und nach der Messe reichte ihm Bruder Marcus das heilige Abendmahl, das der König in Beyseyn der ganzen deutschen und pohlnischen Generalität mit tiefer Andacht empfing. Hierauf rief er seinen Sohn herbey, hieß ihn vor dem Altar niederknieen,

schlug ihn zum Ritter, und waffnete ihn mit eigener Hand. [24])

So erhoben, gestärkt und geweiht durch fromme Gefühle verließ der König, und die übrigen Feldfürsten mit ihm, die Capelle, und jeder begab sich zu seinen Schaaren, den Geist des Muths und der Aufopferung für die Sache Gottes, den sie in der Capelle empfangen hatten, denselben mittheilend. Unter ihnen lag die Stadt, die Morgennebel und Rauchwolken bedeckten, zwischen welchen die Blitze des Geschützes sichtbar wurden, indeß ein schwacher Ostwind den dumpfen Donner der Bomben und Kanonen bis auf die Spitze der Berge trug, und die Befreyer der dringendsten Eile ermahnte.

Den linken Flügel bildeten Sächsische und Österreichische Truppen unter dem Befehl des Herzogs von Lothringen. Im Mittelpunct kommandirten der Fürst von Waldeck und der Churfürst von Bayern. Sobiesky mit seinen Pohlen war auf dem rechten Flügel, der sich an den Höhen bis gegen Dornbach hinzog. Fünf Kanonenschüsse gaben das Zeichen zum Angriff, und die Schaaren rückten über die Anhöhen hinab.

In des Großveziers Gezelt traten ungeduldig nun alle Bassen, und forderten Befehl zur

Schlacht. Kara Mustapha wollte noch nichts davon hören, ihm lag die Stadt, und nur die Stadt im Sinn. Der Tartarchan stellte vor, daß man die Mannschaft aus den Approchen ziehen, und gegen den Feind führen solle. Jeder Augenblick brachte Nachricht von der Stärke, von der Eile des über das Gebirg von allen Seiten herabdringenden Entsatzes. Kara Mustapha, knirschend vor Wuth, warf sich zur Erde, zerraufte Haar und Bart, und wurde endlich doch vom Bassa von Diarbekir gezwungen, sich an die Spitze des Heeres zu setzen. So ergriff er denn die heilige Fahne des Propheten, übergab dem Osman Oglu Bassa den rechten Flügel, der gegen Nußdorf stand; der linke war unter dem Bassa von Peterwardein den Pohlen gegenüber bey Hernals aufgestellt; er selbst kommandirte im Centrum. Aber der Khiaja Bey mußte in den Laufgräben zurück bleiben, und ein furchtbares Feuer gegen die Stadt unterhalten, die bald so sehr in Rauch und Dampf gehüllt war, daß ihre Befreyer sie von den Anhöhen kaum erkennen konnten, und die Bewohner noch in den letzten Augenblicken alle vorigen Besorgnisse und Ängsten verdoppelt ausstehen mußten.

Auf dem linken Flügel des christlichen Heeres entzündete sich der Kampf zuerst. Die Türken unter Osman Oglus Anführung machten den Österreichern jeden Fußbreit Landes in den Weinhügeln um Grünzing und Sievring streitig. Nur langsam konnten diese sich des heimischen Bodens bemächtigen; aber sie drangen doch allmählich vor, und bis gegen Mittag waren sie endlich ganz in die Ebene herab gerückt. Auch der rechte Flügel hatte sich aus den Defileen bey Dornbach und aus den Schluchten der Gebirge heraus gemacht und in der Fläche aufgestellt. So stand nun die ganze christliche Armee in einem Halbkreis an dem Gebirge hin von Dornbach bis an den Strom, und nun begann die Schlacht von allen Seiten. Auf dem linken Flügel der Türken schien einen Augenblick der Kampf zweifelhaft. Ibrahim Bassa drängte die Pohlen zurück; aber Sobiesky, der mit eigener Hand einige Feinde erlegt und einen Roßschweif genommen hatte, warf sich mit Ungestüm auf ihn, indeß der Prinz von Lothringen in den rechten Flügel der Feinde hinter Döbling eindrang, die große Batterie bey diesem Orte stürmend eroberte, und unbekümmert um das Feuer, welches die Feinde in der Schanze, die

noch ihren Nahmen trägt, aus zehn Kanonen unterhielten, bis Weinhaus und Währing vorrückte. Nun war der Sieg entschieden; die Türken wichen von allen Seiten von Dornbach über Hernals herein, und über jene Felder, auf denen jetzt ein Theil des Alsergrundes steht, brachen die Pohlen unter ihrem heldenmüthigen König hervor, und trieben den Feind vor sich in unordentliche Flucht. Sandor, der in dem Regimente seines Königs nicht weit von seiner Person focht, nahte kämpfend, und in die Reihen der Feinde dringend, der Stadt, die sein Liebstes einschloß, und die jetzt noch eine Dampfwolke seinen Blicken entzog, wenn er das Auge einen Moment von seinem blutigen Werk abmüßigen, und auf die bedrohten Mauern richten wollte. Auf einmahl ertönte, wie man in der Stadt das Vorrücken der christlichen Armee und ihren entscheidenden Sieg sah, eine Freudensalve aus allen Feuerschlünden von der Schotten- bis gegen die Kärntnerthor-Bastey. Bestürzt horchten die Türken in den Approchen auf; ein zweytes Salve ließ sie an dem Siege und Jubel der Freude, und ihrem eignen Verderben nicht zweifeln. Sie flohen aus den Trencheen und Laufgräben; aber in dem Augenblick öffnete sich

auch das Schottenthor, und herausstürmte ein Ausfall der kampflustigen Besatzung, die bey dem Glück der Ihrigen außerhalb den Mauern nicht mehr im Umkreis derselben zu halten war. Scalvinoni war an der Spitze. Sein ungestümes Bitten, sein jugendlicher Eifer hatten es endlich über Starhembergs besonnenen Ernst gewonnen, die Thore öffneten sich, und die muthige Schaar eilte hinaus ins lang entbehrte Freye, und fiel dem schon überall weichenden Feind mit siegender Kraft in die Seiten. Das Gefecht wurde nun vor und rückwärts allgemein. Jetzt hatten die Pohlen das Glacis erreicht. Der Großvezier pflanzte noch einmahl die Fahne Mohameds vor seinem Zelte auf und ließ ausrufen, daß jeder echte Muselmann sich bey derselben versammeln solle. Es geschah auch. Viele zerstreute Krieger sammelten sich um diesen heiligen Vereinigungspunct, bald war ein beträchtlicher Haufe beysammen. Kara Mustapha ging auf dem Glacis der Stadt noch einmahl seinen Feinden entgegen, aber von der linken Seite drangen die Pohlen unaufhaltsam vorwärts, während auf der rechten die Mannschaft des Ausfalls in seine Flanke fiel. Die Türken fochten mit dem Muthe der Verzweif-

lung; jeder Fußbreit Erde wurde mit Blut erkauft. Nun hatten die Deutschen aus der Festung beynahe die Pohlen erreicht; nur noch ein kleiner Haufen Feinde, der wüthend Stand hielt, trennte die befreundeten Schaaren. Da glaubte Sandor — denn er war unter den vordersten seines Heeres — unter den aus der Stadt gedrungenen seinen Nebenbuhler zu erblicken. Ein aufwallendes Gefühl von Unwillen übermannte ihn; aber in dem Augenblick warfen auch die Türken, durch Scalvinoni's unausgesetztes Andringen erbittert, sich mit Übermacht auf ihn. Er war umringt, von den Seinen getrennt, in der höchsten Gefahr. Sandor stürzte sich, ihn zu retten, ins dichteste Feindesgedränge. Erstaunt sah Scalvinoni einen Uhlanen Offizier mitten unter die Feinde sprengen, und rechts und links hauend sich bis zu ihm Bahn machen. Sein schon gesunkner Muth belebte sich aufs Neue, da er Beystand sah. Bald hatten ihn, so wie den Rittmeister die Übrigen ihrer Schaaren erreicht; vor ihrer vereinten Kraft wichen die Feinde, Scalvinoni war befreyt, und jetzt erst erkannte er seinen Retter. Das Gedränge der Schlacht erlaubte ihm nicht seinen warmen Dank anders als mit einem flüchtigen Hände-

druck zu bezeugen; aber der Blick, mit dem er seinen Befreyer ansah, sprach Alles aus, was in des Jünglings Seele vorging. Beyde vereinigten Schaaren warfen sich zusammen auf den Feind, der von nun immer weichend, aber langsam sich gegen die Straßen der Vorstädte zog, als auf einmahl Trompeten und Pauken links herüber vom Glacis schmetterten. Alles horchte hoch auf. Christen sowohl als Türken stutzten einige Augenblicke. Es war Prinz Ludwig von Baden, welcher an der Spitze der Häusleriſchen und Würtembergiſchen Truppen bis an die Contreſcarpe vor dem Schottenthor drang, und den noch zurückgebliebnen Feind auch in den Approchen und Laufgräben angriff, und daraus vertrieb. Eine halbe Stunde ungefähr hielt sich der Großvezier mit dem Kern der Armee noch in St. Ulrich. Sobiesky vertrieb ihn nach einem hartnäckigen Gefecht auch von da, und gegen Abend, wie die Sonne am Himmel sank, war auch das Glück der Türken gesunken. Sie flohen ohne Aufenthalt, ohne Umwenden über den Wienerberg und nach allen Richtungen bis nach Ungarn. General Dünewald — denn auch er war ein Held dieses Tages — traf einen Trupp bey Enzersdorf, und trieb einen Theil desselben

in den Strom. [25]) Der Churfürst von Sachsen, der überhaupt mit seinen Schaaren bedeutend zu dem Siege mitgewirkt hatte, sah, wie die Türken auf einer Donauinsel wehrlose Christensklaven, die ihnen bey ihrer Flucht nur hinderlich gewesen seyn würden, niederhieben. Er sprengte in den Fluß, seine Leibgarde folgte ihm, und es gelang ihm, die Feinde theils zu verjagen, theils zu tödten, und so den unglücklichen Gefangenen, die ihm mit Thränen dankten, Leben und Freyheit zu erhalten. [26])

Während dieß am Strom-Ufer geschah, hatten Sobiesky und seine Pohlen den Zeltpallast des Großveziers im Trautsohnschen Garten mit allen seinen Schätzen, der geheimen Kanzley, seinem Leibpferd, und seiner kostbaren Rüstung in ihre Macht bekommen. Er beschloß, diese Nacht darin zu schlafen. Auch war er, die Seinen, und das ganze Heer von der Arbeit des Tages herzlich ermüdet. In dieser Ermüdung, in der einbrechenden Nacht, und in der ungeheuren Anstrengung der Mannschaft, die schon zwey Tage vorher durch forcirte Märsche ihre Kräfte zugesetzt hatte, lag auch die Ursache der Schonung, die der fliehende Feind erfuhr, und daß ihm nur von einem Theil der Truppen bis

Fischamend nachgesetzt wurde. Der Herzog von Lothringen aber sandte noch spät Abends den Generaladjutanten Grafen Auersperg nach Dürrenstein, wo der Kaiser in seiner Annäherung gegen die Hauptstadt sich aufhielt, mit der erfreulichen Siegesnachricht.

So war denn nun das große Werk vollbracht mit des Herrn Hülfe an seinem Tage, die Noth der Christenheit geendet, Wien befreyt und die Türken in die Flucht geschlagen. Die ganze Nacht hindurch unterhielten die christlichen Soldaten Freudenfeuer im Türkischen Lager um die Stadt herum, und mit wie andern Gefühlen wurden diese Lichtpuncte von den beglückten Einwohnern der Stadt betrachtet, als die Nacht zuvor! Aber Starhembergs kluge Vorsicht erlaubte diesen noch nicht, die Ringmauern zu verlassen; erst mit Tagesanbruch durfte das geschehen, um aller möglichen Unordnung vorzubeugen. Jeder mußte seine Ungeduld zügeln, und diejenigen, welche, wie Katharine und Frau von Dünewald, wußten, daß das Theuerste, was sie besaßen, den ganzen Tag über in augenscheinlicher Gefahr gewesen war, trugen diese Verzögerung mit ängstlichem Gefühl, das

von der Freude der Rettung nicht ganz überwogen wurde.

Endlich brach der Morgen des dreyzehnten Septembers an. Bey seinem ersten Strahl eilte Alles, was konnte, hinaus ins verlaßne Türkische Lager. Die Ungeduldigsten kletterten über die zerschossenen Basteyen in die Stadtgräben hinab, Andere warteten, bis die Thore geöffnet wurden, und nun strömten die lang verschlossenen und schwer geängsteten Haufen hinaus, um sich ihrer Rettung, ihrer Freyheit, und zugleich im Türkischen Lager an der gebrochnen Macht ihrer Dränger zu erfreuen. Hier lagen unermeßliche Schätze an Vorräthen jeder Art, Lebensmittel, Waffen, Geräthschaften, Kostbarkeiten, Gold, Pferde und über fünfzehntausend Gezelte. Die Menge verstreute sich ringsum. Kaum wußten sie, was sie in der Fülle der daliegenden Habseligkeiten ergreifen, was sie wählen sollten, um das Beste und Nützlichste mit sich fort zu nehmen Starhemberg begab sich mit seiner ganzen Generalität zum König von Pohlen, und dieser empfing den Helden der Vertheidigung als seinen Freund und Bruder, und schickte sich an, mit ihm und dem Herzog von Lothringen die Arbeiten der Feinde sowohl als

was auf den Basteyen zur Vertheidigung mit eben so viel Klugheit als Muth vorgekehrt worden war, zu besehen. Ein Stein zwischen dem Burg- und Schottenthor, in dem Walle eingemauert, zeigte der Nachwelt noch lange den Ort, wo der große Johann Sobiesky bey der Besichtigung der Mauern geruht; denn der Morgen war heiß, und die mildeste Herbstsonne verklärte den Tag der Erlösung. [27])

Neugier und Habsucht hatten am frühen Morgen viele Menschen über den beschwerlichen Weg der zerschossenen Basteyen herabgeführt; liebende Ungeduld führte auf demselben Pfade einen Jüngling hinauf, dessen Blicke schon gestern mit Sehnsucht an den Thürmen der Stadt gehangen hatten, und der mit verhaltenem Grimm das Verboth des Commandirenden ertrug, das ihm so, wie jedem Andern, den Eingang in die Stadt verwehrt hatte. Sobiesky kannte Sandors Verhältnisse. Am frühen Morgen, als der König sich von dem Lager erhob, auf dem gestern noch der übermüthige Feind geruht hatte, ließ er den Rittmeister rufen, lobte seine Tapferkeit, mit der er gestern den Vortrab bis an die Stadt geführt, und einen Offizier der Besatzung gerettet hatte, und fragte ihn lächelnd, ob er nicht

in die Stadt zu gehen wünsche? Sandor verbeugte sich, und erröthete ein wenig; doch schwieg er. Nun versuche dein Glück, mein Freund! sagte der gnädige Monarch: Ich sehe da von meinem Fenster, wie Viele den Weg heraus suchen; vielleicht gelingt es eben so gut hinein zu klettern. Von mir aus hast du die Erlaubniß.

O mein gnädiger König! rief Sandor, und seine Augen strahlten vor Freude: Darf ich also?

Du darfst. Geh nur, und rechne auf mich, wenn du meines Nahmens bedarfst! setzte der König gütig hinzu. Sandor verneigte sich tief und eilte sogleich an den Graben. Mit einigen Sätzen war er hinunter, eilte schnell dem gräßlichen Anblick der blutigen Leichen vorbey, die von dem gestrigen Gefechte noch daselbst liegen geblieben waren, und stieg nunmehr nicht ohne Beschwerde den zerschossenen und erschütterten Wall hinauf.

Nun hatte er die Bastey erreicht; er erstaunte über alle die Arbeiten, die hier zur Vertheidigung der Stadt durch Starhemberg angeordnet waren, diese Abschnitte, Verhacke, verbollwerkten Straßen u. s. w., welche genugsam sowohl von des Commandirenden Einsicht, als von seinem Entschluß, die Stadt bis aufs Äußerste

zu halten, zeugten. Mit einem leichten Satz sprang er über die Brustwehr in die Stadt selbst hinab, und eilte nun, so schnell er konnte, durch die wohlbekannten Wege dem Hause zu, das Katharinen einschloß.

Katharine hatte mit ihren Hausgenossen die Angst und gespannte Erwartung des gestrigen Tages getheilt; sie und die Generalinn hatten noch eine Unruhe mehr zu tragen, die für ein geliebtes Leben.

Wenn die Kanonen um den Wall donnerten, wenn das Feuer des kleinen Geschützes darein prasselte, wenn der Türken wildes Allah-Geschrey die Luft zerriß, Staub- und Dampfwolken die Stadt und das Schlachtfeld verhüllten, ach was geschah vielleicht draußen! Welche Wunden wurden jetzt geschlagen, welcher Unglückliche sank vielleicht blutend, sterbend unter den Säbeln der Ungläubigen! Trotz der feindlichen Kugeln, die den ganzen Tag heftig auf alle Thürme und Dächer der Stadt geflogen waren, hatten die erwartungsvollen Herzen der Muthigen sich nicht von diesen gefährdeten Warten abhalten lassen. Man bestieg die Thürme, die Dächer der höhern Gebäude, man achtete keine Gefahr, um Augenzeuge der anrückenden

Rettung zu seyn. Man sah am Morgen den ganzen Berg sich von Truppen regen, man sah sie allmählich herabrücken, man sah das Feuer, welches die Türken in den Hohlwegen und hinter den Weingärten von Nußdorf und Sievering, und aus den Kanonen der Schanze hinter Weinhaus unterhielten. Bald aber zur unaussprechlichen Freude der Wiener rückte dieses Feuer näher, die Blitze zuckten in minderer Entfernung durch den Dampf, und lauter hörte man das Getöse der Schlacht. Jetzt brachen linker Hand von Dornbach die tapfern Pohlen heraus; jetzt drängten sie den Feind von allen Seiten; bis Nachmittag war ringsumher auf den Feldern vom Gebirge bis an die Vorstädte keine Schlacht mehr, nur dicht um die Mauern wüthete noch der Kampf. Jetzt gewahrte man den Ausfall, der aus dem Schottenthor in den Rücken der Feinde brach, und bald darauf die allgemeine Flucht.

Die Generalinn hatte es nicht vermocht, das alles mit anzusehn. Es war nicht die Furcht für ihre Erhaltung, welches sie von jenem Standpuncte der Beobachtung entfernte; es war das Bewußtseyn, daß jede Kugel, die da draußen prasselte, jeder Säbelhieb, der im Gemenge fiel,

den Gemahl, den Vater ihrer Kinder, entreiſſen konnte. Dieſe Möglichkeit verbitterte ihr den Anblick der Schlacht. Sie ſaß ernſt ſchweigend in der Mutter Zimmer, Katharine neben ihr, oder ſie knieeten beyde unter den Schaaren, die gleich ihnen den ganzen Tag vor den Altären der Heiligen in der Kirche bethend lagen, um den Segen und die Erhaltung der Ihrigen zu erflehen.

So war es endlich Abend, dunkel und ſtille geworden. Was geſchehen war, war nun unwiederbringlich geſchehen. Da ſchellte es draußen heftig. Die Frauen fuhren zuſammen, der Bediente meldete einen Offizier vom Stadtcommando, der die Generalinn zu ſprechen wünſchte. Wie Bley fiel eine ſchreckliche Ahnung auf ihre Glieder, ſie erhob ſich zitternd, und ging hinaus. Erſtaunt erblickte ſie den Adjutanten ſelbſt. Baron Scalvinoni! rief ſie: Was bringt ihr mir?

Nichts als Gutes, gnädige Frau! rief der Jüngling mit freudigem Blicke: Der Herr Graf lebt und befindet ſich wohl; das kann ich euch im Voraus ſagen. Ich habe die Ehre gehabt, ihn ſelbſt von Weitem an der Spitze ſeiner Leute bey der Roſſau herein kommen zu ſehn.

Gott sey Dank! rief die Generalinn: Gott segne Euch, Herr Hauptmann, für diese Bothschaft! Ich werde Euch diese Aufmerksamkeit nie vergessen.

Er hat mich gesegnet, antwortete Scalvinoni mit anmuthigen Lächeln: Ich war vor drey Stunden in augenscheinlicher Todesgefahr. Ein seltsames Zusammentreffen rettete mich im letzten Augenblicke, und ich kann nun die Freude genießen, selbst der Überbringer noch einer zweyten sehr willkommnen Nachricht zu seyn.

Eine zweyte Nachricht? fragte die Generalinn verwundert: Und was wäre das?

Mein Retter aus jener Gefahr, der Mann, der, seines eignen Lebens nicht achtend, das Meinige durch entschlossene Tapferkeit erhielt, ist diesem Hause nahe befreundet. Ich kann seiner Angehörigen die erfreuliche Versicherung bringen, daß er lebt, und daß ich hoffen darf, er werde mein Freund werden. Herr von Szalatinsky —

Szalatinsky? rief die Generalinn.

Ja, es ist Herr von Szalatinsky, dem ich das Leben danke, sagte der Adjutant, und erzählte hiermit der Generalinn den Hergang der Affaire des Nachmittags. Ihr wißt, die Rit-

ter alter Zeit, fuhr er lächelnd fort, legten ihren Besiegten die Pflicht auf, sich ihren Damen zu Füßen zu legen. Besiegt bin ich, Gottlob, nicht durch Herrn von Szalatinsky's Waffen; aber sein Edelmuth legte mir die Pflicht auf, seinen Verwandten die angenehme Nachricht seines Wohlbefindens, und der Verbindlichkeit, die ich ihm habe, zu bringen.

Erstaunt, aber freundlich lächelnd sah die Generalinn den Offizier an: Baron Scalvinoni! Ihr seyd ein achtungswerther Mann, und ich wiederhohle meinen frommen Wunsch, daß euch Gott segnen möge! Sie reichte ihm die Hand, die Scalvinoni ehrerbiethig küßte; dann sagte er: Ich habe euch, gnädige Gräfinn! schon in eurer Wohnung gesucht; denn ich hatte es nicht gewagt, mich der Frau von Volkersdorf, die ich nicht zu kennen die Ehre habe, und ihrer Tochter vorzustellen. Aber ich traf euch nicht, und man wies mich hierher.

Ist es euch gefällig herein zu treten? sagte Frau von Dünewald verbindlich: Ich werde euch meiner Mutter und meiner Freundinn vorstellen, und sie werden sich freuen —

Verzeiht, gnädige Frau! Ich bin weder in dem Anzug, noch in der Fassung, mich vor Da-

men zu zeigen. Entſchuldigt mich gütigſt! Bringt Frau von Volkersdorf und Fräulein Katharinen meine Bothſchaft! Vielleicht kommt eine Zeit, wo ich ihnen in einer paſſendern Stimmung unter die Augen treten kann. Er verneigte ſich bey dieſen Worten. Die Generalinn glaubte eine Spur von bitterm Gefühl in ſeinen Zügen zu leſen. Sie dachte viel zu fein, um ſeine Lage nicht vollſtändig zu begreifen, und nachdem ſie ihren Dank wiederhohlt hatte, ſchied er von ihr, und ſie begab ſich ins Zimmer zurück, wo ſie Katharinen und ihre Mutter ſogleich mit dem überraſchenden Inhalt ihres Beſuchs bekannt machte, und die Freude, die ſie belebte, auch in jene Herzen überſtrömte.

Nachdem die erſten Ausrufungen des Vergnügens über Szalatinsky's Erhaltung, und Scalvinonis zartſinniges Betragen vorüber waren, ſtahl ſich Katharine in ihr einſames Zimmer, und warf ſich dort vor dem Bild der heiligen Jungfrau nieder, der ſie ſo oft ihr Leiden geklagt, und der ſie in ihrem Herzen eine Wallfahrt nach Mariazell gelobt hatte, wenn ſie ihr den Freund erhalten, und die Noth der Stadt enden würde. Nun lag ſie in Thränen des Dankes, der Freude ergoſſen vor der Hochgebene-

deyten, und strömte ihr heißes Gebeth aus, und gelobte der Mutter der Schmerzen, daß sie, weil die Stadt und der Geliebte durch ihre Fürbitte erhalten worden, auch nun stille seyn, sich keinem Leide, das nur sie träfe, weigern, und alles, was die Schmerzenreiche über ihre Magd verhängen werde, geduldig auf sich nehmen wolle.

Gekräftigt, beruhigt durch dieß Gelübde stand sie auf, und überließ sich dem Ausbruch kindlicher Freude über all das Gute, das Gottes unverdiente Gnade auf sie gehäuft, und verglich fast beschämt ihr glückliches Loos mit dem so mancher gebeugten Mitbürgerinn oder Bekannten, die während der Belagerung und im gestrigen Gefecht theure Personen verloren, oder wenigstens für schwer Verletzte zu fürchten hatte. Am andern Morgen erwachte sie früh. Ihre eigene freudige Erwartung, und mehr noch das Geräusch auf der Straße, wo viele Menschen hin und wieder strömten, wie Jeden sein Wunsch auf eine der Basteyen oder an eines der Thore führte, scheuchte den Schlummer von ihren Augen. Sie kleidete sich schnell und eilte ans Fenster, um zu sehn, was vorging. Wie sie die Straße hinaufblickte, glaubte sie den Federbusch eines Uhlanen an eben der Stelle über

den Köpfen der Vorüberwandelnden nicken zu ſehn, wo vor zwey Monathen der ihres Sandors aus ihren Augen entſchwunden war. Ihr Herz ſchlug mächtig, der Federbuſch bewegte ſich näher.—Es war ein Uhlanenoffizier — es war Sandor! Sie ſtieß einen lauten Schrey der Freude aus. So früh hatte ſie ihn nicht vermuthet; denn ſie hatte gehört, daß dem Entſatzesheer erſt dann die Erlaubniß ertheilt werden würde, in die Stadt zu kommen, wenn Sobiesky mit Starhemberg ſeinen Einzug gehalten haben würde. Gern wäre ſie ihrem Freunde auf die Straße entgegengeeilt. Die Überlegung, daß ſie im Angeſicht der Menge ihn nicht nach ihrem Herzen bewillkommen durfte, hielt ſie zurück; doch winkte ſie ihm, hinter den Gardinen des Fenſters ſtehend, ſchüchtern zu. Und jetzt blickte auch er auf, er erkannte ſie, Purpurröthe überzog ſein freudeſtrahlendes Geſicht. So hübſch hatte er ihr nie geſchienen, wie heut! Er verdoppelte ſeine Schritte, jetzt war er im Hauſe. Niemand wachte noch als ſie; die Erſchöpfung des geſtrigen Tages hielt alle im Schlafe gefeſſelt. Katharine ſchlüpfte auf den Vorplatz, ſie öffnete ihm die Hausthüre, ſie lag in ſeinen Armen, und eine reine fromme Freude, ungeſtört von

jedem trüben Rückblick, beseligte das endlich vereinte Paar. Was hatten sie sich nicht zu sagen, zu fragen, zu erzählen! Katharine zog ihn endlich ins Wohnzimmer. Da setzten sie sich zusammen und ihre Seelen ergoßen sich in süßen Gesprächen. Sandor mußte ihr von dem gestrigen heißen Tage erzählen, sie sagte ihm dafür, was sie nun ausgestanden, seit sie gewußt, daß er verwundet gewesen.

Du hast es gewußt? rief er: Wie kam das?

Katharine erzählte ihm nun, daß ein Zufall ihr zuerst sein Duell, und der Vorwitz einer ihrer Bekannten späterhin seine Verwundung bekannt gemacht habe. Du siehst, sagte sie, indem sie, ihn zärtlich anlächelnd, ihre beyden Hände auf seine Schultern legte: Ich bin immer in genauer Kenntniß von allem geblieben, was dich betrifft. Ich wußte auch schon gestern, daß du einem Offizier der Besatzung das Leben gerettet—

Das wußtest du? und schon gestern? fragte Sandor etwas finster.

Ja, schon gestern, etwa um acht Uhr Abends, antwortete sie.

Und von wem?

„Von Scalvinoni selbst“

Er war bey dir? Er kömmt hier ins Haus?

Du ſiehſt ihn ofters? rief Sandor, und der Zorn der Eiferſucht ſprach ſich in jeder Miene, wie im Ton ſeiner Stimme aus.

Sey nicht böſe, lieber Sandor! antwortete Katharine mit herzlicher Freundlichkeit: Scalvinoni kommt nicht zu uns; ich habe, ſeit du fort biſt, nur zweymahl flüchtig am dritten Ort ein Paar Worte mit ihm gewechſelt.

Aber du ſagteſt ja, daß er geſtern —

Ganz recht! Er ließ die Dünewald hinausrufen, erwiederte ſie, und theilte ihm nun alles mit, was ihr die Generalinn geſagt hatte. Sandors Geſicht heiterte ſich allmählich auf. Das iſt brav von ihm, ſagte er zuletzt: Er mag eitel und eingebildet ſeyn; aber als einen braven Soldaten und als einen guten Menſchen habe ich ihn nun ſchon zweymahl gefunden.

Und glaubſt du denn, Sandor, begann Katharine wieder, daß die Oberſtinn oder meine Mutter einem Menſchen, den ich als deinen Feind betrachten mußte, einem Menſchen, der offenbar Luſt zu haben ſchien, ſich mir zu nähern, erlaubt haben würden, in unſer Haus zu kommen? Glaubſt du denn, daß er mir nicht eher verhaßt als angenehm war?

Du haſt Recht, ſagte Sandor, und doch ihr

die Hand: Ich hätte mir auch jenen Zweifel nicht erlauben sollen. Meine schöne, meine theure Katharine, meine geliebte Braut! Bey diesen Worten schlang er aufs Neue die Arme um sie, sie aber wand sich mit einem Seufzer aus seiner Umschlingung, und rief: O mein Gott! Woran mahnst du mich?

An das, was ich hoffe, was mein Lebensglück bestimmt, und auch das deine, ich weiß es.

Armer Sandor! antwortete Katharine: Laß uns den ersten schönen Augenblick des Wiedersehens nicht mit diesen Gedanken verbittern! Komm! Laß uns zur Mutter gehn! Sie wird schon auf seyn, und sich sehr freuen dich zu sehen.

Sie gingen Hand in Hand in das Zimmer der Frau von Volkersdorf, die den geliebten Neffen mit mütterlicher Freude empfing, sich von ihm alles erzählen ließ, was seit ihrer Trennung mit ihm vorgegangen, und nicht ermangelte, gute Lehren über das Sündliche des Zweykampfes einzuschalten. Katharine saß neben ihm, ihre Hand in der seinen, sie hörte ihn erzählen, aber sie dachte nur das Glück, ihn wieder zu haben, und gab auf seinen Bericht von der Schlacht, und der Flucht der Türken, welchen seine Tante sehr umständlich forderte, nicht genau Acht. O

wie glücklich wäre sie jetzt gewesen, wenn nicht der Gedanke an das Gelübde der Mutter ihren stillen Himmel getrübt hätte!

So lange Katharine über Sandors Leben in Ungewißheit schwebte, hatte sie jenen Punct gar nicht mehr berührt. Ihr Entschluß war gefaßt. Warum sollte sie die Mutter mit vergeblichen Erörterungen belästigen? War Sandor todt, so verließ sie gern die Welt, um in einem frommen menschenfreundlichen Wirken einen Zweck und Gehalt ihres Lebens zu finden. Aber seit Kolschützky ihr die Nachricht seines Wohlbefindens gebracht, seit sein Brief ihr von Neuem die ganze Gluth seiner treuen Neigung gezeigt, und mit dem Entsatz der Stadt der Augenblick der Entscheidung herbey kam, erhoben Zweifel und Angst sich wieder in ihrer Brust. Sie versuchte es auf Umwegen die Mutter auszuforschen, und fand sie stets dieselbe. Ja das unglückliche Loos ihrer ältern Tochter, das Katharine durch Kolschützky erfahren, und davon ihrer Mutter, so viel diese wissen mußte, mitgetheilt hatte, schien auf den ängstlichen Character dieser Frau den allerungünstigsten Eindruck gemacht zu haben. Sie sah nichts als die Strafe des Himmels für das gebrochene Gelübde darin. Ihr

Schwiegersohn ein Staatsverbrecher, im Kerker, des Verstandes beraubt, ihre Tochter zeitlich und vielleicht auch ewig elend! Wie konnte sich das Mißfallen Gottes an dem Raub der Himmelsbraut deutlicher ausdrücken? Tag und Nacht schwebte dem beängsteten Mutterherzen das Bild der geliebten, der unglückseligen Tochter vor. Ihre Verzagtheit ging so weit, daß sie anfing, sich zu kasteyen, daß sie mit Disciplin und Cilicium für die Tochter büssen wollte, um nur einen Theil der Strafen, die Gott auf diese gelegt, von ihr zu nehmen, und besonders um sie von dem Fluch ewiger Verdammniß, welcher sie nach ihrer Mutter Meinung sicher treffen mußte, durch solche Opfer zu befreyen. Bey dieser Stimmung durfte es Katharine kaum wagen, ihrer Hoffnungen zu erwähnen. Sie kannte die Mutter und sie zählte auf nichts, als auf das Zureden des frommen und weisen Bischofs Collonits, von dem allein sie einige Wirkung auf das bestürzte Gemüth der Mutter hoffte.

Jetzt, da Sandor da war, da das Längsterwartete zur Sprache kommen mußte, faßte die Furcht sie aufs Neue, und der Anblick des Geliebten füllte sie mit Freude und Schmerz zugleich, und fesselte dadurch jede ihrer Empfin-

dungen noch enger an ihn. Sie fand ihn in jeder Rückſicht ſo edel, ſo verſtändig, ſo liebevoll, daß das Glück, mit ihm zu leben, ihr im himmliſchen Lichte erſchien, und ſie, wie mit ihren Blicken, ſo auch mit ihren Wünſchen, mit ihrer ganzen Seele an ihm hing.

Noch ſaßen ſie alle drey in inniger Liebe und Freude vereinigt, als man eine Ordonnanz meldete, welche den Herrn Rittmeiſter ſuchte und ihm zu wiſſen that, daß gegen zehn Uhr der Einzug des Königs von Pohlen mit dem Commandirenden Statt haben, und dann das Tedeum bey den Auguſtinern gehalten werden würde. Sandor ſprang auf, er umarmte Mutter und Couſine, gürtete den Säbel um, und mußte lächeln, daß ihn der König ſo genau zu finden gewußt hatte, worüber Katharine hoch erröthete. Dann eilte er ſchnell fort, um ſich bey ſeinem Könige an dem Platz, der ihm gehörte, einzufinden. Katharine aber beredete die Mutter, mit ihr zu den Auguſtinern zu gehen, und dem Gottesdienſte beyzuwohnen. Dießmahl verſtand ſich die erfreute Matrone gern dazu, und ſie warteten nur die Generalinn ab, um mit ihr einen anſtändigen Platz zu bekommen.

Der Zug der Sieger ging beym Stuben-

thor herein, [28]) weil die übrigen noch alle verrammelt und für Pferde unzugänglich waren, bey der Stephanskirche vorüber, durch die Kärntnerstraße und über den neuen Markt nach der Kirche der Augustiner. Vor dem König wurden als Siegestrophäen die Türkischen Fahnen und Roßschweife getragen, und des Großveziers Leibroß geführt. An seiner Seite ritten Starhemberg, der Prinz von Pohlen, der Churfürst von Bayern, die übrigen Deutschen und Pohlnischen Generäle ohne Beobachtung des Ranges, dann unter vielen deutschen und pohlnischen Offizieren Scalvinoni und Szalatinsky, die sich freundschaftlich begrüßten und nahe zusammen hielten. Das Volk strömte auf allen Seiten herbey, man suchte sich dem Könige, dem Helden des Tages, zu nähern, sein Pferd, seinen Säbel, sein Kleid zu berühren, um einst den Enkeln sagen zu können, daß man den großen Helden, den Christenretter, Johann Sobiesky, gesehn. Alles schrie, alles jubelte; ein freudiger Taumel hatte sich der ganzen, gestern noch so hartbedrängten, Stadt bemächtigt. Vor der Kirche saß Alles von den Pferden ab, und wie der König in selbe trat, regten sich seit langer Zeit wieder die Glocken auf allen Thürmen der Stadt, und die

erſte Bewegung ihrer Freyheit war dem Herrn des Himmels geweiht. Katharine hörte den frommen, ſo lang entbehrten Schall mit innig er Bewegung. Sie ſah den König, den Commandirenden, die übrigen Großen, und endlich ihren Sandor an Scalvinoni's Seite durch die Menge, deren lauten Jubel nur die Heiligkeit des Orts in Schranken hielt, gegen die Loretto-Kapelle [23]) in der Mitte der Kirche zuſchreiten, wo alle die ruhmgekrönten Kämpfer des geſtrigen Tages ſich ehrerbiethig auf ihre Kniee niederließen, und als chriſtliche Helden dem Allmächtigen die Erkenntniß ihrer Abhängigkeit, und den innigſten Dank für ſeine gnädige Hülfe zollten.

Nachdem das heilige Meßopfer geendigt war, trat Sobiesky an den Altar, und ſtimmte ſelbſt das Tedeum an, das dann vom Chore herab mit Trompeten und Pauken beantwortet wurde, und in welches alle anweſenden Pohlen und Deutſche einſtimmten. Hierauf beſtieg der ehrwürdige Markus d'Aviano die Kanzel und predigte über den Text: Und es war ein Menſch von Gott geſandt, der hieß Johannes — und aller Augen wandten ſich

auf den Retter, den Helden des gestrigen und heutigen Tages. [30])

Während des Tedeums donnerten dreyhundert Kanonenschüsse rings um den Wall und beruhigten die Bewohner der fernen Gegenden, welche aus dem gestrigen plötzlichen Verstummen des Geschützes auf die Eroberung der Hauptstadt durch den Feind geschlossen, und das Unglücklichste für sich selbst vorgesehn hatten.

Der König verließ die Kirche, und in der Aufwallung seiner schönen Freude umarmte er Jeden, der sich ihm näherte, und auch Sandor bekam einen herzlichen Gruß; dann gings zur Tafel bey Starhemberg. Katharine eilte freudetrunken von allem dem, was sie gesehn und gehört, nach Hause, und als nach der Tafel Szalatinsky sich wieder bey ihr einfand, konnte durch die Jubel des heutigen Tages, und alles, was er ihr von dem edlen Sobiesky zu erzählen wußte, kein trüber Gedanke in ihrem Herzen aufkommen.

Während dieß in der Stadt vorging, war ein großer Theil der Bewohner hinaus ins verlassene Türkenlager geeilt, um seine zurückgebliebenen Schätze und Gräuel zu schauen, um sich von den ersten zuzueignen, was nur jedes

zu ergreifen und zu ſchleppen vermochte. Rings zerſtreuten ſich die begierigen Haufen, und mancher fand in dem, was ihm von der Beute zu Theil geworden, reichen Erſatz für den erlittenen Verluſt an Haus oder Habe, und Entſchädigung für die ausgeſtandene Angſt.

Mitten unter dieſen nach Gewinn und Gütern lüſternen Haufen erſchien jetzt der fromme Biſchof Collonits, von einigen ſeiner Geiſtlichen und von angeſehenen wohlthätigen Gliedern der Bürgerſchaft begleitet. Ihm hatten Kolſchützky's Angaben einen ganz andern Schatz in dem Lager der Türken bekannt gemacht. Er ſuchte, und fand, und ſammelte um ſich gegen fünfhundert verwaiſete, verlaßne Chriſtenkinder, die zwiſchen den Zelten ihrer grauſamen Sieger herumliefen. Er ließ ſie zu ſich führen, nahm ſich ihrer aller an, und führte die ganze Schaar, die ſich um den liebevollen Vater der Armen drängte, als ſeine einzige aber koſtbarſte Beute in die Stadt zurück. Dort ſorgte er für ihre Verpflegung und Erziehung, und erntete im Bewußtſeyn, ſo viele Seelen erhalten, zum Heil, zur Rechtlichkeit und bürgerlichen Exiſtenz geführt zu haben, den ſchönſten Lohn ſeiner That.

Abends bezog Sobiesky sein Lager bey Eberstorf; denn um die Stadt herum war die Luft durch so viele modernde Leichen von Menschen und Thieren verpestet. Am vierzehnten September langte Leopold der I. auf dem Wasser zu Nußdorf an. Der König, die Churfürsten, der Herzog von Lothringen, Starhemberg u. s. w. ritten ihm entgegen, er zog in die Stadt ein, wo der Bischof Collonits das Hochamt und Tedeum in der Stephanskirche hielt, besprach sich mit seinen Feldfürsten, und verließ dann ebenfalls Wien wieder, um es, wenn alles im gehörigen Stand seyn würde, wieder zu sehen. Sobiesky brach mit seinem Heere auf, den Türken nach Ungarn zu folgen [31]). Sandor begleitete ihn bis Gran; aber der König verbath sich mit freundlichem Lächeln seine weitern Dienste, und versprach ihm bald die Freyheit zu geben, seinem Kaiser und seinem Herzen zu gehorchen. Auch Frau von Volkersdorf äußerte den Wunsch ihren gütigen Wirthinnen nicht länger überlästig zu seyn, und drang zugleich in sie, auf einige Zeit, bis die Stadt gereinigt und für die Gesundheit der Bewohner gesorgt seyn würde, ihren Aufenthalt auf Clamm zu nehmen. Das mußte Frau von

Preyſing als eine Reiſe, die ihre Kräfte und ihre Jahre nicht mehr geſtatteten, verbitten; aber ſie dankte der Freundinn herzlich, und beſchloß, in ihrem Hauſe auf der Wieden, das ſeiner Entlegenheit wegen ziemlich geſchont und von der Anſteckung der böſen Luft ferne war, mit ihrer Tochter einige Wochen zuzubringen.

Katharine war froh, ihre Mutter nach dem lieben väterlichen Schloß begleiten, und aus der trüben Nähe des Kloſters zu den Himmelpfortnerinnen zu kommen, das ſie nie ohne Angſt erblickte. Sehr ſchmerzlich war ihr indeſſen der Abſchied von Frau von Preyſing und ihrer Tochter; aber dieſe letzte verſprach, ſie nächſtens auf Clamm zu beſuchen, und ſo ging denn die Abreiſe unter viel freundlicheren Ausſichten vor ſich, als vor drey bis vier Monathen die Fahrt von Clamm nach Wien angetreten worden war, beſonders da Sandor ſich vorgenommen hatte, ſobald es ſeine Pflicht geſtattete, zu Katharinen zu eilen.

Auf Schloß Clamm angelangt, vergingen einige Tage mit den erſten Einrichtungen in der langentbehrten Heimath. Katharine hüthete ſich wohl, den gefürchteten Gegenſtand zu berühren; aber die Mutter ließ ſie nicht lange in Unge-

wißheit. Wie das Geräusch der ersten Tage vorüber war, begann sie in einer einsamen Stunde das Gespräch über die Einkleidung Katharinens, als über ein ganz nahes Ereigniß, und diese sah mit Schrecken, daß in jenem Gemüthe nichts vergessen, nichts geändert worden war. So schonend als möglich, aber auch so bestimmt, als es nur einer Tochter ziemen wollte, erklärte sie ihren entschiedenen Widerwillen gegen das Kloster, und ihren, so wie Sandors Wunsch, nach dem Willen ihres Vaters vereinigt zu werden. Sie stellte der Mutter vor, daß sie sie auf ihr ganzes Leben unglücklich machen würde, sie weinte, sie bath; die Mutter weinte mit ihr — aber sie bestand fest auf ihrem Gedanken, mit dieser Tochter statt der andern das unerläßliche Opfer zu erfüllen.

Es gab nun viele und sehr schmerzliche Auftritte zwischen Mutter und Tochter. Diese wußte sich bald keinen Rath mehr, und schrieb in ihrer Angst an den Bischof, der ebenfalls in seinen Sprengel zurückgekehrt war. Collonits antwortete ihr sogleich — es war die Sprache eines liebevollen Vaters, und eines erleuchteten Dieners Gottes, welche in diesem Briefe herrschte — und versprach, nach Beendigung seiner drin-

gendsten Geschäfte zu ihr zu kommen. Er tröstete, er beruhigte sie, und zweifelte nicht, durch sein Zureden ihre Mutter zur Änderung ihres Entschlusses zu vermögen. Katharine faßte neuen Muth, und eben in dieser Zeit der erhöhten Zuversicht traf auch Sandor in Clamm ein, um, wie er hoffte, sich nie wieder von der Geliebten zu trennen.

Die Tante empfing ihn mit mütterlicher Freude; aber in den ersten Stunden ungestörten Beysammenseyns entdeckte ihm Katharine den Stand der Dinge. Szalatinsky schien es unmöglich, daß die Tante mit solcher Halsstarrigkeit einen Plan verfolgen sollte, der nur in der übergroßen Ängstlichkeit seinen Grund hatte, und dem sonst Vernunft, Mutterliebe und die Meinung der ganzen Welt widersprachen. Er nahm sich vor, mit der Tante zu reden. Er wollte sanft und schonend seyn, wie ihn Katharine gebethen; aber die Furcht, das geliebte Mädchen zu verlieren, und seine eigne Ansicht vom Klosterleben mischten sich unwillkührlich in die Gründe, welche er der Tante vortrug, und statt sie seinen Wünschen geneigter zu machen, verschüchterte er sie, und bewirkte nichts für seinen Zweck. Mächtiger aber als jene Vorstel-

lungen, die sie weder fassen noch billigen konnte, sprachen des Jünglings trüber Blick, und die rührenden Bitten, mit denen er in sie drang, nicht sein ganzes Glück zu zerstören. Frau von Volkersdorf wurde ängstlich, bewegt, sie weinte um Sandor, wie sie mit Katharinen geweint hatte; aber das Klosterproject blieb, wie es war.

Da kam ein Brief aus der Neustadt, und erstaunt erblickte Frau von Volkersdorf das bischöfliche Siegel, und das des gräflichen Hauses von Collonits vereinigt auf demselben. Er war von dem Bischofe, der unter dem schmeichelhaften Vorwande, die liebe Pflegerinn seiner Kranken, Fräulein von Volkersdorf, zu sehen, um die Erlaubniß ansuchte, auf seiner Visitations-Reise, die er nach den Drangsalen des Krieges in seinem Sprengel nothwendig hielt, auf Clamm einsprechen zu dürfen. Frau von Volkersdorf war ganz entzückt über diese Ehre; die jungen Leute sahen sich verstohlen lächelnd an, und ein neuer Hoffnungsstrahl ging in ihren Seelen auf.

Am dritten Tage erschien der Bischof. Zu Pferde, nur von einem seiner Geistlichen und einem Bedienten begleitet, in apostolischer Einfalt zog der würdige Seelenhirt durch das Thal,

und die kindliche Achtung, die fromme Zuversicht, mit der alles in den Dörfern und einzelnen Hütten dem geistlichen Vater entgegenlief, und dankbar den Segen, den er ihnen ertheilte, empfing, zeugten von dem Geiste, den er in seinen Untergebenen zu wecken und zu unterhalten wußte. Was nur das Schloß und die Umgegend von Bequemlichkeiten und Genüßen vermochte, hatte die gute Matrone herbeygeschafft, und sie und ihre Tochter bemüheten sich um die Wette, dem verehrten Mann den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm als möglich zu machen.

Mit eben so viel Würde als Klugheit wußte er bey einer schicklichen Veranlassung, als er sich mit der Frau von Volkersdorf allein befand, das Gespräch auf Katharinens Verbindung mit dem jungen Manne zu bringen, den er hier im Schlosse traf, und von dem das Gerücht ihm gesagt hatte, daß er von dem verstorbenen Herrn von Volkersdorf seiner Tochter zum Gemahl bestimmt worden sey.

Das war so, hochwürdigster Herr Bischof! erwiederte die Matrone mit niedergeschlagenem Tone—und ich freute mich dieser Verbindung, und daß der Sohn meiner Schwester, der treff-

liche junge Mensch, auch mein Sohn werden sollte. Der Himmel hat es aber anders beschlossen, setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

Wie so? fragte der Bischof. Und Frau von Volkersdorf erzählte nun mit der Schonung, die sie gern für die geliebte Tochter Ludmilla hatte, deren erste Bestimmung fürs Kloster, den veränderten Entschluß, indem sie ohne Zustimmung ihrer Familie dem Grafen Zriny ihre Hand gereicht, und wie sie, die Mutter, es dann für ihre Pflicht gehalten habe, die jüngere Tochter an die Stelle der ältern treten zu lassen.

Der Bischof ließ sie vollenden, und fragte sie dann, ob Katharine Lust zum Kloster, oder einen Beruf in sich spüre?

Das mußte Frau von Volkersdorf verneinen; und nun begann der fromme Geistliche, ihr liebreich und weise alle Gründe darzulegen, die Vernunft und wahrhafte Gottesfurcht gegen einen solchen erzwungnen Schritt einwenden können. Er suchte ihre Mutterliebe gegen ihre zuweit getriebene Frömmigkeit zu erregen. Er that, was er konnte—aber er gelangte nicht an sein Ziel. Frau von Volkersdorf wußte allen seinen Gründen nichts anders entgegenzu-

ſetzen, als ihre Furcht vor ewiger Verdammniß, und die ſchon beginnende Strafe Gottes, welche ſich in dem unſeligen Schickſal ihrer älteſten Tochter offenbare.

Vergebens erklärte ihr der Biſchof, daß Ludmillens Ungehorſam, und ihr Ergeben an eine heftige Leidenſchaft ſchon allein hinreichten, den Unwillen des Himmels, und die natürlichen Folgen eines ungeregelten Betragens nach ſich zu ziehen. Frau von Volkersdorf konnte das nicht faſſen, und nach langen Erörterungen, nach mehreren erſchütternden Auftritten war die verzagte Frau endlich dahin gekommen, über alles, was ſie thun und glauben ſollte, ungewiß zu werden—nur darüber nicht, daß ſie und alle ihre Kinder ewig verdammt ſeyn würden, wenn das dem Himmel gemachte Gelübde nicht gehalten würde. Hiervon brachte kein Zureden, kein Ermahnen des Biſchofs ſie ab; es diente nur dazu, ihre Angſt zu einer Art von Verzweiflung zu ſteigern, die ſie in einen mitleidsvollen Zuſtand verſetzte.

Der Biſchof von Neuſtadt, nachdem er drey Tage in dieſem vergeblichen Beſtreben auf Schloß Clamm zugebracht hatte, verließ es endlich wieder, tiefbekümmert um Katharinens und San-

dors Schicksal, dem er bey dieser Stimmung der Mutter keinen guten Ausgang prophezeihen konnte. Die Gemüthsbewegungen, welche seit mehr als einem Jahr durch Ludmillens Entweichung, durch die Schrecken der Belagerung und jetzt noch zuletzt durch Kummer und Gewissensangst die Matrone erschüttert hatten, zeigten nach des Bischofs Abreise ihre schädliche Einwirkung auf die Gesundheit derselben. Sie mußte sich legen, sie fühlte sich bald bedenklich krank. Sandor und Katharine wichen nicht von ihrem Lager. Der Arzt, den Sandor selbst aus Neustadt gehohlt hatte, fand die Krankheit für den Augenblick nicht eben lebensgefährlich, aber er erklärte, daß Ruhe und Erhohlung die unumgänglichsten Erfordernisse wären, um diesen ganz geschwächten Körper herzustellen, damit nicht aus dem augenblicklichen Übel ein schleichendes werde. Katharine hörte diesen Ausspruch, und in ihm ihr Todesurtheil. Sie warf einen Blick, wie einer Sterbenden, auf Sandor, und verließ das Zimmer.

Von diesem Augenblick an arbeitete ein Entschluß in ihrem Innern, der ihr um so schmerzlichere Kämpfe kostete, als sie fest entschlossen war, bis sie nicht in sich selbst klar und gefaßt

seyn würde, weder vor der Mutter noch vor dem Geliebten etwas davon kund werden zu lassen. In dieser Absicht vermied sie, so viel sie konnte, mit Sandor allein zu seyn. Sie entzog sich seinen Gesprächen, den Beweisen seiner Zärtlichkeit, und litt doppelt, wenn sie sah, daß der treue Freund, dem es Bedürfniß war, ihr jeden seiner Gedanken und jedes Gefühl mitzutheilen, diese Entfernung mit immer steigendem Unmuth trug. Nur die Einsamkeit ihres Zimmers vor dem Bilde der Mutter Gottes, oder das Oratorium der Schloßkapelle waren Zeugen ihres Kampfes. Dorthin floh sie, wenn sie Sandor am Bette der Mutter ihr düster gegenüber sitzen und zuweilen einen Blick voll Schmerz und Vorwurf auf sie richten sah, wenn sie seine Liebe und Aufmerksamkeit für sie und seine kindliche Anhänglichkeit an ihre Mutter erkannte, und ihm nicht helfen konnte. Durfte sie die Qual ihrer Mutter ungerührt sehen? Konnte sie den Gedanken ertragen, daß diese Angst vielleicht das Leben derselben gefährden und ihr einst die Ruhe im Sterben rauben könnte?

Nein! Das Opfer mußte gebracht, das Herz der Mutter, der sie Leben, Pflege, Erziehung

dankte, beruhigt werden! Was dann aus ihr selbst werden sollte, würde Gott wissen und lenken! Ihr blieb kein anderer Ausweg. Es war auch nicht der eigne Schmerz, der sie so tief beugte; es war der Kummer des Geliebten, seine zerstörten Hoffnungen. Nach und nach arbeiteten sich diese Gedanken aus ihrer Brust empor. Sie bethete, sie fühlte die Erhörung in stiller Ruhe sich in ihr zerrissenes Gemüth senken, und die wunden Stellen desselben mit überirdischen Trost lindernd berühren. Eines Abends, als die Mutter sich etwas leidlicher fühlte, und die Anwesenheit einer alten Bekannten auf Schloß Clamm für ein Paar Tage ihr die Freyheit gewährte, sich auf eine längere Zeit aus dem Krankenzimmer entfernen zu dürfen, faßte sie ihr Herz mit Kraft zusammen, suchte Sandor auf, der auf dem Walle der Burg in trüben Gedanken auf und ab wandelte, und schlug ihm einen Gang im Garten vor, um, wie sie sagte, Luft zu schöpfen, was ihr schon seit fünf bis sechs Tagen nicht möglich gewesen sey. Freudig nahm Sandor dieß Anerbiethen an, und sie gingen.

Der Garten war klein, wie es eben der Raum auf dem Felsenrücken, auf dem das

Schloß lag, gestattete. Der Großvater Katharinens, der in Niederland und Holland gewesen war, und dort Liebe zur Gärtnerey gelernt hatte, hatte mit beträchtlichen Kosten den Grund hier ebnen, dort die Ungleichheiten ausfüllen, die sonnigen Plätze an den Felsenwänden klüglich benützen, und so einen kleinen aber sehr niedlich und wohlgepflanzten Garten anlegen lassen, an welchem er viele Freude fand, und der auch noch unter Katharinens Vater, und fortan, zwar nicht mehr mit demselben Kostenaufwand, aber doch anständig unterhalten wurde. Hierher führte Katharine den Freund. Es war gegen Abend; die Sonne des heitern Herbsttages war bereits hinter den Gebirgen hinabgesunken. Nur einige blaßröthliche Wolken segelten noch vor einem leichten Abendwind durch den dämmernden Himmel. Auf der andern Seite erhob sich die Mondessichel über den östlichen Tannenwald, mischte ihren wachsenden Schimmer mit dem letzten Schein des sinkenden Tages, und breitete ein magisches Licht über die Gegend. Feyerliche Stille schien über derselben zu schweben, recht geeignet zu der feyerlichen Erklärung, die Katharine sich vorgesetzt hatte, ihrem Freunde in dieser Stun-

de zu geben. Sie wandelten durch den stillen Garten; von fern rauschte im Thale der Bach, und zu ihren Füßen das welkende Laub, das der Herbst auf den Boden gestreut hatte, und das ihnen durch die halbentblätterten Äste einen freyen Blick in den klaren Himmel vergönnte. Rings um sie flüsterte der Abendwind im leichtfallenden Laub, und wiegte die Häupter der Astern, die im bunten Farbenspiel auf den wohlgepflegten Beeten prangten. Alles mahnte an den Abschied der herrlichen Freuden, an die nahe Grabesstille des Winters. Sandors Stimmung war in vollem Einklang mit der Natur, er hatte Katharinens Hand gefaßt, schaute um sich her, und sagte: Wie alles schon so herbstlich aussieht, so still und so traurig! Katharine! — Was wird noch aus uns werden? Er war stehn geblieben, sah ihr mit ernstem Blicke ins Auge und seufzte aus tiefer Brust.

Katharine schauderte innerlich. Der Moment der Erklärung war gekommen. Sandor selbst hatte sie mit dieser Frage eingeleitet, sie hatte es gewünscht, und jetzt zitterte sie davor.

Ach, das weiß Gott im Himmel! antwortete sie: Ich habe den Muth nicht mehr, glück-

lich werden zu wollen, wenn es nur auf Koſten der Gemüthsruhe meiner Mutter iſt —

Was ſagſt du? rief Sandor, und ließ ihre Hand fahren, indem er erblaſſend zurücktrat.

Höre mich, Sandor, aber ſieh mich nicht ſo ſtarr, ſo wild an! Ach glaubſt du denn nicht, daß es mich genug gekoſtet hat! Aber ich fürchte, es iſt meine Schuldigkeit. Ich kann — ich darf nicht die Deinige werden. Sie ſagte das letzte kaum hörbar, und ſchluckte die bittern Tropfen hinunter, die aus ihren abgewandten Augen über die blaſſen Wangen und Lippen rannen.

Katharine! rief Sandor: Du biſt es, die das ſagt! Kannſt du mich denn laſſen?

Katharine lehnte ſich an ſeine Bruſt, und weinte unaufhaltſam.

Nein! rief er: Nein! Du liebſt mich nicht.

Sie erhob die Augen, und ſah ihn durch Thränen an, ohne etwas ſagen zu können.

Oder nicht, wie ich dich liebe, ſagte er: Ich kann nicht leben ohne dich, und es iſt mir ganz undenkbar, wie ſich ohne dich meine Zukunft geſtalten ſoll.

Und glaubſt du denn, daß es für mich noch eine Zukunft geben kann, wenn ich erſt einmahl

das entsetzliche Gelübde werde ausgesprochen haben? fragte sie.

Du wolltest also? rief er mit bebenden Lippen, tödtlich erschrocken: Du wolltest wirklich—

Thun, was ich nicht lassen kann, erwiederte sie—der Mutter Ruhe im Leben, Trost im Tode, und ihre Gesundheit wieder geben. Ich bin ja ihr Kind — es ist ja meine Pflicht —

Und ich? fragte Sandor dumpf.

Lieber Sandor! sagte Katharine, indem sie den Arm um seinen Nacken schlang und ihm zuversichtlicher in die Augen blickte: Du bist Mann, Soldat, Gutsherr. Dich ehren deine Landsleute, dir ist der große Pohlenkönig gut. Dir kann es nicht an einem nützlichen und ehrenvollen Wirkungskreis für deine Kräfte fehlen. Die Welt hat ihre Ansprüche an dich, diese biethen dir Beschäftigung, Zerstreuung.

Sandor schüttelte den Kopf. Sprich mir nicht also! sagte er: Mit zerrissenem Gemüth, mit gelähmter Kraft führt man nichts aus. Du brichst mein innerstes Leben, wenn du dich mir entziehst. Aber du kannst noch an Leben und Wirken denken, wenn du von mir geschieden bist. Du liebst mich nicht!

Katharine schwieg. Sie wollte lieber seinen

Vorwurf tragen, als ihn die Schmerzen sehen lassen, welche ihre Brust zerfleischten. — Ob ich dich liebe, und wie sehr, begann sie nach einer Weile, das ist Gott bekannt. Ich kann es nicht sagen. Ich muß es dulden, wenn du mich kalt, wenn du mich untreu glaubst. Nur das weiß ich, daß ich die Mutter nicht mehr kann leiden sehn, nachdem ich weiß, es steht in meiner Macht, ihr zu helfen.

Und gegen mich hast du keine Verpflichtung? rief Szalatinsky: Ob ich zu Grunde gehe —

Das wirst du nicht, Sandor! Ich kenne dich. Du bist stark, du bist fromm, und du hast einen heiligen Begriff von dem, was der Mensch sich selbst und seinen Nebenmenschen schuldig ist. Sandor! Wir müssen unsere Pflicht erfüllen; glücklich aber? — ja, glücklich müssen wir nicht seyn. Sie schwieg wieder, und sah zu Boden. Szalatinsky stand stumm neben ihr. —

Und was soll denn also werden? Du willst ins Kloster gehen? fragte er dumpf.

„Nicht so eigentlich. Ich will mit der Mutter unterhandeln. Ich will — ich werde" — Sie hielt inne, sie zitterte, ihre Zähne schlugen aneinander, indem sie das entsetzliche Wort aus-

das entsetzliche Gelübde werde ausgesprochen haben? fragte sie.

Du wolltest also? rief er mit bebenden Lippen, tödtlich erschrocken: Du wolltest wirklich—

Thun, was ich nicht lassen kann, erwiederte sie—der Mutter Ruhe im Leben, Trost im Tode, und ihre Gesundheit wieder geben. Ich bin ja ihr Kind — es ist ja meine Pflicht —

Und ich? fragte Sandor dumpf.

Lieber Sandor! sagte Katharine, indem sie den Arm um seinen Nacken schlang und ihm zuversichtlicher in die Augen blickte: Du bist Mann, Soldat, Gutsherr. Dich ehren deine Landsleute, dir ist der große Pohlenkönig gut. Dir kann es nicht an einem nützlichen und ehrenvollen Wirkungskreis für deine Kräfte fehlen. Die Welt hat ihre Ansprüche an dich, diese biethen dir Beschäftigung, Zerstreuung.

Sandor schüttelte den Kopf. Sprich mir nicht also! sagte er: Mit zerrissenem Gemüth, mit gelähmter Kraft führt man nichts aus. Du brichst mein innerstes Leben, wenn du dich mir entziehst. Aber du kannst noch an Leben und Wirken denken, wenn du von mir geschieden bist. Du liebst mich nicht!

Katharine schwieg. Sie wollte lieber seinen

Vorwurf tragen, als ihn die Schmerzen ſehen laſſen, welche ihre Bruſt zerfleiſchten. — Ob ich dich liebe, und wie ſehr, begann ſie nach einer Weile, das iſt Gott bekannt. Ich kann es nicht ſagen. Ich muß es dulden, wenn du mich kalt, wenn du mich untreu glaubſt. Nur das weiß ich, daß ich die Mutter nicht mehr kann leiden ſehn, nachdem ich weiß, es ſteht in meiner Macht, ihr zu helfen.

Und gegen mich haſt du keine Verpflichtung? rief Szalatinsky: Ob ich zu Grunde gehe —

Das wirſt du nicht, Sandor! Ich kenne dich. Du biſt ſtark, du biſt fromm, und du haſt einen heiligen Begriff von dem, was der Menſch ſich ſelbſt und ſeinen Nebenmenſchen ſchuldig iſt. Sandor! Wir müſſen unſere Pflicht erfüllen; glücklich aber? — ja, glücklich müſſen wir nicht ſeyn. Sie ſchwieg wieder, und ſah zu Boden. Szalatinsky ſtand ſtumm neben ihr. —

Und was ſoll denn alſo werden? Du willſt ins Kloſter gehen? fragte er dumpf.

„Nicht ſo eigentlich. Ich will mit der Mutter unterhandeln. Ich will — ich werde“ — Sie hielt inne, ſie zitterte, ihre Zähne ſchlugen aneinander, indem ſie das entſetzliche Wort aus-

sprechen wollte. Ach Gott! rief sie: Ich kann nicht! Sie warf sich an Sandors Brust und weinte.

Sandor drückte sie heftig an sich. Was kannst du nicht, mein süßes Kind? sagte er nach einer Pause.

Ich muß doch können! rief sie, und richtete sich matt aus seinen Armen auf: Ich muß doch können dir entsagen.

Katharine! rief Sandor wild —

„Unterbrich mich nicht! Das, was ich sagen muß, kostet mich so viel! — Ich will nicht heirathen, aber ich will auch keine Nonne werden, wie die Mutter es meint. Soeur grise will ich werden, die Kranken pflegen, die Unglücklichen trösten, mit den Betrübten weinen, meine Kräfte anstrengen, meine Gesundheit opfern, und vielleicht, vielleicht um so eher sterben.“ Sie sagte das, indem ihr Haupt müde an Sandors Brust sank, und sie zitternd und todtenblaß in seinen Armen liegen blieb.

O Gott! rief er: Ich glaube, du stirbst jetzt schon. Erhohle dich, Katharine! mein theures Mädchen!

Das wäre ein Glück! sagte sie, und schlug das weinende Aug sehnsüchtig zum Himmel:

Doch nein, das wäre zu schön! Das darf ich nicht hoffen!

Sandor hielt sie weinend umarmt. Jetzt in diesem Augenblick, wo er sich von ihr losreissen sollte, fühlte er den ganzen Werth dieses Herzens. Auch gab er so schnell nicht nach. Als sie sich ein wenig erhohlt hatte, führte er sie schonend ins Schloß zurück; aber den Gedanken, ihr zu entsagen, konnte er noch nicht fassen. Es bedurfte mehrere Tage, mehrere Unterredungen wie diese letzte, um endlich die Überzeugung in ihm klar werden zu lassen, daß Katharine nicht anders handeln könne, daß ihrer Mutter Leben oder wenigstens deren Gemüthsruhe auf dem Spiele stehe, und daß, wenn dieser Punct nicht befriedigend für Katharinens Bewußtseyn entschieden würde, sie selbst an seiner Seite niemahls glücklich werden könne. Als endlich auch ihm diese Ansicht bekannter, und einleuchtend wurde, da galt es noch in seiner Seele einen schweren Kampf, um für sein ganzes Leben von dem Glücke und dem Werth desselben zu scheiden, den sein treues Herz nur in dem Besitz des von Kindheit an geliebten Weibes fand. Auch war es ihm schlechterdings unmöglich, jeder Hoffnung so ganz und gar zu entsagen. Er

sann und sann, und endlich entwickelte sich der Gedanke in ihm, nach Rom zu gehn, und vom Papst selbst die Entbindung jenes unseligen Gelübdes für seine Tante nachzusuchen. Aber er verschwieg ihn Katharinen, um im Falle des Nichtgelingens keine vergebliche Hoffnung in ihrer Brust zu erwecken, die ihren Schmerz jetzt mit so viel Ergebung trug.

Als er dieß bey sich beschlossen, sprach er mit Katharinen zum letztenmahl noch über ihren Vorsatz. Er fand ihn unwiderruflich, und so widersetzte er sich ihrem Vorhaben nicht mehr, mit der Mutter zu sprechen. Katharine dankte ihm mit bebenden Lippen für seine Einwilligung.— Nun war das Opfer vollendet, und sie auf ewig von dem Gespielen der Kindheit geschieden. Noch einen Tag verschob sie die allzuschmerzliche Erklärung; so lange gehörte sie noch ihrem Sandor, und es that ihr so wohl, dieß noch denken zu können. Am Morgen verrichtete sie ihre Beicht bey dem Schloßkaplan, dem Nachfolger Pater Isidors, der ihm freylich weder an Geist noch an Strenge glich, empfing das Abendmahl—denn sie betrachtete sich als eine Sterbende — und ging sodann zur Mutter, ihr ihren Entschluß anzukünden.

Frau von Volkersdorf hatte heut einen leidlichen Tag; sie empfing Katharinen freundlich und bemerkte mit Bestürzung, wie übel diese aussah. Katharine aber, ohne auf dieß zu antworten, hieß die Kammerfrau hinausgehn, kniete am Bette der Mutter nieder, bath sie um Verzeihung, daß ihre Weigerung, den Willen derselben zu erfüllen, dieser schon so lange so viel Kummer gemacht, und erklärte sich nun bereit, dieß Opfer zu bringen, nur mit der einzigen Bedingung, daß sie keine förmliche Klosterfrau werde, sondern unter Angelobung der drey geistlichen Gelübde, Armuth, Keuschheit und Gehorsam für ihr ganzes Leben in den Orden der Soeurs grises treten dürfe. Frau von Volkersdorf wußte in ihrem freudigen Schrecken kaum, ob sie auch recht gehört habe. So sollte es denn geschehen, wornach ihre zagende Seele so lange gerungen und gestrebt hatte! Eines ihrer Kinder war dem Himmel geweiht, und der Fluch von ihrem Haupte genommen! Mit hoch emporgehobnen gefalteten Händen, mit zitternder Stimme dankte sie Gott für diese unverhoffte Gnade, und wendete sich dann zu dem gehorsamen Kinde, um segnend die Hand auf ihr Haupt zu legen. Erschrocken sah sie

diese ohnmächtig umsinken, sie schellte, sie rief; die Zofen eilten herbey, man brachte Katharinen auf einen Sitz. Sie erhohlte sich wieder; aber dieser Unfall zeigte jedem, nur der beglückten Mutter nicht, daß des Mädchens Herz gebrochen sey. Frau von Volkersdorf war so selig in der Erfüllung ihres Wunsches, so überzeugt, daß der Entschluß zum geistlichen Stande Gesundheit und Glück für Leib und Seele mit sich bringen müsse, daß sie in froher Täuschung Katharinens übles Aussehn, und alles, was befremdendes in ihr erschienen war, den Folgen des Krankenwartens und des steten Verweilens in eingeschlossener Luft zuschrieb. Sie selbst fühlte auf der Stelle, oder glaubte wenigstens eine auffallende Besserung ihres Zustandes zu fühlen; es war ihr ein Beweis von dem Segen des Himmels, der diesem verdienstlichem Opfer folgte, und nichts störte ihre herzliche Freude, als der Gedanke, daß es doch weit besser gewesen wäre, wenn Katharine bey dem ersten Vorsatz geblieben und Chorfrau bey den Canonissinnen zur Himmelpforte geworden wäre, da das Leben einer solchen **Soeur grise**, die außer dem Bezirke ihres Klosters sich aufhalten und mit weltlichen Leuten Umgang pflegen durfte, ihr

nicht so recht klostermäßig schien. Sie schwieg indessen davon, und gab in ihrem Herzen die Hoffnung nicht auf, da sie schon so vieles erhalten, Katharinen auch zu dieser, wie sie meinte, unbedeutenden Abänderung zu bewegen.

Katharine erbath sichs, nicht bey Tische erscheinen zu dürfen, wo sie mit Sandor und dem Geistlichen, seit ihre Mutter krank war, allein zu speisen pflegte. Heut, an diesem Tage, hätte sie es nicht ausgehalten. Gegen Abend trat Sandor in der Tante Zimmer, um Abschied zu nehmen. Er wollte noch heute fort nach Wien. Wohin dann? sagte er nicht, er ließ die Tante glauben, daß er auf seine Güter gehe. Sie verwunderte sich im ersten Augenblick; indessen hatte sie in der letzten Zeit doch einige tiefere Blicke in das Herz der jungen Leute gethan, und sie begriff, daß Sandor unter den jetzigen Umständen nicht wohl mehr in Katharinens Nähe bleiben konnte. Doch that ihr sein Verlust herzlich leid. Sie entließ ihn mit Segenswünschen und Thränen. Sein Abschied von Katharinen war tief erschütternd. Sie trennte sich mit der Vorstellung von ihm, daß sie auf ewig geschieden sey, daß sie ihn lange, vielleicht nie wieder sehen würde. Er dachte an das, was

er vorhatte, aber er sagte es ihr nicht; nur beschwor er sie bey allem, was ihr heilig war, mit dem unwiderruflichen Gelübde nicht zu eilen, und es durchaus nicht eher abzulegen, bis sie Nachrichten von ihm habe. Das gelobte sie ihm, und nun schieden sie unter Thränen und Klagen, und alles, was Katharine hoffte, war, den geliebten Freund noch einmahl zu sehn, ehe sie ihren neuen Beruf antrat. Szalatinsky sagte ihr auch, daß er zuerst nach Ferrona zum Oheim und dann über Wien nach Warschau gehen wollte; er gab ihr Adressen, wenn sie ihm vielleicht etwas zu melden haben sollte, und so riß er sich zuletzt aus ihren Armen, warf sich aufs Pferd und eilte nach Ferrona, um mit dem Oheim Rücksprache über den Schritt zu nehmen, den er zur Rettung seines Glückes zu versuchen entschlossen war.

Katharine versank in düstern Trübsinn, so wie Sandor das Schloß verlassen hatte. Wer sie früher gesehn, würde sie kaum mehr erkannt haben, eine solche Veränderung war mit ihrem Innern und Äußern vorgegangen, und in eben dem Maaße, in welchem Frau von Volkersdorf sich von ihrer Krankheit erhohlte, aufzustehn, ihren Geschäften obzuliegen anfing, und täglich

an Wohlseyn und Heiterkeit zunahm, in eben dem Maaße nahm Katharinens Gestalt ab. Sie schien nur noch der Schatten des blühenden Mädchens, das sie bey ihrer Ankunft auf Clamm gewesen war. Jedermann bemerkte das, nur Frau von Volkersdorf wollte es nicht sehen, oder schrieb, wenn man sie darauf aufmerksam machte, diese Veränderung den in Wien ausgestandenen Trübsalen und dem Abschied des Jugendgespielen zu. Sie zweifelte nicht, daß die Zeit wohlthätig wirken, und wenn nur erst noch einige Wochen vergangen seyn würden, Katharinens Frohsinn und ihre Blüthe wiederkehren müßten. Aber Tag an Tag verging, und diese Besserung trat nicht ein. Schon war alles Laub von den Bäumen gefallen, der Herbst fing an dem Winter Platz zu machen, Nebel umflorten den Anfang wie das Ende jedes kürzeren Tages, und verschleyerten oft den ganzen Lauf der Sonne. Diese düstere Ansicht der Natur stimmte zu Katharinens Seelenzustand, sie war wie der Herbst düster, finster, freuden- und blüthenlos.

Die Mutter bewies ihr sehr viel Güte und suchte auf allerley Weise ihr Vergnügen zu machen. Katharine erkannte das, sie war freundlich, sie erlaubte sich keine Laune, aber aus ih-

rem blaſſen Geſichte, aus den faſt immer verweinten Augen ſprach der unheilbare Gram, der in ihrem Innern herrſchte. Dazu kam noch, daß die Mutter, in ihrem Eifer jedes Gefühl ihres Kindes mißkennend, ſeit Sandor entfernt war, erſt verſteckt, dann ganz offen in ſie drang, ihren Vorſatz, Soeur grise zu werden, aufzugeben, und doch lieber als eine rechte Chorfrau in ein ganz geſchloſſenes Kloſter zu treten. Das könnte ihr ja einerley ſeyn, meinte ſie, und da Katharine, innerlich durch dieſes Zumuthen aufs tiefſte verwundet, doch mit ſtillem Ernſt auf ihrem Ausſpruch blieb, wußte die Mutter, die ihr Gelübde auf dieſe Art nicht vollſtändig erfüllt glaubte, ſich keinen andern Ausweg, als die Ankunft Pater Iſidors zu erwarten, die er ihr für den Anfang des Winters ſicher verheißen hatte, und dann bey dieſem Manne, der ſeinen Ausſprüchen bey ihr längſt die höchſte Gültigkeit zu verſchaffen gewußt hatte, Rath und Hülfe zu ſuchen.

Noch einige Tage vergingen ſo. Katharine ſaß am Fenſter ihres Zimmers und ſchaute in die herbſtliche Landſchaft hinaus, und dachte des Geliebten wie gewöhnlich, wenn ſie allein war. Da ſah ſie einen Mann zu Pferde langſam den

Schloßberg heraufreiten, einen Reitknecht in anständiger Livree hinter ihm, der den Mantelsack des Reisenden vor sich aufgeschnallt hatte. Mein Gott! rief sie und sprang erschrocken vom Stuhl auf. Es war Pater Isidor!

So war denn nun noch eine Qual zu ihren vorigen gefügt. Sie kannte den unerbittlichen strengen Mann, seine Macht über den Geist ihrer Mutter, und sie konnte im Voraus berechnen, welche Stürme ihr nun bevorstanden. Zitternd vor innerer Erschöpfung sank sie an dem kleinen Altärchen in ihrem Zimmer, wo unter einem geschnitzten Bild der Zellenmuttergottes ein schön gearbeitetes Crucifix, das ihr Sandor geschenkt, stand, und noch einige fromme Bilder hingen, auf den Bethschämel nieder, und schüttete ihr tiefbekümmertes Herz vor der Gottgebenedeyten aus. Ach, rief sie, du hörst dein verlassenes Kind, Mutter der Gnaden! Du weißt, wie es einem zerrissenen Herzen zu Muth ist, du, durch deren Brust sieben Schwerter gedrungen sind! O erbarme dich meiner, erbarme dich meines Sandors! — Sie blieb mit dem Gesicht auf den Händen in unaussprechlichem Schmerz liegen, indessen heiße Seufzer aus ihrem Innern zu Gott empor stiegen.

Auf einmahl ertönte hinter ihr die Stimme der Kammerfrau. Fräulein Katharine sollte schnell hinüber zur gnädigen Frau kommen. Was konnte sie erwarten? Sie wußte, wer da war, und was wahrscheinlicher Weise über sie beschlossen werde. Aber sie nahm sich vor, mit Gottes Hülfe fest und unbeugsam bey ihrem Entschlusse zu bleiben und es aufs Äußerste ankommen zu lassen. Die Kammerfrau folgte ihr, und sagte ihr im Hinübergehn, Pater Isidor müsse der gnädigen Frau ganz besondere, und traurige Nachrichten gebracht haben, indem sie ganz in Thränen zerflossen und einer Ohnmacht nahe gewesen sey, so daß der Geistliche ins Frauenzimmer nach Hülfe rufen, und man sie laben mußte.

Katharine antwortete nichts; der bittere Gedanke, wie wenig Segen Pater Isidors Erscheinung ihrem Hause von jeher gebracht habe, drängte sich ihr auf. Sie eilte schnell über die Gänge und trat in der Mutter Zimmer, die sie erschöpft, blaß fand, aber aus deren bewegten Zügen eine leuchtende Freude strahlte. Schon bey ihrem Eintritt rief sie Katharinen entgegen: Sie ist da! Ich habe sie wieder!

Wer? fragte Katharine erstaunt.

Deine Schweſter! mein Kind! mein geliebtes, verlornes, wiedergefundnes Kind!

Ludmilla? rief Katharine, ebenfalls hocherfreut: Ach, wo iſt ſie? Wo? Sie wollte aus dem Zimmer der Schweſter entgegen.

Gräfinn Zriny iſt noch in der Neuſtadt, erwiederte der Geiſtliche: Ich bin vorausgegangen, die gnädige Frau auf den Empfang derſelben vorzubereiten.

Mein armes Kind! rief Frau von Volkersdorf: Sie iſt Witwe, ihr Mann iſt todt!

Todt! wiederhohlte Katharine. — Sie mußte ſich ſetzen, ſo hatte die Erſchütterung auf ſie gewirkt.

Ihr ſcheint auch nicht wohl zu ſeyn, Fräulein Katharine? ſagte Pater Iſidor: Euer Ausſehen zeigt es.

Nicht doch, erwiederte die Mutter, ſie iſt nicht krank.

Ich bin nicht krank, ſagte Katharine: Nur erſchrocken. — Zriny iſt todt! — Und wie nimmt das meine arme Schweſter?

Wie ſie ſoll, erwiederte Pater Iſidor: Als Strafe und als Belohnung des Himmels.

Beydes zugleich? fragte Katharine mit bitterm Gefühl.

Ja, beydes zugleich — Strafe für ihren Ungehorsam an der Kirche und an der Mutter, Belohnung, weil des Grafen langes Leiden seine Auflösung erwünscht machte, antwortete Pater Isidor.

O armer Zriny! rief Katharine, und ihre Thränen flossen häufig: Er hat also so viel ausgestanden?

Er litt lange Zeit, es war eine zehrende Krankheit, antwortete der Geistliche, und eure Frau Schwester litt noch mehr durch seinen Anblick. Ihr wißt vielleicht nicht —

Ich weiß, sagte Katharine: Sein Verstand —

Ach Gott! rief die Mutter: Er war verrückt, wir wissen es.

Gott hat an diesem Manne die Hülflosigkeit der menschlichen Vernunft und die Folgen des Hochmuths in einem abschreckendem Beyspiel gezeigt, sagte Pater Isidor: Er erntete, was er gesäet im Unglauben, im Stolz und Empörung —

Er ist todt! erwiederte Katharine, indem sie die Hände wie bittend zu dem Geistlichen aufhob: Er hat gebüßt, der Unglückliche! Ach wie glücklich und wie beglückend hätte ein Mensch von seinen Gaben für sich und die Seinigen wer-

den können! Sie wandte ſich ab ans Fenſter, und mochte nicht mehr zuhören, wie ſtreng Pater Iſidor den Verblichenen richtete, wie er ihrer Mutter jede ſeiner Schwächen und Fehler aufzählte. Endlich ward es ihr zu viel. Sie wendete ſich um. Ihr habt ihn nicht gekannt, Mutter, rief ſie, vielleicht auch ihr nicht, Pater Iſidor, wenigſtens nicht in ſeiner Blüthe und Liebenswürdigkeit. Ich verlange Zriny nicht zu entſchuldigen, er hat an mir und meiner Schweſter gehandelt, wie nicht recht war; aber ich bitte euch, ſchont ſeines Andenkens! Laßt den Todten im Frieden ruhen!

Ihr ſeht, begann Pater Iſidor, welche Macht dieſer unſelige Menſch ſich über die Herzen derjenigen anzumaſſen wußte, die ſich ſeinem Zauberkreis genaht. So ergeht es auch Sr. kaiſerlichen Majeſtät. Könnt ihr wohl denken, daß man Thränen in des Kaiſers Augen wollte geſehen haben, als man ihm die Nachricht von dem Tod des Verräthers brachte? Eure Frau Tochter hat er ſehr gnädig aufgenommen, wie ſie ſich in Wien ihm zu Füßen warf. Er hat ihr den Genuß aller Güter ihres Gemahls, die der Fiskus eingezogen, lebenslänglich zugeſichert.

Gott ſey Lob und Dank! rief Frau von Vol-

kersdorf: Ach die Ungnade des Monarchen, die durch diese unglückliche Heirath auch mein Haus treffen mußte, hat immer schwer auf mir gelastet. Unsere Familie hat von jeher dem Hause Österreich so treu gedient.

Das hat der Kaiser auch erkannt, erwiederte der Geistliche: Er hat lange mit der Gräfinn Zriny gesprochen, und sich ihres Vaters und Bruders huldreich erinnert.

Hat er das? Ach, hochwürdiger Herr, ihr seyd wie ein Engel des Trostes zu mir gekommen. Ach ich sagte es ja immer, wenn nur Pater Isidor hier wäre, es würde alles gut werden. Aber nun erzählt mir auch von meinem armen Kind, was sie ausgestanden, und wie es ihr jetzt geht!

Ihr werdet sie sehr verändert finden, gnädige Frau! erwiederte der Geistliche: Aber laßt euch das nicht schrecken oder kümmern! Die äußere Gestalt ist verblühet, aber der innere Mensch ist lebendig in ihr geworden; sie hat die Schönheit ihres Leibes zum Theil eingebüßt, aber ihre Seele ist in Buß- und Reuethränen rein gewaschen von ihren Sünden, und glänzt nun wieder in ihrer ursprünglichen Herrlichkeit.

Gott sey Dank, Gott sey Dank! lispelte

die Mutter, indem sie die Hände faltete. Aber sie ist doch nicht krank? setzte sie schnell hinzu.

Durchaus nicht, antwortete der Geistliche: Gott hat sich stark im Schwachen bewiesen. Eure Frau Tochter genießt ihrer vollen Gesundheit, und alles, was sie an Geist und Körper während dieser Epoche gelitten, hat sie nicht überwältigen können. Sie hat vielmehr eine Kraft, und Besonnenheit entwickelt, die jeden in Erstaunen setzen konnte, und welche ein sichtbares Zeichen der göttlichen Gnade war, die sich der gefallenen Sünderinn erbarmt hatte, und sie nicht in dem Meere der Trübsalen untergehen ließ.

Und ich soll sie wieder sehn! rief die Erfreute: Meine geliebte wiedergeschenkte Tochter! Ach hochwürdiger Herr! Dieses Glück hätte ich mir auf dieser Welt kaum mehr vermuthet. Führt sie nur bald zu mir, mein Herz verlangt sehnlich nach ihr!

Es ist auch ihr Wunsch, gnädige Frau, sich euch zu Füßen zu werfen, und eure mütterliche Verzeihung, euren Segen zu erhalten. Wir sind in der Neustadt geblieben, nachdem sie von Kuffstein nach ihres Herrn Tode über Wien gereiset. Dort hat sie mich vorausgesandt, euch,

bedürfen, und wo vielleicht durch das Unglück der Gnade der Weg gebahnt werden könnte. Ein vornehmer Pohle, der durch Herrn von Szalatinsky's Verwendung ihr vorzüglicher Beschützer ward, stellte mich ihr als einen Bekannten ihrer Mutter vor —

Szalatinsky? rief die Matrone verwundert.

Ja, erwiederte der Geistliche: Er war es, der durch seine Correspondenz mit bedeutenden Personen in Paris ihr Schutz und Theilnahme verschaffte, deren sie so sehr bedurfte.

Gott lohne es dem guten Neffen! rief Frau von Volkersdorf: Aber fahrt fort, geistlicher Herr!

Ich sah sie also, sagte Pater Isidor, und erkannte bald in ihr ein Gemüth, das mit eben der Heftigkeit, mit welcher es die Welt und die Creatur ergriffen hatte, auch das Himmelreich an sich reissen könnte. Ich hörte von ihrem Verlangen, ihren Gemahl zu sehen, und both mich ihr zum Geleitsmann an. Sie ergriff diesen Vorschlag mit Erstaunen und Freude, und ich benutzte die Zeit der Reise, und jede Gelegenheit, auf dieses Herz zu wirken, das noch einem Strahl der Gnade zugänglich schien.

O ja, gewiß, rief Frau von Volkersdorf: Mein Kind konnte nicht so aus der Art schlagen.

Der Herr hat meine Bemühungen gesegnet, fuhr der Geistliche fort: Der Aufenthalt auf der Festung, wo die Unglückliche nichts vor Augen hatte, als das Elend ihres Gemahls, und in täglichen Demüthigungen erkennen mußte, daß sie ihm nichts mehr war, als eine treue Wärterinn, brach ihren Hochmuth und durch den Riß in ihrem Herzen zog die Zerknirschung und die Reue ein.

Ach, Gott sey Dank, der es also gefügt! sagte Frau von Volkersdorf.

Ich konnte den Anfang dieser Veränderung schon bey des Grafen Lebzeiten bemerken, fuhr Pater Isidor fort, und recht wohl erkennen, daß die sichtliche Vernachläßigung von Seite eines Menschen, dem sie Alles geopfert, ihr am wehsten that.

Wie war es denn bey seinem Tode? fragte die Matrone.

Ich selbst war nicht gegenwärtig; denn in dem Zustande des Grafen hielt es der Arzt nicht für räthlich, ihm unbekannte Personen vor Augen zu bringen. Aber ich hörte in Kufstein, daß der Graf wenige Stunden vor seinem To-

de den vollen Gebrauch seiner Vernunft wieder erhalten habe, daß er sein Vergehen, sein Unglück und das Verzweiflungsvolle seiner Lage wohl eingesehn.

Das war eine Gnade von Gott, rief die Matrone, die dem Sünder Zeit und Überlegung schenkte, sein Verbrechen zu bereuen —

So sah auch ich es an, gnädige Frau! antwortete der Geistliche: Eurer Frau Tochter wollte es damahls anders bedünken. Der Schmerz, ja die Verzweiflung des Unglücklichen, als ihm seine ganze Lage, sein Gemüthszustand, und was eure großmüthige Tochter für ihn gethan, klar wurde, zerriß ihr Herz. Damahls erlaubte sie sich Gedanken und Reden, die sie hoffentlich später bereut hat. Ich habe alle Ursache dieß zu glauben. Doch jetzt darf ich mich auch nicht länger hier aufhalten, setzte er hinzu, indem er aufstand: Ich weiß, die Gräfinn wartet unter Furcht und Hoffnung in Neustadt meiner Wiederkehr. Lebt wohl, gnädige Frau! Morgen mit dem Frühesten umarmt ihr eure Tochter.

Pater Isidor war fort, und ließ die Matrone in seliger Freude und süßen Erwartungen des geliebten Kindes zurück. Ach so war es doch noch geschehen! Gott hatte ihr dieses nimmer

gehoffte Glück bereitet, und sie sollte bald — am nächsten Morgen sich an dem Anblick der Tochter weiden, die trotz allem, was vorgefallen war, ihrem Herzen doch das Theuerste auf dieser Welt blieb.

Auch Katharine freute sich herzlich, die Schwester wieder zu sehn, deren Unglück und jetzige Stimmung jedes Andenken früheren Unrechts ausgelöscht hatte. Aber das konnte sie sich nicht verbergen, woran die glückliche Mutter nicht zu denken schien, daß jene Ludmilla, die vor zwey Jahren dieses Schloß verlassen, und die Witwe Zriny, die es jetzt wieder betreten sollte, zwey sehr verschiedene Personen seyn, und in ihrem Innern wie in ihrem Äußern eine wichtige Veränderung vorgegangen seyn würde.

Der trübe Octobermorgen brach viel zu spät für die erwartungsvollen Herzen auf Schloß Clamm an. Bey der Mutter hatte die Freude den Schlaf von den Wimpern fern gehalten. Katharine schlief ohnedieß wenig. Thränen waren fast jede Nacht die Gefährtinnen einiger einsamen Stunden, und ihr müdes Augenlied schloß sich entweder im Weinen, oder der Kummer weckte sie in den stillen Stunden, und scheuchte dann den Schlaf von ihren Augen. Diese

Nacht aber trat die Vergangenheit, und was geschehen hätte können, wenn Ludmilla ihrer ersten Bestimmung treu geblieben wäre, schmerzender als sonst vor Katharinens Seele.

Viel zeitlicher, als es auch mit den schnellsten Pferden möglich gewesen wäre, den mehr als zwey Posten langen Weg zurückzulegen, stand die Mutter schon am Fenster, das auf die Straße ging, um wo möglich die Erste zu seyn, welche die geliebte Tochter erblickte. Endlich gegen zehn Uhr hörte man das Rollen eines Wagens von fern. Er kam näher. Sie waren es. Katharine mußte die Mutter unterstützen, deren wankende Kniee ihr nicht erlaubten, der Ersehnten bis vors Schloßthor entgegen zu eilen, wie sie gewünscht hätte. Mit Mühe brachten Katharine und die Kammerfrau sie bis an die Treppe. Zitternd stand sie hier, bleich wie eine Sterbende, von jenen Beyden unterstützt. Jetzt hörte man Schritte auf der Treppe. Sie kamen näher. Eine schwarz verhüllte Frauen-Gestalt, von einem Manne unterstützt, wankte die Stufen hinauf. Sie schlug den Schleyer zurück, der sie vom Kopf bis zu den Füßen bedeckte. Ludmillens bleiche Züge, ver-

fallen, fast unkenntlich, zeigten sich ihren Anverwandten. Katharine schrie laut auf, Ludmilla stieß einen dumpfen Ton des Schmerzens aus. Mein Kind! rief Frau von Volkersdorf, streckte ihre Arme aus, und sank ohnmächtig zurück. Ludmilla eilte schneller auf sie zu, stürzte vor ihr nieder, umfaßte die Kniee der Bewußtlosen, und blieb ohne Regung liegen. Frau von Volkersdorf erhohlte sich sogleich wieder, sie beugte sich nieder zu ihrem unglücklichen Kinde, umarmte sie, und nannte sie mit den süßesten Nahmen. Endlich richtete sich Ludmilla auf, starrte Mutter und Schwester mit wildem Blicke an, und rief: Er ist todt! O was ich gelitten, faßt keines Menschen Geist!

Mein armes, armes Kind! Unglückliche Schwester! riefen Mutter und Tochter, und umschlangen die Traurende, und ließen sie die schmerzliche Beruhigung genießen, an verwandten und theilnehmenden Herzen weinen zu können. Langsam kehrten sie hierauf alle drey ins Zimmer der Frau von Volkersdorf zurück. Pater Isidor war feinfühlend genug, sich nicht in diesen Augenblicken zwischen die engverbundenen Seelen zu drängen, und so letzten sie sich lange an ihren gemeinschaftlichen Thränen, und

hatten so viel zu fragen, zu erzählen, daß es Mittag wurde, und die Schloß-Glocke zur Tafel rief, ohne daß sie das Fortrücken der Zeit gewahr worden waren.

Ludmilla war also wieder auf Schloß Clamm, in dasselbe Zimmer, in dieselben Umgebungen zurückgekommen, in welchen sie vor zwey Jahren gelebt. Oft war es in einzelnen Augenblicken, als sey alles, was während dieser Periode mit ihr vorgegangen, ein halb schöner, halb schwerer Traum gewesen, aus welchem ihr einzelne Bilder übrig geblieben waren. Aber die schmerzlichsten Gefühle riefen sie bald wieder in die Wirklichkeit zurück; und was sie gelitten, und was sie verloren, zerriß bey jeder Erinnerung ihr Innerstes aufs Neue. Und welches entsetzliche Bild both dieß Innere dar! Zerstörte Hoffnungen, gekränkte Liebe, eine zertrümmerte Existenz, und dazwischen Gewissensbisse und eine gänzliche Unsicherheit über das, was sie zu glauben und für wahr zu halten hatte! Vor der Mutter ließ sie freylich diese dunklen Tiefen ihres Gemüthes nicht sehen; aber an Katharinens Busen weinte sie ihre Angst aus, und sprach mit ihr lieber über ihren Seelenzustand als selbst mit Pater Isidor. Ja oft, wenn die-

ser sie mit seinen strengen Forderungen geängstet, und über alles, was sie glaubte, und liebte, ungewiß gemacht hatte, flüchtete sie zur Schwester, und fand in ihrem einfach frommen Sinn eine Beruhigung, die wohlthätig auf ihr Gemüth wirkte. Mit Katharinen durfte sie von Zrinj sprechen, von dem, was sie für ihn gefühlt, gelitten, von seiner Liebenswürdigkeit, seinen Planen, und von dem Schmerz, den sie erduldet, als sie zuerst in Paris gewahr worden, daß die Liebe den Forderungen des Ehrgeizes in seinem Herzen zu weichen anfing, wie sie gekämpft, um ihren wachsenden Gram vor den Augen der Welt und ihres Gemahls zu verbergen, was sie ausgestanden, als er sie bald darauf verlassen, und dann Katharinens Brief, den ihr Kolschüzky durch Couriers-Gelegenheit sandte, sie von der Verhaftung ihres Gemahls und seinen Geständnissen unterrichtete. Ach, rief sie, ich hatte alles vergessen, was ich durch ihn gelitten! Ich wollte nur zu ihm, nur ihn wieder sehen, und ihm zeigen, daß, wenn die ganze Welt ihn verließ, das Weib, das er verlassen, ihm allein getreu blieb. Ich Unglückselige schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß diese Erkenntniß ihn mit reuiger Dankbarkeit wieder

zu mir führen, die erstorbene Liebe in seiner Brust wecken, und mir Ersatz und Trost für Alles, was ich gelitten, und noch mit ihm zu leiden bereit war, ja selbst für den Tod werden sollte, den ich, wenn der erzürnte Monarch ihn über meinen Gemahl zu verhängen beliebt hätte, freudig mit ihm erlitten haben würde. Das hoffte ich — und was — O Gott! was habe ich gefunden!

Bey diesen und ähnlichen Äußerungen sprang dann wohl die Unglückliche auf, stieß schmerzliche Töne aus, zerraufte das Haar, zerschlug sich den Busen, und Katharine hatte alle ihre Sanftmuth und allen ihren Ernst nöthig, um die Schwester von verderblichem Wüthen gegen sich selbst abzuhalten. Was diese am tiefsten schmerzte, war die Erkenntniß, die aus allem, selbst aus den Reden und Handlungen des Wahnsinnigen hervorging, daß seine Liebe ganz erloschen war. Er hat mich nicht mehr geliebt! Das wiederhohlte sie oft und unter heftigen Klagen, und warf sich dann in der nächsten Minute diesen Ungestüm vor. Pater Isidors Ansichten, daß eben diese Vernachläßigung eine Strafe des Himmels für ihren Hochmuth und ihr gebrochenes Gelübde gewesen, erhoben sich dann in ih-

rem Gewissen und verdoppelten ihre Qualen. Ihr Zustand in solchen Augenblicken grenzte beynahe an Wahnsinn, und erregte Katharinens tiefstes Mitgefühl.

Diese that, was sie vermochte, die Schwester zu beruhigen. Es gelang ihr manchmahl, aber immer blieb der Grund dieses Gemüths verworren und in sich selbst uneins. Pater Isidor versäumte nicht, solche Augenblicke der gänzlichen Unsicherheit zu benützen, und allmählich einen Gedanken in der Unglücklichen zu erwecken, der, immer mehr beleuchtet, besprochen, sich in dem Chaos ihrer schmerzlichen Empfindungen wie ein strahlender Leitstern, oder vielmehr wie ein fester Pfeiler erhob, an welchem sich nach und nach ihre zerstreuten Vorstellungen sammeln, ihre schwankenden Gefühle halten, und so einige Klarheit und Ordnung in ihr Inneres kommen konnte. Dieß war der Gedanke der Büßung, der Genugthuung für das Geschehene, aus dessen Sündlichkeit nach Pater Isidors Ansichten all das nahmenlose Unglück, das Zriny und seine Gattinn getroffen, sich leicht und natürlich ableiten ließ.

Lange zwar sträubten Ludmillens Stolz und die unbedingte Verehrung, die sie für das An-

denken ihres Gemahls hatte, sich gegen diese Vorstellung, und es schien ihr unmöglich, zuzugeben, daß Zriny's Ansichten von seinen Pflichten und seiner Bestimmung, so wie seine Philosophie, vermöge deren er sich selbst und seine Frau über manche Bedenklichkeit des allgemeinen Dafürhaltens hinausgehoben hatte, etwas an sich Unrechtes sey. Allmählich wirkten indeß Pater Isidors Vorstellungen auf ihre Überzeugung, die ja ohnedieß nie die Frucht eigner Forschung, sondern das Werk überredender Leidenschaft gewesen war. Es bedurfte jetzt nur der Fortsetzung und folgerechten Beharrlichkeit, wozu das einsam stille Leben auf Clamm die erwünschteste Gelegenheit both, und endlich stand das beabsichtigte Werk vollendet da. Ludmilla war verwandelt. Aus der glänzenden Frau von Welt und feinem Ton war eine zerknirschte Sünderinn, aus dem leidenschaftlichen liebenden Weibe eine eben so brünstige Betherinn geworden, und die Befriedigung, welche sie einst in Zriny's Liebe, in der Bewunderung der glänzenden Gesellschaft, in der sie lebte, gefunden, suchte sie jetzt in einer gewissen Öffentlichkeit ihrer Bekehrung und ihrer Bußübungen.

Niemand war glücklicher durch diese auffal-

lende Veränderung, als Frau von Volkersdorf, welche nun endlich auch den edlern Theil ihres Kindes, ihre Seele, gerettet sah, nachdem ihr Gott vorher schon die Freude gemacht, ihre Person wieder zu besitzen. Sie fühlte das tief, und am tiefsten den Dank, den sie Pater Isidor schuldig war, dessen Einwirkungen ganz allein diese Bekehrung zugeschrieben werden mußte. Katharine konnte das nicht eben so betrachten. Sie hatte immer Mühe gehabt, ihre Schwester zu verstehen. Weder ihre ehmahlige leidenschaftliche Hingerissenheit, noch dieses gänzliche Verdammen alles vorher Gepriesenen und als Recht erkannten wollte ihrem stillen Sinn zusagen. Doch freute es sie innig, auf diesem Wege wieder Ruhe und Einheit in das Herz ihrer Schwester zurückkehren zu sehen. Dafür segnete sie den Pater Isidor, und verzieh ihm manches, was er früher nicht nach ihrem Sinn gethan.

Einige Wochen waren also vergangen. Ludmilla, nur mit sich, zuerst durch ihren Schmerz, dann durch ihre Sinnesänderung beschäftigt, hatte sich nicht eben viel um die Herzensgeschäfte ihrer Schwester bekümmert, und Katharine war zu stolz oder zu scheu, um freywillig von

Dingen zu reden, die ihr so theuer waren, und wo jeder bemerkte Mangel an Theilnahme ihr unaussprechlich weh gethan haben würde. So kam es, daß erst nach einiger Zeit auch von ihren früheren Schicksalen und dem jetzigen Stand ihrer Angelegenheiten die Rede war. Katharine erzählte Ludmillen, was in Wien vorgegangen, auf welche Weise sie zuerst auf den Gedanken gekommen, Soeur grise zu werden, und ihren endlichen Entschluß, Sandor zu entsagen, um die Seelenruhe der Mutter zu erkaufen.

Nicht ohne ein Gefühl innerer Beschämung entnahm Ludmilla aus den Fragmenten von Katharinens Geschichte, die diese theilweise und gelegentlich gab, endlich so viel, daß eigentlich der ältern Schwester Ungehorsam und Flucht die Mutter auf den Gedanken gebracht, die jüngere an ihre Stelle treten zu machen, so wie sie, obgleich Katharine sich so schonend als möglich ausdrückte, und alles vermied, was einer Klage über ihr Loos gleichen konnte, bald erkannte, daß das arme Mädchen eigentlich ihr ganzes Lebensglück und alle Hoffnung ihrer Jugend auf dem Altar der Kindesliebe geschlachtet hatte. Sie hörte sie von Sandor sprechen, und wie obenhin das auch meistens geschah, so waren

doch Gefühle dieser Art ihrem Herzen zu verwandt, und die Erinnerung an das Paradies ihrer eignen Liebe noch zu neu, als daß sie nicht aus den Andeutungen der Schwester, selbst aus dem, was sie ihr verschwieg, auf die Existenz eines tiefen, wahren, und mit voller Stärke erwiederten Gefühls hätte schließen sollen. Aber seltsam hatte das Unglück ihrer Liebe, und vielleicht noch mehr Pater Isidors Vorstellungen von der Unrechtmäßigkeit ihrer Empfindungen, und von der Genugthuung, die sie dem Himmel dafür schuldig war, auf ihr Gemüth gewirkt. Nicht mehr konnte sie sträfliche Hingerissenheit von unschuldiger Neigung trennen. Jede irdische Liebe schien ihr verdammlich, und sie bemühte sich, die Schwester davon zu überzeugen, wie kein Mann, ja keine Kreatur unsere Neigung verdiene, und unser Heil mit gänzlicher Abgezogenheit von allen irdischen Banden, Pflichten u. s. w. nur Jenseits zu suchen sey. Katharine war anderer Meinung. Zwar hatte auch sie ihre Erdenfreuden der höhern Rücksicht geopfert, und nur ihr innerer Frieden konnte ihr Ersatz seyn; aber noch immer hielt sie ihre und Sandors Liebe für rein und gottgefällig, und nicht darum für geopfert, weil sie unrecht,

sondern weil sie ihrer Kindespflicht entgegen stand.

Ludmillens Sinnesänderung ging mit jedem Tage vorwärts, wurde nun auch schon in ihrem Äußern, ihrer Kleidung, ihrer Tagesordnung und Lebensweise auffallend sichtbar, und äußerte sich hauptsächlich durch einen sehr deutlich ausgesprochenen Vorsatz, auch Katharinen zu diesen Ansichten zu stimmen, der sie sehr unduldsam gegen die verschiedenen Grundsätze ihrer Schwester machte. Eines Tages — es war etwa um die Mitte des Decembers, und die Weihnachtsfeyertage nicht mehr fern, zu deren feyerlichen Begehung sich Ludmilla mit großer Förmlichkeit bereitete — saßen die Schwestern am Fenster des gemeinschaftlichen Zimmers, das ins Thal hinab sah, wo jetzt hoher Schnee alle Pfade deckte, und melancholische Stille und Düsterheit herrschte. Katharinen war es unendlich wehmüthig ums Herz; sie dachte, wie so oft in früherer Zeit Sandor diesen Weg gekommen war, wie sie noch im Sinken der letzten Blätter mit ihm hier gewandelt, wie treu er sie geliebt, und was nun aus ihnen geworden war! Ludmilla bestritt eine Weile dieß, wie sie meinte, zu weltliche Gefühl. Aber die Erinnerung

an die Vergangenheit riß sie selbst hin, auch ihre Thränen begannen zu fliessen, und plötzlich rief sie aus: Weine nicht, Katharine! Du dauerst mich in der Seele. Höre! Wie wäre es, wenn ich meine frühere Bestimmung doch erfüllte, wenn ich ins Kloster ginge? Dann wärest du frey.

Katharine sah die Schwester starr und bestürzt an, ohne ein Wort vorbringen zu können; dann, als sie sich zu fassen, als sie zu begreifen anfing, was in den Worten der Schwester lag, rief sie zitternd vor Freuden: Mein Gott! Habe ich recht gehört? Du — du wolltest an meiner Statt ins Kloster gehn? —

Nicht doch! entgegnete Ludmilla, und alle ihre vorige Weichheit war wieder vor dem Ernste ihrer jetzigen Ansichten gewichen. Nicht statt deiner! Du sollst nicht abgehalten werden, wenn du es wünschest, deinen Vorsatz zu erfüllen, und der schnöden Männerliebe zu entsagen. Eigentlich liegt dieser Entschluß schon seit ein Paar Wochen in meiner Seele. Ich wollte nur die Feyertage abwarten, um ihn öffentlich kund zu thun. Deine Thränen haben mich hingerissen, dir ihn früher zu gestehn. Aber durchaus war es nicht so gemeint, daß du dadurch veranlas-

set werden solltest, deinem heiligen Beruf untreu zu werden.

Katharine wußte nicht sogleich, was sie auf diese Äußerung ihrer Schwester antworten sollte, und eben, als sie sprechen wollte, unterbrach sie der Anblick einer Reisekutsche, die in diesem Augenblick auf dem Bergpfad zum Schloß sichtbar wurde.

Die Schwestern wurden dadurch von ihrem Gespräche abgelenkt. Sie richteten ihre Blicke auf den Wagen. Bespannung und Livree zeigten ihnen bald, daß es ein Ungarisches Fuhrwerk war, und wirklich erkannten sie zu ihrem großen Erstaunen den Oheim Baron Ferronay, den beyde Schwestern, seit sie sein Schloß verlassen, nicht mehr gesehn. Katharine flog ihm über die Treppe entgegen; Ludmillen hielt halb Beschämung, halb Stolz zurück. Sie gedachte der Art, wie sie sich aus Ferrona entfernt, und glaubte durch ihr jetziges Betragen Ansprüche auf höhere Achtung zu verdienen, als der Oheim, der von nichts unterrichtet seyn konnte, ihr wahrscheinlich zu zollen geneigt war.

Ferronay schloß die liebe Nichte, deren Entgegeneilen ihm ein neuer Beweis ihrer kindlichen Zuneigung war, mit freudiger Rührung

an sein Herz. Aber er schien so eigen, so geheimnißvoll, wie ihn Katharine fragte, was ihnen einen so unvermutheten und so werthen Besuch zuwege gebracht habe, und dabey so vergnügt, daß sich seine frohe Stimmung unwillkührlich auch Katharinen mittheilte, und er, das liebe Mädchen noch stets an der Hand, in seiner Schwester Zimmer trat, die in der ersten Überraschung den Jahre lang vermißten Bruder nicht sogleich erkannte. Desto herzlicher waren ihre Begrüßungen, desto lebhafter die Freude der beyden alten Leute und Katharinens, die in diesen Augenblicken alles, was ihr noch vor wenig Minuten Thränen gekostet hatte, vergessen zu haben schien. Sie hatten sich so lange nicht gesehn, sie hatten, besonders Frau von Volkersdorf, die indessen in Wien gewesen und die Belagerung mit ausgehalten hatte, so viel zu erzählen! Endlich fragte der Oheim nach Ludmillen, und hörte mit Erstaunen, daß sie hier sey. Von ihrem frühern Schicksal hatten das Gerücht und Briefe ihn so ziemlich unterrichtet. Aber in Katharinens Herzen regte sich nun ein anderer Wunsch, nähmlich der, von dem Oheim zu erfahren, ob er nichts von Sandor wisse, wie es diesem gehe, wo er sey?

u. s. w. Eine Weile wagte sie, die künftige Nonne, es nicht, ihn laut werden zu lassen; aber Ferronay kam ihrer Verlegenheit zuvor, indem er mit einem Lächeln, das etwas ganz Besonderes errathen ließ, sie fragte, ob sie sich denn um Niemand zu erkundigen, und nach keinen theuern Verwandten zu fragen habe?

Ach Gott! rief Katharine: Wohl möchte ich — aber darf ich denn? Sie stockte.

Was solltest du nicht dürfen? rief Ferronay: Sandor ist dein Vetter, noch mehr, er ist dein Verlobter.

O nein, nein! rief Katharine schmerzlich.

Und, ich sage dir, ja, fiel der Oheim ein: Du bist seine Braut. Er ist in Wien, und wird morgen hier seyn, dich heimzuhohlen.

Oheim! rief Katharine, heftig von diesen Worten erschüttert, die ihr so schonungslos, wie sie glaubte, ihr ehmahliges Glück und ihren jetzigen Verlust ins Gedächtniß riefen: Oheim! Ich werde Nonne!

Pah, pah! entgegnete Ferronay: Nichts wirst du als Szalatinsky's Weib. Er bringt die Dispens vom Gelübde deiner Mutter, er war in Rom.

Mein Gott, mein Gott! rief Katharine: Darf ich glauben, darf ich hoffen?

Wie iſt das? rief Frau von Volkersdorf entſetzt: Die Dispens vom Gelübde? Katharine ginge nicht ins Kloſter? Da müßte ja meine Einwilligung —

Sorgt nicht, Mutter! rief Katharine, da ſie den Schrecken derſelben ſah: Ich habe mich einmahl euch zu eigen gegeben. Ich werde nichts thun, was eurem Willen zuwider iſt.

Ey, welche Geſchichten! donnerte Ferronay dazwiſchen: Gegen den Ausſpruch des Papſtes werdet ihr doch nicht appelliren wollen?

Aber wie hängt das Alles zuſammen? fragte Frau von Volkersdorf.

Sandor war bey mir, als er Clamm das letztemahl verließ, antwortete Ferronay, ganz in Verzweiflung über Katharinens Entſagung, aber eben ſo feſt entſchloſſen, alles zu wagen und zu verſuchen, was in ſeiner Macht war, um das Mädchen von einem Stande abzuhalten, in welchem er hier auf Erden kein Glück, und ſchwerlich in der andern Welt ein Heil für ſie ſah; denn er kannte ihren geheimen Widerwillen gegen das Kloſterleben. Er ſprach mit mir darüber, ich billigte ſeine Anſicht, wie ſeinen

Vorsatz. König Johann und mehrere bedeutende Personen in Wien verwandten sich für ihn beym Cardinal Protettore in Rom, und so ist es gelungen.

Aber ich begreife nicht, sagte Frau von Volkersdorf noch immer voll Verwunderung und Mißvergnügen, wie er, ohne Rücksprache mit mir zu nehmen, diesen Schritt thun konnte? Ich will nun einmahl, daß eines meiner Kinder dem Himmel geweiht seyn soll. Ich habe es gelobt, es ist an mir, das Gelübde zu erfüllen.

Mutter! rief jetzt Katharine: Diese Freude kann euch auch noch werden. Ludmilla hat Lust —

Ludmilla? rief die Matrone: Ach Gott! Was sagst du?

Ludmilla hat mir vor einer Stunde gesagt, entgegnete Katharine, daß sie ihren ersten Entschluß wieder ergriffen, und gesonnen sey, ins Kloster zu gehn.

Mein Kind! Mein Kind! Mein liebstes bestes Kind! Ach das dachte ich wohl, rief Frau von Volkersdorf, daß mir alles Gute nur von meiner Ludmilla käme.

Schwester! zürnte Ferronay: Sey nicht so gottlos undankbar gegen diesen Engel! — Er wies

auf Katharinen. — Sie, die dir noch nie Verdruß und nichts als Ehre gemacht hat, und die jetzt bereit war, ihr ganzes Glück deinem Wunsche zu opfern, sie setzest du der andern nach, die Schande über unser Haus gebracht, die durchgegangen und in türkischen Kleidern mit einem Landesverräther herumgezogen ist?

Oheim! rief Katharine, indem sie die gefalteten Hände bittend erhob, um den Zürnenden zu besänftigen.

Schweig! rief Ferronay: Deine Mutter soll es hören, um wie viel besser du bist, als deine Schwester. Aber wo ist denn diese? Findet sie sich zu gut, ihrer Mutter Bruder zu bewillkommen?

Frau von Volkersdorf war ganz betäubt von den mannigfachen Eindrücken, welche im Verlauf dieses kurzen Gesprächs auf sie eingestürmt hatten. Sie erwiederte gar nichts, denn sie war nicht im Stande, Etwas klar zu denken. So ging das Gespräch zwischen Ferronay und Katharinen noch fort, und dieser befahl ihr endlich, Ludmillen zu hohlen.

Während Katharine aus dem Zimmer war, fuhr er fort, seiner Schwester Vorwürfe zu machen, auf welche sie nichts zu antworten wußte,

und endlich in Thränen ausbrach. Jetzt öffnete sich die Thüre. Ludmilla in dem ganz schwarzen Traueranzug, wie sie ihn jetzt trug, und der bereits einen etwas nonnenhaften Zuschnitt hatte, trat mit Katharinen und Pater Isidor ein. Der Geistliche war bey ihr gewesen, als Katharine sie zu hohlen kam, er begleitete seine Schutzbefohlne gern, da Katharinens Worte ihm einen kleinen Sturm von Seite des Oheims für sie besorgen ließen. Ferronay erschrack wirklich über Ludmillens Aussehn. Diese Verfallenheit der einst so schönen Züge, diese Todesblässe, dieser schwärmerische Ausdruck des großen hellblauen Auges, das unter der Umschattung sehr dunkler Augenbraunen und Wimpern wie nach einer andern Welt ausschaute, gaben ihrer Erscheinung das Ansehn eines Wesens, das dieser Erde kaum mehr angehörte, und entwaffneten den Zorn des Oheims, der sich auf eine derbe Strafpredigt gefaßt gehalten hatte, und nun ziemlich freundlich sagte: Guten Morgen, Gräfinn!

Ludmilla ging mit gesenktem Haupte auf den Oheim zu, aber in ihrer Haltung war nichts von Verlegenheit oder Beschämung zu bemerken. Ich habe gesündigt! sagte sie mit dumpfer

Stimme: Ich habe vor dem Herrn Böses gethan, das muß ich büssen. Nennt mich nicht mit weltlichen Titeln, gnädiger Oheim! Nennt mich die arme Sünderinn Ludmilla!

Ferronay sah seine Nichte etwas befremdet an. Das macht mit Gott, eurem Richter und Vater aus, erwiederte er: Ich verlange nicht über euch zu urtheilen; aber ich wünschte zu wissen, ob es wahr ist, daß ihr gesonnen wäret, den Schleyer zu nehmen?

Ludmilla erhob das Auge zu Pater Isidor, gleichsam um ihn fragend anzublicken. In des Geistlichen Gesicht erschien ein strenger Ernst, der fast wie Mißbilligung aussah. Ludmilla senkte das Haupt und schwieg. Pater Isidor nahm das Wort. Eigentlich, Herr Baron, war es eine Übereilung der Frau Gräfinn, welche nur durch eine Aufwallung schwesterlicher Liebe entschuldigt werden kann, was sie hinriß, einen Vorsatz laut werden zu lassen, der mit den weltlichen Wünschen von Fräulein Katharine gar nichts gemeinsames haben kann, und dessen öffentliche Bekanntmachung einer würdigern Gelegenheit vorbehalten war.

Das mag seyn, erwiederte der Oheim, und es steht der Gräfinn frey, in diese Bekanntma-

chung so viel Feyerlichkeit zu legen, als sie für gut findet. Für diesen Augenblick spreche ich als Oheim und Stellvertreter ihres entfernten Bruders, da weder sie noch Katharine einen andern männlichen Versorger und Vormund haben, und frage als solcher in Familienrücksicht: Geht Ludmilla ins Kloster, oder nicht?

Ich wünsche es, gnädigster Oheim! erwiederte Ludmilla: Es ist mein sehnlichstes Verlangen, und ich hoffe, Gott wird mein Opfer nicht verwerfen und mir die Gnade geben, mein Gelübde, wie ich es in meinem Herzen Gott abgelegt, öffentlich in Wien zur Büßung meiner eignen Schuld und zum Beyspiel für Andere ablegen zu können.

Gut, gut! antwortete Ferronay: Dieser Punct wäre ins Reine, und meiner Schwester Wunsch, um welchen sie so viel Angst ausgestanden, erfüllt. Nun muß ich euch sagen, Frau Nichte, daß es euch zwar frey steht, eurem Beruf, wenn ihr einen wirklich fühlt, zu folgen, wie es euch gut dünkt, daß aber Se. Heiligkeit, unser regierender Papst, eure Mutter von dem Gelübde dispensirt und ihren beyden Töchtern die vollkommne Freyheit über die Wahl ihres Standes gegeben hat.

Se Heiligkeit? rief Pater Isidor, und etwas Unglauben schien in seinem Tone zu liegen.

Mein Neffe Szalatinsky bringt morgen die Schriften, entgegnete Ferronay trocken, und dann hoffe ich das Schicksal meiner Nichten auf eine genügende Art entschieden zu sehen.

Diese Dispens, erwiederte Pater Isidor, an deren Gültigkeit ich übrigens nicht zweifeln darf, wird, wie ich hoffe, auf den Entschluß der Frau Gräfinn von Zriny keinen Einfluß haben. Er ist, ohne Rücksicht auf jeden andern Wunsch, als den des eignen Heils, gefaßt worden, er wird bestehen, wenn auch Andere anders über sich verfügen zu dürfen glauben.

Katharine fühlte eine bittere Aufwallung bey dieser Äußerung. Auch ihr Oheim wollte eben dem Geistlichen ein Paar Worte sagen, die seinen Unwillen aussprachen; aber Ludmilla unterbrach ihn, indem sie, die Hände über die Brust gekreuzt und das Haupt gesenkt, wiederhohlte: Ja, er wird bestehn, hochwürdiger Herr, das habe ich euch gesagt, und mir und dem Herrn gelobt. Sorgt nicht! Ich wanke nicht.

Ferronay antwortete nicht mehr auf diese Betheurung, er unterbrach das Gespräch, das eine unangenehme Wendung zu nehmen begann, mit

einigen freundlichen Fragen nach Ludmillens Befinden und ihren letzten Schicksalen. Sie antwortete wenig und entfernte sich bald darauf, um ihrer Andacht zu pflegen. Ferronay schüttelte den Kopf, wie sie und Pater Isidor fort waren, und rief Katharinen, um mit ihr allein die vorliegenden Begebenheiten, Sandors Ankunft, seine Absichten und ihre beyderseitige Zukunft, an welcher sein Herz mit väterlicher Freude hing, zu besprechen. O wie war Katharinen so wohl! Zum erstenmahl seit mehr als einem Jahre durfte sie ihrem Gefühl zwangloſen Lauf lassen; zum erstenmahl durfte sie mit Zuversicht hoffen, und an ihr Glück glauben! Mit welchem kindlichen Dankgefühl brachte sie noch diesen Abend in der Schloßkapelle der Mutter des Heilandes, der sie von jeher ihre Sorgen und Schmerzen empfohlen hatte, jetzt ihren Dank, und überließ sich ihrer reinen Freude!

Am andern Morgen früh erschien Sandor, den Katharine erwartet und ihm in den Hof hinab entgegengeeilt war. Zu reden vermochte keines von Beyden. Sie fühlte, was sie ihm dankte, was er für sie unternommen, gelitten, gewirkt, er, der um sie retten zu helfen, die Waffen ergriffen und mit den Ungläubigen gekämpft hatte,

der ihr entsagt, als es ihre Ruhe gefordert, und jetzt wieder fast das Unmögliche unternommen hatte, um sich ihren Besitz zu sichern, dessen ganzes Streben von jeher nur dahin gegangen war, sie im würdigsten Sinne glücklich zu machen. Der Oheim, der ihr gefolgt war, legte segnend seine Hand auf des geliebten Neffen Haupt, und führte dann Beyde zur Frau von Volkersdorf, deren mütterliches Gefühl jetzt, da ihre Angst vor der Strafe des Himmels gehoben, und ihr Wunsch, eine ihrer Töchter einkleiden zu sehn, erfüllt war, sich an Katharinens und Sandors Glück erfreute, und ihnen herzlich gern ein Loos gönnte, das sie selbst zwar für minder verdienstlich hielt, als Ludmillens, in welchem sie aber, da es nun einmahl ihr eignes gewesen war, und Katharine sich bestimmt dafür erklärt hatte, doch auch nichts verdammliches fand.

Eine schöne Zeit der Liebe, der Eintracht und stillen Freude begann nun auf Schloß Clamm. Selbst Ludmilla wurde milder und umgänglicher, und Sandor, der ihr mit Hochachtung und brüderlicher Zärtlichkeit begegnete, wollte ein Paarmahl Thränen in ihren Augen gesehen haben, wenn seine Liebe für seine Braut sich zwar

mit aller Schonung, die sein Gefühl in Ludmillens Gegenwart geboth, aber dennoch zu sichtlich aussprach, um von der lebhaft empfindenden Unglücklichen nicht verstanden zu werden. Ach, auch sie war ja einst in dem Arkadien gewesen, das jetzt ihre Schwester und ihren Vetter beseligte! Dann entfernte sie sich wohl in ihr Zimmer, und Thränen, die theils dem Andenken des verlornen Gemahls, theils der Reue über eine unfreywillige Regung weltlicher Liebe flossen, waren die Gefährten ihrer Einsamkeit.

So schroff der erste Eindruck war, den Pater Isidor auf Baron Ferronay gemacht hatte, so verlor sich doch diese unangenehme Empfindung nach und nach, wie die beyden Männer näher mit einander bekannt wurden. Ferronay und Sandor mußten dem richtigen Verstande, wie den gesunden Urtheilen dieses welterfahrnen Mannes und seinen mannigfachen Kenntnissen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und manche Stunden vergingen ihnen eben so angenehm als lehrreich in Pater Isidors Umgang, der hinwieder der festen Vaterlandsliebe, reifen Einsicht und edlen Denkart der beyden Ungarn seine Achtung nicht versagen konnte. Katharine schwamm in Seligkeit; Frau von Vol-

kersdorf lebte neu auf in dem aufblühenden Glanz ihres Hauses. Sandor fühlte den ganzen Umfang seines Glückes im Besitz seiner treuen vielgeprüften Braut, und Ludmilla bereitete sich unter Pater Isidors Anleitung durch Betrachtung und Gebeth zu ihrem bald anzutretenden Stande vor. Sie erschien außer den Eßstunden nicht viel in dem Familienkreise, und selbst da nicht immer, weil sie, sich manche freywillige Entbehrung auflegend, öftere Fasttage hielt, wo sie, ganz allein in ihr Zimmer verschlossen, dieß nur mit dem Aufenthalte in der Schloßkapelle vertauschte.

Sandor hatte mit verliebter Ungeduld auf die Vollziehung seiner Verbindung gedrungen, die seit Herrn von Volkersdorfs Tode bereits ins dritte Jahr verschoben worden war. Katharine, Oheim Ferronay, selbst Frau von Volkersdorf waren es wohl zufrieden; aber Ludmilla that strengen Einspruch, als dieser Wunsch gleich in den ersten Tagen von Sandors Aufenthalt auf Clamm im Familienkreise zur Sprache kam. Sie erklärte sich bestimmt, daß ihre Einkleidung der Verheirathung der jüngern Schwester vorgehen müsse, daß sie deßhalb schon alles mit Pater Isidor, und dieser höhern Orts

in Wien eingeleitet habe, daß die Kaiserinn Eleonore von ihrem Wunsch unterrichtet sey, daß sie ihr ihren besondern Schutz zugesagt, und das Fest der Einkleidung nicht ohne Bedeutung auf den fünf und zwanzigsten Jänner, den Tag von Pauli Bekehrung, festgesetzt habe. Ludmilla werde also nach Wien gehn, wohin sie, wie sie hoffte, ihre Mutter und Schwester, der Oheim und Sandor begleiten würden, und dort unter den Augen des Hofes, im königlichen Kloster, das ganz nahe von der Burg liegt, in den strengen Orden der Clarisserinnen treten; denn dieß Kloster war von einer Erzherzoginn von Österreich, Maximilian des Zweyten Tochter, und Witwe König Karls IX. von Frankreich gestiftet, die aus ihrem Kloster durch einen eigens gebauten Gang eine stete Verbindung mit ihrer Familie unterhielt. Mit sehr gemischten Empfindungen hörte der kleine Kreis diese Eröffnung, die in einem Tone gemacht wurde, welcher zeigte, daß Ludmilla an keine Möglichkeit des Widerspruches glaubte. Dennoch fand Sandor den Termin etwas lange, und den Einfall sonderbar, daß die Einkleidung der einen Schwester der Verheirathung der andern nothwendig vorgehen müsse. Die Mutter wollte gegen die

Wahl einer so strengen Regel protestiren, welche ihr fast keine Hoffnung ließ, ihr geliebtes Kind wieder zu sehen. Oheim Ferronay meinte, in dieser ganzen Anstalt zeige sich mehr Wunsch, Aufsehen zu erregen, als eine übernommene Pflicht gegen den Himmel zu erfüllen. Aber alle diese Einwendungen wurden nicht gehört. Die Mutter, gewohnt, sich den Vorstellungen der Lieblingstochter zu fügen, gab zuerst nach, und ihre bestimmte Erklärung zwang Katharinen, sich in den Verzug zu ergeben. So mußte auch Sandor es sich gefallen lassen, und man bereitete sich nun zur Abreise nach der Hauptstadt vor, wohin Pater Isidor bereits vorausgegangen war.

Wie so ganz anders waren die Gefühle der Frau von Volkersdorf und Katharinens, als sie jetzt diese Gegenden wieder sahen, und die Stadt wieder betreten sollten, die sie einst in so verschiedenen Gemüthslagen und Umständen erblickt hatten! Obgleich jetzt tiefer Schnee das weite Gefild bedeckte, und von den tausend Reizen, welche diese Landschaft sonst schmückten, wenig zu sehen war, dünkte es Katharinen doch, wie sie jetzt an ihres Sandors Seite als seine anerkannte und unbestrittne Braut fuhr, wie

sie es seyn durfte, die ihm alle die Ortschaften und kleinen Beziehungen nannte, die ihr Gedächtniß von jener ersten Reise mit Pater Isidor wohl behalten hatte, als sey die Gegend nie so schön, die Lage der Berge, Wälder und Dörfer nie so mahlerisch gewesen. Sandor aber behielt nicht viel von dem, was ihm sein Mädchen vorerzählte; denn er sah dabey in ihr Auge, auf die Bewegung des lieblichen Mundes, auf ihr Lächeln, und vergaß, was gesagt wurde, über dem Reize derjenigen, die es sagte.

Auch die Stadt sah ganz anders aus, als sie sie vor vier Monathen verlassen hatten. Mit großer Thätigkeit waren auf des Kaisers Befehl die Spuren der Zerstörung, welche die feindlichen Verwüstungen und die eigne Vertheidigung nothwendig gemacht hatten, von den Wällen, von den Straßen u. s. w. getilgt worden. Alles trug wieder ein frisches Ansehn, und jenen Character von Wohlhabenheit und frohem Lebensgenuß, der diese Stadt für jeden Ankommenden freundlich auszeichnet. Pater Isidor hatte seinen Damen eine anständige Wohnung in einem Privathause besorgt, Ferronay und Szalatinsky quartirten sich in einem der ersten Gasthöfe ein; Katharine aber eilte sogleich zur

Oberstinn von Preysing, die sie in ihrer vorigen Wohnung und ihren gewohnten Umgebungen mit Freuden wieder fand, und die Matrone und ihre Tochter ebenfalls durch die Nachricht von der günstigen Wendung ihres Schicksals hoch erfreute. Hier erfuhr sie dann auch, daß der Kaiser den Grafen Starhemberg zum Feldmarschall ernannt [33]), und ihm einen kostbaren Ring und 100,000 Reichsthaler verehrt, die Stadt Wien aber sein Haus in der Vorstadt Wieden auf ewige Zeit von allen Abgaben befreyt habe. Der König von Spanien hatte ihm das goldne Vließ, und der Papst dem Erhalter der Vormauer der Christenheit seinen Dank und ein köstliches Geschenk gesendet, auch den Bischof Collonits zum Cardinal ernannt. Katharine brachte alle diese Neuigkeiten zu ihrer Mutter nach Hause, und äußerte ihren Zweifel, ob der Bischof, der nun einer der ersten geistlichen Fürsten geworden, sich auch noch seines Versprechens erinnern, und ihre Trauung würde verrichten wollen, wie sie es bisher mit stiller Freude gehofft? Pater Isidor benahm ihr diese Besorgniß, indem er ihr sagte, daß er den Cardinal vor ein Paar Tagen zufällig bey Hofe getroffen, und dieser ihm nicht allein ver-

sprochen habe, die treue Pflegerinn seiner Kranken mit dem Manne ihrer Wahl zu vermählen, sondern auch früher die Einkleidung ihrer Schwester selbst zu verrichten. So war nun Alles nach Wunsch geendet, und in Katharinens Brust nur noch ein Wunsch, zu erfahren, was aus dem treuen Kolschützky geworden? Sandor nahm es sogleich über sich, ihn aufzusuchen; denn auch er dankte ja dem wackern Mann Vieles. Es ward ihm nicht schwer ihn zu finden, aber er traf ihn nicht mehr in seinem ehemahligen Hause in der Leopoldstadt, wohin ihn Katharine gewiesen, sondern in der Stadt, unfern von St. Stephan, wo er ein Kaffehhaus, das Erste, was je in Wien existirte, auf Erlaubniß des Magistrats errichtet, und wodurch bald der Gebrauch der Bohnen von Mocca, die man früher kaum gekannt, durch die ungeheuern Vorräthe, welche sich davon im Türkischen Lager gefunden, zum allgemeinen Bedürfniß wurde. So ist es denn dieser wackere Grieche, dessen unerschrockener Muth ihn zum tapfern Vertheidiger und endlich zum Kundschafter für die bedrängte Stadt machte, dem alle jene, welchen dieser Trank jetzt noch Genuß gewährt, seine erste Bekanntmachung danken. Auch wurde auf Befehl des

Magistrats jedem folgenden Kaffehwirth zur Pflicht gemacht, Kolschützky's Porträt in zierlichem Rahmen in seinem Gewölbe zu bewahren, und zu ehren.

Bruder Herz — denn so wurde der brave Grieche von Jedermann genannt, weil er auch in seinem neuen Beruf jeden Gast so zu bewillkommen pflegte — empfing den alten Bekannten voll ehrerbiethiger Freude, hörte mit der lebhaftesten Theilnahme die neuesten Schicksale eines Hauses, das ihm durch seine nahe Verschwägerung mit dem seines geliebten ehemahligen Herrn theuer geworden war, und nahm dankbar die Einladung zur Hochzeit an, die Sandor in seinem und seiner Braut Nahmen ihm brachte.

Ludmilla ward durch Pater Isidor der Kaiserinn vorgestellt. Sie war von diesem Tage an viel um diese Fürstinn, welche schon am Wolfgangsee lebhaften Antheil an dem Schicksal der Unglücklichen genommen, und der Entschluß, die Welt, in der sie wohl noch hätte glänzen können, mit dem Kloster zu vertauschen, gewann ihr der Monarchinn erhöhte Gunst. Ganz Wien sprach von der Witwe des Grafen Zriny, von ihrer Schönheit, von ihrem Schick-

sal, von ihrem Vorsatz, von der Gnade der Kaiserinn, die ihr so vorzüglich zu Theil ward, daß Eleonore mit fürstlicher Freygebigkeit ihre Ausstattung fürs Kloster besorgte. Alles, was hoffen konnte, bey der Ceremonie Zulaß zu erhalten, hatte wochenlang vorher sich um diese Vergünstigung beworben. Ludmilla genoß noch einmahl, ehe sie der Welt entsagte, den Triumph, sich mit Aufmerksamkeit und Theilnahme betrachtet, gesucht und vorgezogen zu sehn. Wenige Tage vor ihrer Einkleidung, wozu der Cardinal Collonits eigends aus Neustadt herüber kam, fuhr sie, wie es damahls Sitte war, durch drey Tage, jedesmahl anders, und jedesmahl aufs kostbarste in reiche Stoffe gekleidet, die nach ihrem Eintritte ins Kloster diesem anheim fielen, und die guten Klarisserinnen für lange Zeit mit prächtigen Kirchenornaten versahen, im offnen Wagen, den die Kaiserinn ihr aus den eignen Remisen zu geben befahl, durch die Stadt, und eben so lange war in kleinern und größern Kreisen Gräfinn Zriny der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs.

Der feyerliche Tag kam nun; die Kaiserinn, der ganze weibliche Hof, und was von den adelichen und angesehenen Frauen in der Kirche zu

den heiligen Engeln Platz fand, war zugegen. Ludmilla betrug sich mit Anstand und Festigkeit, obwohl Katharinen und andern, die sie näher kannten, die tiefe Erschütterung nicht entging, in der ihr ganzes Wesen sich befand. Am Ende der Ceremonie war sie einer Ohnmacht nahe, und die ersten Tage ihres neuen Berufs fühlte sie sich so krank, daß die Oberinn sie von jeder schweren Pflicht für diese Zeit lossprechen mußte. Doch erhohlte sie sich bald wieder, und gab dem ganzen Kloster durch Gehorsam, Strenge gegen sich selbst und Ergebung in jede Pflicht ein leuchtendes Beyspiel.

Acht Tage darnach wurde Sandors Vermählung mit Katharinen still und geräuschlos, wie sie es gewünscht hatten, durch denselben würdigen Priester, der ihre Schwester zu ihrem schweren Beruf eingesegnet hatte, vor Gottes Altar geheiligt. Gerne hätten sie diesen wichtigen und schönen Tag in der Einsamkeit ihres Bergschlosses, nur von der Familie und ihren Unterthanen umgeben, gefeyert; aber Frau von Volkersdorf konnte sich nicht so geschwind von der geliebten Tochter trennen, und länger zu weilen, vertrug Sandors Ungeduld nicht. Kolschützky, die Oberstinn, Graf und Gräfinn Dü-

newald nebst Pater Isidor, dem die ganze Familie Achtung und Ehre bewies, waren die einzigen fremden Zeugen dieser stillen Feyer. Nach ihrem Beschluß und noch einigen kleinen Festen, die die erwählten Freunde ihnen zu Ehren anstellten, kehrten sie auf Clamm zurück, und Katharine theilte nun fortan ihr Leben zwischen ihrem Gemahl und ihrer Mutter, indem sie abwechselnd diese auf Clamm besuchte, oder von ihr in der Zips besucht wurde, bis endlich, da Ludmilla, nachdem sie Profeß gemacht, und ihrem strengen Orden zu Folge, die Mutter nicht mehr sehen durfte, die gute Matrone sich ganz wieder nach ihrem Vaterland wandte, und theils bey ihrem Bruder Ferronay, theils bey ihren Kindern und Enkeln, hochgeehrt und geliebt, und von Allen gern gesehen, ihr Leben beschloß.

Anmerkungen.

1. Dieses Echo ist wirklich auf dem Falkenstein am Wolfgangsee befindlich, und seine Wirkung in der einsamen Gegend voll Felsenkuppen, die den Schall vervielfältigen, auffallend.

2. Man zeigte vor mehreren Jahren im Pfarrhofe zu St. Wolfgang das Gemach, welches zu Kaiser Leopolds Aufnahme bestimmt, und auf die beschriebne Art verziert war. Doch kam der Monarch nicht wirklich dahin, sondern kehrte von Linz nach Wien zurück. Ich habe mir um der Schönheit der Umgebungen des Sees willen, diese Abweichung erlaubt.

3. Diese Legende wird in St. Wolfgang erzählt, der Stein und die Kapelle gezeigt.

4. Ps. 106. V. 35. 36.

5. Geschichtlich. Es war in der Gegend des Schottenhofes.

6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. Geschichtlich.

14. Kolschützky's ganze Expedition, die Episode mit dem Offizier abgerechnet, ist aus einem kleinen Hefte, welches damahls im Druck erschien, und wovor sein Porträt in Kupfer gestochen zu sehen ist, und aus dem Tagebuch der Belagerung genommen.

15. 16. Geschichtlich.

17. Alles, was auf den Marsch der Truppen,

die Schlacht und den Entsatz Bezug hat, ist ganz nach der Geschichte.

18. 19. 20. 21. Geschichtlich.

22. 23. 24. Von nun folgt bis zur Eroberung der Stadt die Erzählung, wenige kleine Ausschmückungen abgerechnet, dem Gang der wirklichen Begebenheiten.

25. 26. 27. 28. Geschichtlich, so wie die Umstände beym Tedeum.

29. Diese Kapelle stand einst unterhalb des Presbyteriums fast mitten in der Kirche.

30. 31. Geschichtlich.

32. Graf Zriny starb mehrere Jahre später auf der Festung, die sein Gefängniß gewesen war, im Zustand der Geistesverwirrung. Für die Geschichte dieser Blatter ist sein Todesjahr gleichgültig.

33. Alles, was über Graf Starhemberg, Collonits und Kolschützky vorkommt, ist wahr.

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2445
P8B4

Pichler, Karoline von
Greiner
Die Belagerung Wiens